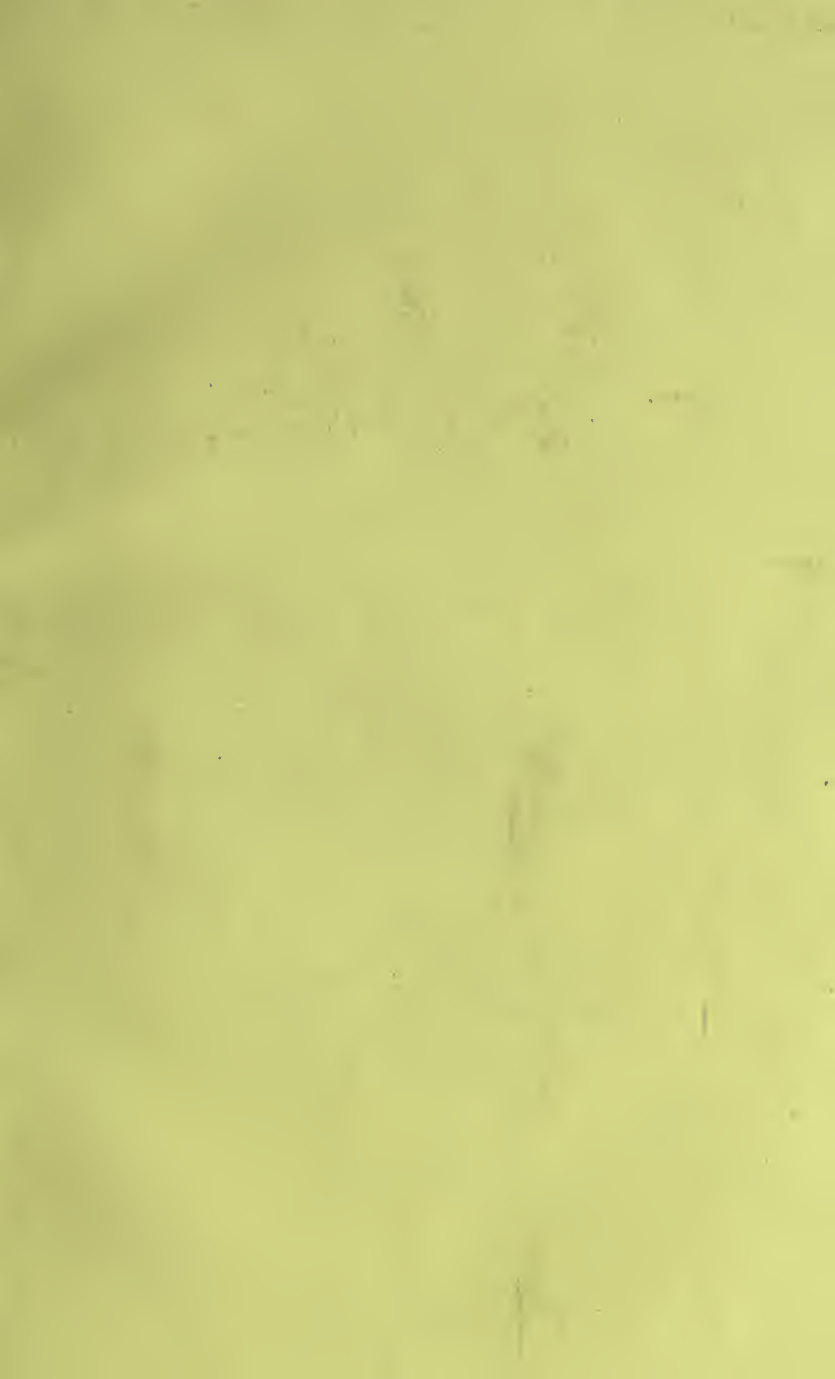
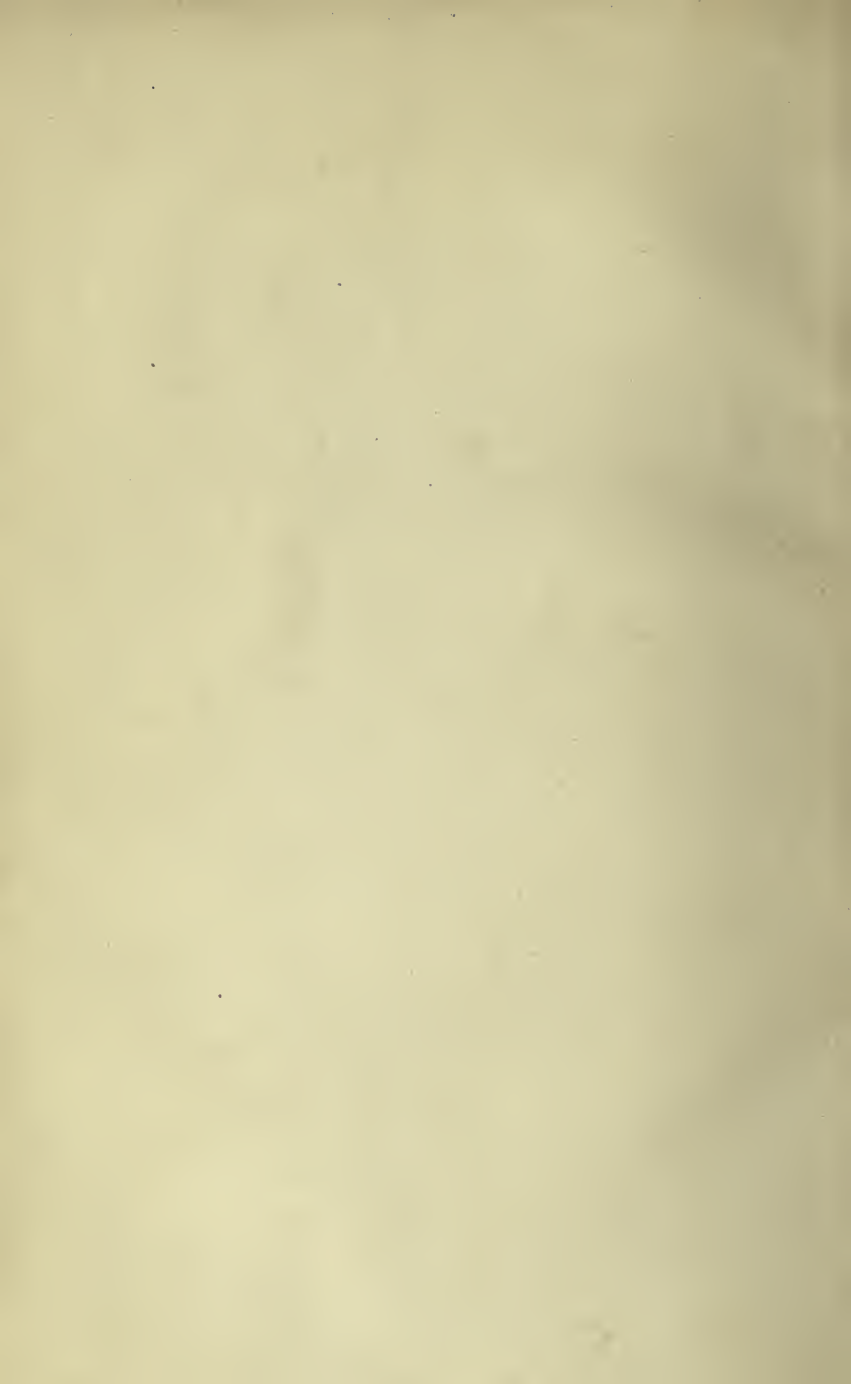






Herbstabende und Winternächte.

Gespräche

über

Deutsche Dichtungen und Dichter.

Von

Ludwig Ettmüller.

Erster Band.

Achtes bis zwölftes Jahrhundert.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1865.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Frauen

Mathilde Wesendonck

freundlich gewidmet.

Vorberathung.

Da wäre ich denn, meine Gnädigste, sagte Freiherr Wilmar von Hausen zur Gräfin Irmgard in das Zimmer tretend und die ihm mit einem freundlichen Lächeln von ihr entgegengestreckte Hand küssend, da wäre ich also, um Ihre Befehle in Empfang zu nehmen. Aber das muß ich sagen, ein ganz besonderes Gelüste haben Sie da wieder einmal bekommen, meine wundersame Freundin. Sie wollen laut Ihrem Briefe für diesen Herbst und Winter auf Forsteck gelehrte Abendgespräche veranstalten, um, wie Sie sich bescheiden ausdrücken, die Werke unserer Dichter, der ältern und ältesten wie der neuern und neuesten, etwas genauer kennen zu lernen, als Sie dieß bis jetzt vermochten. Beim heiligen Hugbert! ich fürchte fast, Sie gedenken in die höchst ehrenwerthe Zunft der Blaustrümpfe zu treten. Statt hoch zu Rosse an unseren gesegneten Jagden Theil zu nehmen und Ihre Wangen durch die frische Luft des Forstes höher färben zu lassen, wollen Sie vermittelst Tinte und Papier zierliche Herren und Frauen hervorbringen und das Buchverzeichniß der Leipziger Messe mit anschwellen helfen. Oder täusche ich mich, meine Gnädigste?

Ja, mein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, da täuschen Sie sich wirklich, wenn Sie dergleichen zu glauben geruhen, erwiderte Irmgard, den Freiherrn zum Sopha führend und neben ihm sich niederlassend. Beruhigen Sie sich nur! Ich will weder geistliche Schauspiele schreiben, wie die selige Nonne Hrothswith zu Gandersheim, die Nichte Kaiser Otto's des Ersten, noch sehr irdische Romane, wie die erlauchte Gräfin Hahnhahn, die, weil sie so fleißig

literarische Eier legt, eigentlich wohl Hennehenne oder Huhnhuhn heißen sollte; weder heideduftende Romanzen und Balladen dichten, wie die Droste-Hülshoff, noch sehnsüchtige Mondscheinlieder singen wie — Sie wissen schon, wen ich im Sinne habe — obwohl ich den Frauen den Männern gegenüber das Recht und die Befugniß zu dichten und zu schriftstellern gewahrt wissen will. Nein, da beruhigen Sie sich nur; dieser Ehrgeiz liegt nicht in meinem Herzen. Aber der Meinung bin ich, daß jede Frau, die auf etwas Höheres als auf die Herschaft in der Küche und am Theetische Anspruch machet, kurz die mit Recht zu den Gebildeten zählen will, auch noch etwas mehr wissen sollte, als was man heute zu speisen habe, wenn man gestern das oder jenes genossen hat, und daß sie etwas mehr kennen sollte, als die literarischen Blüthen und Grashalme des Tages, und mehr gelesen haben, als Schiller und Goethe, Friedrich Richter und Rückert. Daß ich es Ihnen also ganz einfach und kurz sage: mein Streben geht einzig dahin, mich mit den Werken der hervorragenden Geister unseres Volkes in alter und neuer Zeit etwas gründlicher, als dieß gewöhnlich geschieht, bekannt zu machen, und dieß zwar auf die bequemste Weise. Bequem einmal müssen wir Frauen dieß billig haben. Und dazu habe ich mir folgenden Plan ausgedacht, wenn sie die Güte haben wollen, mir geduldig zuzuhören. Aber entschuldigen Sie mich, werther Freund, wenn das mir Wichtige mich einen Augenblick das Ihnen jetzt vor allem Nöthige vergessen ließ. Der Morgenritt wird Ihre „Begierde der Speis' und des Trankes," wie begreiflich ist, erregt haben; erlauben Sie mir also zuvor diese zu stillen. Mein Oheim kam soeben von seinem Feldgange zurück, den er, wie Sie wissen, jeden Morgen macht, und es wird ihn freuen, wenn Sie ihm beim Frühstück Gesellschaft leisten wollen. Nachher können wir dort oder hier die Behandlung unseres Gegenstandes weiter führen. Sie werden auch sonst noch einige Bekannte am Tische antreffen, die seit den letzten Tagen auf unserer alten Burg sich einstellten, um den Winter mit uns in Gemüthlichkeit, so gut es gehen mag, zuzubringen. Und das ist für meinen Zweck sehr förderlich, folglich mir sehr angenehm.

Mit einer Verbeugung reichte Gräfin Irmgard dem Freiherrn ihren Arm und führte ihn aus ihrem traulichen Erkerstübchen im südlichen Thurme nach dem eine Treppe tiefer liegenden Speisesaale, wo sie mehrere Frauen und Herren bereits um einen runden Tisch gereihet antrafen.

Da wir mit allen, welche den heiteren Kreis um den Tisch herum bildeten, später in nähere Berührung kommen, so wird es gut sein, wenn wir schon jetzt ihre vorläufige Bekanntschaft zu machen suchen. Sämmtliche Glieder der Tischgesellschaft waren näher oder ferner mit einander verwandt, wie sich schon aus dem traulichen, zwanglosen Wesen, das an dem Tische herschte, schließen ließ. Der Thüre gegenüber, auf einem Armstuhle, dessen hohe, braun gebeizte Lehne in Spitzbogenstyl zierlich geschnitzt war, saß der alte Graf Anshelm von Hünenberg, der Oheim der Gräfin Irmgard, ein Mann, der sich sehr wohl erhalten hatte, obwohl er den siebenziger Jahren nahe war. Sein leichtgeröthetes Antlitz ward von schneeweißem, in halblangen Locken getragenem Haupthaare und dichtem weißem Barte noch mehr hervorgehoben. Trotz seines Alters war seine Gestalt stramm und aufrecht und lebhaft leuchteten seine blauen Augen, sobald er an einen der Mahlgenossen das Wort richtete. Er hatte die hohe Schule zu Heidelberg und Göttingen besucht, sich zwar daselbst keiner der sogenannten Fachwissenschaften hingegeben, wohl aber sehr verschiedenartige Vorlesungen über mannigfaltige Gegenstände mit reger Theilnahme und deßhalb auch mit großem Gewinne gehört, darauf bis zum Rückzuge der Franzosen aus Rußland in stiller Zurückgezogenheit auf seiner Stammburg gelebt und dann als einer der ersten den Lützowschen Jägern sich angeschlossen. Nach dem Frieden, den auch er durch sein Blut mit erkauft hatte, hielt er sich eine Reihe von Jahren in der Hauptstadt des Landes auf, in hoffnungsvoller Erwartung der Dinge, die da versprochener Maßen kommen sollten, aber mit wenig befriedigter Wahrnehmung der Dinge, die da wirklich kamen. In Staatsdienst trat er nicht, obwohl man ihm verschiedene und glänzende Anerbietungen machte. Im Jahr 1818 hatte er sich mit seiner Base, einer Schwester der jetzt an seiner

Seite sitzenden Frau von Teufenstein vermählt, seine ebenso geistreiche wie schöne Gemahlin aber im ersten Kindbette verloren, worauf er sich mit dem ihm von ihr geborenen Sohne auf seine Stammburg zurückzog, um, durch nichts gestört, einzig der Erziehung des Kindes und der Erinnerung an die Dahingeschiedene leben zu können.

Sein Sohn war zu einem kräftigen jungen Manne herangewachsen und in diesem Augenblicke zur Vollendung seiner Bildung auf einer Reise durch Skandinavien begriffen, von der man ihn jedoch in nächster Zeit zurück erwartete. Italien und Frankreich hatte er früher bereist; jetzt kam es ihm darauf an, germanische Sitte und Lebensweise in ihrer ungetrübten Entwickelung kennen zu lernen.

Dem alten Grafen zur Seite saß, wie eben bemerkt ward, seine Schwägerin, die verwittwete Freiin von Teufenstein, eine Frau von sechszig Jahren, die noch deutliche Spuren einstiger hoher Schönheit an sich trug. Geist, zugleich aber auch große Gutmüthigkeit sahen ihr aus den Augen. Sie waltete hier als eigentliche Frau vom Hause und übte mit ruhiger Milde und Gelassenheit alle Pflichten einer solchen, das Große und das Kleine mit gleicher Liebe umfassend, während ihre Nichte, die Gräfin Irmgard, sich, wenn es anging, gern von den kleinen Lasten des Tages freimachte, um sich ihrer Neigung zu geistiger Beschäftigung ungestörter hingeben zu können. So lange ihr Gemahl lebte, der in österreichischen Kriegsdiensten stund, war sie ihm von einer Stadt zur andern gefolgt, und so eigentlich niemals und nirgends recht heimisch geworden. Um so wohler that es ihr, jetzt endlich eine bleibende Heimath gefunden zu haben, da sie für feste Heimathlichkeit von jeher große Neigung hatte, und das Stätige, wenn auch Beschränkte dem Wechselvollen und Mannigfaltigen bei weitem vorzog.

Ihr zur Linken stund Fräulein Berta von Lunkhofen, die sich gerade von ihrem Stuhle erhoben hatte, als die Beiden eintraten, um die mit Fleisch belegten Teller herumzubieten und die Tassen mit Thee zu füllen, was sie jedoch nicht hinderte den Eintretenden einen freundlich lächelnden Blick zuzuwerfen, von dem man nicht mit Gewißheit sagen konnte, ob er mehr ihrer Freundin, der Gräfin

Irmgard, oder deren Begleiter galt. Sie war die Tochter der jüngeren Schwester des Grafen, wie Irmgard die der älteren, und pflegte mit jedem Herbst auf Burg Forsteck zu erscheinen, um den Winter bei ihrem Oheime zuzubringen, und sie zog diesen still-gemüthlichen Kreis bei weitem der rauschenden Hauptstadt vor, wo ihre Eltern lebten. Sie war um fünf bis sechs Jahre jünger als Irmgard, hatte wie diese dunkelblaue Augen, aber nicht goldblonde Haare wie sie, sondern tiefschwarze. Sie war eine kühne Reiterin und nicht minder gewandte Schlittschuhläuferin, und beides machte ihr den Landaufenthalt bei ihrem Oheime immer ganz besonders angenehm, da sie mit ihm bald in den weitausgedehnten Forsten jagen, bald auf dem den Fuß der Burg bespülenden See halbe Tage lang zierlich auf ihrem Stahlschuhe dahin schweben konnte, ohne befürchten zu müssen, auf unliebsame Weise in den Mund der Menschen zu kommen. Aber diese Lieblingsbeschäftigungen hinderten sie keineswegs, des Abends am gemüthlichen Kamine ein Wort mitzusprechen, wenn die Unterhaltung geistige Erzeugnisse beschlug. Oft freilich gerieth sie dabei mit Irmgard in den lebhaftesten Streit, da nicht selten beide gerade entgegengesetzten Ansichten huldigten, wobei dann immer die Frau von Teufenstein mit gewohnter Milde schiedsrichterlich eintrat und ausgleichend den Frieden herstellte.

Gegenüber am Tische saßen das Fräulein Küngold von Herblingen und der Freiherr Künrich von Stoffeln, die zu den anderen eigentlich weder recht sich schickten noch sich auch in ihrer Gesellschaft recht behaglich fühlten. Küngold war Hoffräulein, sie fühlte aber in sich den Stoff zu einer vollkommenen Obristhofmeisterin, und dieß oder etwas ähnliches wäre sie denn auch von Herzen gern gewesen; aber der Neid ließ, wie sie sagte, ihre Verdienste nicht aufkommen. Sei dem nun wie ihm wolle; zum Hoffräulein eignete sie sich ganz vortrefflich. Auf Forsteck gieng es ihr bei weitem nicht anständig genug zu und daran nahm sie begreiflicher Weise Anstand, obwohl sie das niemals äußerte, denn das wäre auch wider den Anstand gewesen, sondern nur in ihrem Innern dachte. Künrich aber fühlte sich nur behaglich im Umgange mit seinen Standesgenossen,

den Gardeofficieren, da er dort niemals genöthigt war, sich in Gebiete zu versteigen, wo er weder heimisch war noch auch sich einleben wollte. Am liebsten sprach er von Pferden und Hunden oder von den Uniformen aller europäischen Heere und von der Form und Zahl ihrer Knöpfe. Höchst entzückt würde er daher gewesen sein, wenn irgend ein uniformabänderungslustiger Fürst, zumal einer der mächtigeren, in dieser wichtigen Angelegenheit ihn um seine Meinung und seinen Rath gefragt hätte. Daß dieß leider bis jetzt noch nicht geschehen war, das schrieb er einzig dem Umstande zu, daß es bei jedem Heere augenscheinlich genug Leute geben mußte, welche dieselben Kenntnisse besaßen. Wie ernst er es mit diesem Gegenstande nahm, geht daraus hervor, daß er sich fünfzig zwölf Zoll hohe Puppen hatte fertigen lassen, denen er eigenhändig die Uniformen schneiderte. Das dazu nöthige Zeug verschaffte er sich dadurch, daß er in den Tuchhandlungen und bei den Schneidern allerhand Reste und Abfälle kaufte, auch wohl seine Bekanntinnen um schickliche Beiträge ansprach. Der Gardehauptmann also wie das Hoffräulein fühlten sich auf Forsteck nicht an ihrem Platze, beide waren aber durch ihre Verhältnisse genöthigt, alle Jahre einige Male die Gastlichkeit des alten Grafen, ihres, wenn auch entfernten, Verwandten in Anspruch zu nehmen. Wenn es sich nun traf, daß sie beide zugleich in ihre Verbannung gehen konnten, wie sie es nannten, — was sie denn auch, wenn es nur möglich war, zu bewirken suchten, — so machte es sich noch und sie verlebten manche vergnügte Stunde mit einander. Waren sie freilich einzeln, und wie sie sagten, einsam hier, so hätten sie vor langer Weile sterben mögen, und die Frau von Teufenstein hatte dann beide Hände voll zu thun, wenn sie die ungnädige Laune des gnädigen Fräuleins auch nur einiger Maßen besänftigen wollte.

Dieß war die Gesellschaft, zu welcher jetzt Gräfin Irmgard den Freiherrn Wilmar führte.

Aha! rief der alte Graf, indem er dem Freiherrn seine Hand lächelnd entgegenstreckte, ich merke, es wird Ernst mit dem Todtengerichte, das meine gestrenge Nichte diesen Herbst hindurch hier zu hegen gedenkt. Herzlich schüttelte Wilmar die ihm dargebotene

Hand und nahm darauf den ihm von der Frau von Teufenstein angewiesenen Stuhl ein, nachdem er derselben unter herzlichem Morgengruße die Hand geküßt, den übrigen Tischgenossen aber seine Verbeugung gemacht hatte. Ja wohl, bester Oheim, entgegnete Wilmar, vorausgesetzt, daß Sie den Malberg anweisen und den Richtern Ihren Schutz ertheilen.

Das soll geschehen, sagte lächelnd der alte Herr, zumal da ich fest überzeugt bin, unsere Todtenrichter hier werden weder so griesgrämische Murrköpfe sein, wie die der griechischen Unterwelt, noch auch so priesterlich beschränkt, wie die im alten Aegypten. Darüber beruhigt mich schon der Umstand, daß auch Frauen mit zu Gerichte sitzen werden, was übrigens nur billig ist.

Da haben Sie ganz Recht, gnädigster Herr Graf, sagte mit sichtbarem Bewußtsein seiner Würde der Hauptmann Künrich von Stoffeln, ja, über Verse und Romane und andere Dinge von gleicher Wichtigkeit dürfen die Frauen immerhin richten, zumal wenn sie sich dafür enthalten, über ungleich wichtigere Sachen zu urtheilen, Sachen, von deren Wichtigkeit dieselben — ich bitte um Entschuldigung, meine Gnädigen — denn doch keine genügende Einsicht haben, wie z. B. über die Angelegenheiten des Militärs und Aehnliches.

Wir sind Ihnen für dieß Zugeständniß sehr dankbar, erwiderte nicht ohne ein spöttisches Lächeln Gräfin Irmgard, und ich zum wenigsten verspreche Ihnen feierlichst, daß Sie niemals von mir ein Urtheil über die Knöpfe Ihrer Uniform oder über die rothen Aufschläge derselben zu befürchten haben sollen.

Wie Sie doch auch gleich böse werden können, meine schöne Muhme; und doch, das werden Sie mir einräumen, ist die Uniform des Militärs gar keine Sache, worüber jeder Mensch ein Urtheil hat. Ich getraue mir zu behaupten, daß Napoleon die Preußen bei Jena nie geschlagen hätte, wenn sie nicht durch die verdammten Zöpfe, die dreieckigen Hüte und langen Gamaschen verunstaltet worden wären. Mit den ähnlich gekleideten Franzosen konnten sie bei Roßbach schon fertig werden, und sie wurden es auch; aber mit den ganz anders uniformirten Soldaten Napoleons

war es ein ganz anderes Ding. Das behaupte ich, und ich weiß, daß mich darin Niemand widerlegen wird.

Davor sind Sie ganz sicher, bester Herr Hauptmann, nahm Freiherr Wilmar das Wort, eben als Gräfin Irmgard antworten wollte. Ja, der Zopf spielt, und nicht nur in der Kriegsgeschichte, seit den ältesten Zeiten schon eine sehr bedeutende Rolle. Es ist wirklich staunenerregend, was alles schon von dem Dasein oder Nichtdasein eines Zopfes abgehangen hat. Das preußische Heer verlor seine Zöpfe, nachdem es von den Franzosen war geschlagen worden, und schlug dann, wie sich von selbst versteht, eben weil es zopflos war, die Franzosen. Simson dagegen schlug die Philister allemal, so lange er seines Zopfes sich erfreute, ward aber von ihnen geschlagen, und zwar mit Fäusten, sobald er seinen Zopf verloren hatte. Hieraus ergibt sich unwiderlegbar die kriegerische Wichtigkeit der Zöpfe, und es wäre gewiß sehr ersprießlich, wenn alle jungen Männer, welche auf die goldenen oder silbernen Schulterdecken Anspruch machen, bei der Prüfung auch die Frage zu beantworten hätten, warum der bezopfte Simson immer gesiegt habe, der zopflose aber geschlagen worden sei, während doch gerade umgekehrt das preußische Heer, so lange es Zöpfe trug, von Napoleon geschlagen ward, dann aber, als es den Zopf abgelegt hatte, ihn besiegte. Ja, ja, es ist völlig klar, einzig vom Zopf hieng es ab, ob man siegte oder unterlag.

Aber, meine Herren, warf Fräulein Berta rasch ein, als Wilmar eben Athem holte, um einen neuen Satz zu beginnen, ist es denn auch erlaubt, Frauen beim Frühstück von Zöpfen zu unterhalten, selbst wenn es kriegerische „Schicksalszöpfe" wären? Daß Sie mir nur nicht gar noch auf die politischen Schicksalszöpfe kommen und etwa tiefgelehrt und hocherspießlich zu erörtern beginnen, daß einzig darum unsere lieben Deutschen heutzutage zur allgemein gewünschten Einheit nicht gelangen können, weil sie den alten Reichszopf nicht los werden oder nicht fahren lassen wollen, und doch, wie es scheint, Niemand finden, der geneigt wäre, besagten Hauptschmuck sich anheften zu lassen. Bitte, liebe Küngold, helfen Sie mir doch freundlich die Herren erbitten,

ein anderes für uns anziehenderes Gespräch auf die Bahn zu bringen.

Sie entschuldigen gütigst, entgegnete Küngold, indem sie ihren Fächer zierlich in Bewegung setzte, wenn ich mir erlaube, auch in dieser Sache einigermaßen anderer Ansicht zu sein als Sie. Zwar, was der Herr Baron vorzubringen geruhten, ist mir — ich darf versichern, ohne meine Schuld — nicht völlig klar geworden; eben so weiß ich mir, aufrichtig gestanden, bei Ihrem politischen Schicksalszopfe und Reichszopfe kaum etwas vernünftiges zu denken; aber was der Herr Hauptmann vortrugen, das war eben so richtig und tiefgedacht als schön ausgesprochen. Mir zum wenigsten ist es völlig klar geworden, und es scheint mir noch ganz und gar nicht widerlegt zu sein, wenn es überhaupt widerlegbar ist.

Ein dankbarer Blick Künrichs belohnte Fräulein Küngold, und schon rüstete er sich zur ferneren Erhärtung seines Satzes, denn er strich sich den Schnurrbart zurecht, als ihn Frau von Teufenstein gutmüthig dieser Mühe überhob, indem sie sagte: Aber Sie lassen ja den Thee ganz kalt werden, lieber Vetter; das ist nicht recht! Auch thun Sie dem mittelalterlichen Küchenkunstwerke meiner Nichte sehr wenig Ehre an; denn Ihr Teller ist, wie ich leider sehe, noch immer voll. Oder sollte gar Ihre so rühmliche Stellung am Hofe Ihres durchlauchtigsten Herrn und die dadurch Ihnen zu Gebote stehenden feinen Genüsse Sie für unsere Ländlichkeiten oder, wenn Sie lieber wollen, Irmgardische Mittelalterlichkeiten unempfänglich gemacht haben?

Keineswegs, keineswegs! entgegnete, sich verneigend, Künrich, und zum Beweise der Wahrheit seiner Versicherung begann er mit beiden Kinnbacken zu arbeiten, so daß in kurzer Zeit seine Tasse und sein Teller völlig geleert waren. Nein, gnädigste Tante, fuhr er jetzt fort, nachdem er seinen Bart getrocknet hatte, Sie thun mir Unrecht mit Ihrer, auf Ehre! grundlosen Vermuthung. Sie wissen ja selbst, daß ich seit jeher die größte Achtung und Vorliebe für alles Mittelalterliche gehegt und gepflegt habe. Ist doch das Mittelalter die glückliche Zeit, da der Adel noch unbestritten

die ihm gebührende Geltung hatte, und da weder die Gansfeder dem Pfauenschweife, noch die Elle dem Schwerte den Rang streitig zu machen wagte. So kann ich es nur von ganzem Herzen billigen, daß unsere anmuthige Freundin die Abende dieses Herbstes den Werken der ritterlichen Dichter des Mittelalters zu widmen gedenkt, wie mir vor einigen Tagen bereits ein geistvoller Mund im Vertrauen mittheilte, und ich sage gern meine Theilnahme und meinen Beistand zu. In der That, ich freue mich sehr darauf, da ich überzeugt sein darf, nur echt Adeliges da zu hören zu bekommen. Eigentlich ist doch alles und jedes, was Bürgerliche schrieben, für uns wenig angemessen, und der Adel sollte es sich zum Gesetze machen, nichts zu lesen, was nicht einen Mann von altem Adel zum Urheber hat.

Ich bin Ihnen im Voraus sehr verbunden für Ihr Versprechen, sagte lächelnd Irmgard, obwohl ich leider sagen muß, daß wir es wohl auch mit Gedichten zu thun haben werden, deren Verfasser dem Volke und nicht dem Adel angehörten. Diese Gedichte werden Sie also schon mit in den Kauf nehmen müssen. Aber es kann leicht kommen, daß uns Ihre ohne Zweifel höchst gediegene Kenntniß des Mittelalters und seiner Sitten und Einrichtungen sehr erwünscht sein und unsere Dankbarkeit fordern wird; denn Ihre von Ihnen selbst mit so rühmlichem Freimuthe bekannte Vorliebe für das Mittelalter läßt doch nichts anders erwarten, als daß Sie dasselbe Ihres eindringenden Forschungstriebes für würdig erachtet und folglich ihm Ihren Fleiß zugewendet haben.

Der edle Freiherr erröthete etwas, in Verlegenheit über den ihm in Aussicht gestellten Dank; denn ihm fiel plötzlich ein, daß er seine ganze Kenntniß des Mittelalters einzig dem Turnirbuche Rüxners und den Romanen von Spieß und Genossen zu verdanken habe. Doch faßte er sich bald, und er beschloß, den Ruf seiner Kenntniß des Mittelalters durch möglichstes Stillschweigen zu wahren, eingedenk des Bekenntnisses des alten Weisen: er habe oft bereuet, geredet, nie, geschwiegen zu haben.

Ich weiß nicht, sagte der alte Graf mit seinem gewöhnlichen feinen Lächeln, während der angegebene Entschluß in Künrichs

Geiste aufdämmerte, ich weiß in der That nicht, ob unser kriegerischer Herr Vetter bei einer eingehenden Besprechung der ritterlichen Dichter des Mittelalters seine Rechnung so ganz bestätigt finden werde, wie er sich dieß ohne Zweifel verspricht. So weit ich sie kenne, hegte keiner von ihnen Gesinnungen und Anschauungen, wie sie den Adel unserer Tage nur zu häufig erfüllen.

Da mögen Sie ohne Zweifel vollständig recht haben, bester Herr Graf, nahm Baron Wilmar das Wort; auch ich glaube nicht, daß irgend einer jener Ritter bis zu der richtigen Ansicht durchgedrungen war, der Adel solle zwischen Fürst und Volk Mittler sein und die Rechte beider mit gleicher Treue schirmen und schützen, was doch heute unbestritten die Bestimmung und Aufgabe des Adels sein muß, wenn er lebensfähig sein will. Aber daß man im Mittelalter zu dieser Ansicht weder gelangte noch auch gelangen konnte, das war doch nur Folge der eigenthümlichen Gestaltung des damaligen Staatslebens, folglich nicht Schuld des Adels.

Nach meiner Ansicht, nahm Fräulein Küngold mit Stolz und Selbstgefühl das Wort, nach meiner unerschütterlichen Ueberzeugung, wenn Sie mir gestatten diese auszusprechen, hat der Adel niemals diese Aufgabe gehabt, die Sie die Güte haben ihm zuzuweisen, noch hat er sie jetzt. Seine ausschließliche Bestimmung und zugleich seine Ehre ist es und kann es nur sein, die Höfe der Fürsten zu zieren, den Fürsten mit hingebender Treue zu dienen und um dieselben einen schützenden Wall zu bilden, den die Wogen des Aufruhrs und der Empörung zu durchbrechen nicht vermögen, von dem sie vielmehr mit Schimpf und Schande zurückweichen sollen. Dann aber hat er auch dafür zu sorgen, daß die höchsten und allerhöchsten Ohren vor dem ätzenden Gifte gemeiner, niedriger Zungen bewahrt bleiben.

Ich danke für die Rolle, die Sie uns da zutheilen, entgegnete mit edlem Zorn Irmgard. Freilich, der Adel war Stütze der Throne in jenen Zeiten, da dieselben mehr durch die Faust als durch den Kopf gestützt werden mußten. Einst freilich stützte der Adel den Thron; jetzt aber ist leider der Thron nur gar zu

oft des Adels Bärenhaut und Lotterbette. Wo Landstände sind, bedarf es weder adeliger Gränzwächter zwischen Monarchie und Despotie, noch flimmernder Sterne, damit die fürstlichen Sonnen das Volk nicht gar zu sehr blenden. Und Ihr adeliger Wall zum Schutze der Fürsten und ihrer Rechte! Ich schäme mich dieß zu berühren. Wie oft hat er sich nicht nur allzuzerbrechlich erwiesen? Wer war es denn, der den unglücklichen Kaiser Heinrich IV. so schmachvoll im Stiche ließ, als die weltlichen und geistlichen Fürsten unter seinem trotzigen Sohne Heinrich ihn so hart bedrängten und entwürdigten? Wer stand zu ihm, und wer verließ ihn? Wollten nicht einzig die Bürger der rheinischen Städte mit ihren Mauern und Leibern ihn decken? und war es nicht der Adel, der ihn seinen Feinden preisgab? Waren nicht alle die Befehlshaber, die 1809 die preußischen Festungen den Franzosen so schmählich auslieferten, vom ältesten und reinsten Adel? Soll ich der Beispiele noch mehrere anführen? Nein! ich schäme mich. Nur zu viel Recht haben diejenigen, welche da behaupten, der Adel sei eine Frucht des Staates; Früchte aber haben eine Zeit der Blüthe und des Faulens. Im Mittelalter besaß der Adel körperliche, wie die Geistlichkeit geistige Ueberlegenheit. So war es ehedem. Aber nur wenn von Vorrechten die Rede ist, die der heutige Staat nicht mehr gewähren darf, spricht der Edelmann: „So war es ehedem." Und so gleicht denn der Adel dem Epheu, der die Eiche, die den Staat stützt, versteckt, schmückt, aber auch — aussaugt. Aber das gnädige Hoffräulein ist, wie wir bereits vernahmen, ganz anderer Meinung, und sie theilt vielmehr die Ansicht jenes Grafen Solms, der einst sich äußerte:

„Gott zuvor und die wehrhaft Hand
Wird uns behalten das Vaterland,
Welches ist das Römisch Reich
Mit seinem Adel arm und reich —"

folglich weder Bürger noch Bauern gekannt zu haben scheint; — nicht aber diejenige eines Grafen von Orlamünde, der, als ihm ein Hofjunker zurief: „Ihr seid aus dem edelsten und ältesten Geschlechte der Thüringe," antwortete: „Und wenn ich so adelig

wäre, daß mir die Rebhühner aus der Nase flögen, was hülfe mir das ohne Verdienste!"

Gräfin Irmgard hatte sich warm gesprochen und mit hochgerötheten Wangen stund sie vor ihrem Stuhle. Der alte Graf Hünenberg lächelte, indem er seine Tasse gemächlich leerte; Wilmar blickte staunend zu seiner Freundin Irmgard hinüber und wußte ihren Eifer in dieser Sache sich nicht recht zu erklären; Fräulein Berta begann ein schalkhaftes Liedchen leise zu trillern; die Frau von Teufenstein sah bald Irmgard mißbilligend, bald Küngold tröstend an; der kriegerische Hauptmann strich seinen Bart in einiger Verlegenheit; Fräulein Küngold endlich erhob sich, schob ihren Stuhl zurück und indem sie sich in ihrer ganzen Höhe aufrichtete, sagte sie mit einem bedeutsamen Blick auf den Hauptmann von Stoffeln: Ein Haus, wo man so über den Adel denkt, ist für ein Fräulein, welches die Ehre hat Hoffräulein zu sein, kein schicklicher Aufenthaltsort; und auch für einen Edelmann, der seinem Fürsten als Krieger zu dienen gewürdigt wird, kann es nur schmerzlich sein, unter einem Dache zu weilen, wo man seiner pflichtschuldigen Gesinnung so unbedacht und rücksichtslos entgegentritt. Ich werde daher, Herr Graf von Hünenberg, mit Ihrer Erlaubniß dem Kutscher den Befehl geben anzuspannen und mich nach der Residenz zurückzufahren. Hierauf verneigte sie sich vor dem Grafen, dem Hauptmann und der Frau von Teufenstein und schritt ohne die anderen eines Blickes zu würdigen, mit Aufbietung aller ihr möglichen Erhabenheit zur Thüre hinaus.

Der Hauptmann Künrich von Stoffeln rückte auf seinem Sessel verlegen hin und her und wußte nicht sogleich, sollte er der zürnenden Ungnädigen folgen oder bleiben. Das Aufgeben einer so gut besetzten Tafel, wie die des alten Grafen, war keineswegs nach seinem Geschmacke; hinwiederum fand er es sehr bedenklich, dem Hoffräulein gegenüber eine für ihn leicht gefährlich werdende Blöße zu geben. Endlich kam er zu einem Entschlusse. Er wollte ihr folgen, aber nur für jetzt aus dem Zimmer; Aug' in Auge mit ihr wollte er alle seine Beredtsamkeit und allen seinen Einfluß auf sie aufbieten, um sie zum Hierbleiben zu bewegen. Es mußte

gelingen, zumal wenn Frau von Teufenstein seine Bemühung unterstützte, worauf er mit Sicherheit rechnete; denn er wußte so gut als das Fräulein selbst, daß man sich am Hofe über ihre Abwesenheit nicht eben sehr grämte. Auch war es ihm so gut wie allen andern bekannt, daß sie mit Irmgard gar nicht ernstlich brechen durfte; denn ohne deren großmüthige und reichliche Unterstützung würde es um die langen Hofschleppkleider des Fräuleins wohl schlecht gestanden haben. So erhob er sich denn, gürtete seinen jungfräulichen Säbel um, nahm den befiederten Hut und schritt mit den Worten: Nein, Fräulein Küngold darf von unsern lieben Verwandten eines raschen Wortes wegen nicht im Zorne scheiden! mit eiligen Schritten zur Thüre hinaus nach dem Zimmer des Hoffräuleins.

Aber, liebe Nichte, begann jetzt die Frau von Teufenstein mit vorwurfsvoller und doch sanfter Stimme zu Irmgard, du bist doch wohl mit deinen Aeußerungen ein wenig zu rücksichtslos vorgegangen. Gewiß, es war nie deine Absicht, die Base zu kränken, und es ist dir, davon bin ich überzeugt, von Herzen leid, daß sie durch deine Worte sich gekränkt fühlt. Da ich dieß sicher annehmen darf, so will ich mir alle Mühe geben die Gereizte zu besänftigen.

Ich weiß nicht, entgegnete Irmgard, wie Küngold durch ganz allgemein gehaltene Behauptungen, wie die meinigen doch waren, sich beleidigt fühlen kann. Stund es doch ihr frei mich zu widerlegen und mich, wenn sie es vermochte, eines Bessern zu überzeugen. Ihre eigene Aeußerung über den Adel ist für diesen, wie ich die Sache ansehe, bei weitem beleidigender als alles, was ich sagte, für sie. Uebrigens bedarf es keiner Versicherung erst, daß es meine Absicht niemals war, sie zu kränken oder gar zu beleidigen. So thue denn nur immer dein Möglichstes, liebe Tante, die Zornmüthige in eine Sanftmüthige umzuwandeln.

Die würdige Frau von Teufenstein gieng sofort hinaus, um auf die hochgehenden Wogen des hoffräulichen Zornmeeres das beruhigende Oel ihrer milden Worte auszugießen; die zurückbleibende Gesellschaft aber verharrte eine Zeit lang in einer gewisser Maßen verlegenen Schweigsamkeit. Die Unterhaltung war durch

den schroffen Aufbruch des Hoffräuleins einmal gestört und Niemand wußte sogleich die rechte Saite anzuschlagen. Da begann der alte Graf von Hünenberg: Ich habe zu den Herzensergießungen meiner liebenswürdigen Nichte geschwiegen, aber nicht etwa, weil ich alles gut heißen möchte, was über und gegen den Adel gesagt ward. Daß der Adel eine größere Bedeutung noch hat, als Irmgard ihm scheinbar zugestehen will, geht schon daraus hervor, daß jedes Jahr eine große Menge Unadeliger für die drei Buchstaben eine Menge Geldes mit Freuden zahlt. Denn welcher verständige Mann würde wohl für eine durchaus werthlose Sache so viel gutes Geld geben? Unterschied der Stände wird stets stattfinden; er ist nothwendig und folglich von der menschlichen Gesellschaft unablösbar. Freilich verhalten sich der ursprüngliche Adel und der heutige sehr ungleich zu einander. Da es nun im Mittelalter höfische, ritterliche, adelige Dichtungen gibt, im Gegensatze zu denen der Volksdichter und bürgerlichen Meistersinger, so dürften einige geschichtliche Bemerkungen über den Adel unter den gegebenen Umständen, da wir uns ja mit der Dichtkunst des Mittelalters beschäftigen wollen, ganz wohl am Platze sein. Jedes alte, echte Volk gliederte sich bekanntlich dreifach. Es bestund aus Edlen, Freien, Unfreien. Die Könige, wo deren vorkommen, sind allemal aus den Edlen hervorgegangen. Ein Adelsgeschlecht, das sich durch Tüchtigkeit, und zwar meist durch kriegerische Tüchtigkeit, vor den andern auszeichnete, kam dadurch, und nur dadurch, an die Spitze des staatlichen Vereines, und die Dankbarkeit des Volkes war es, welche diesem Geschlechte das Ansehen und die Geltung des Ahnherrn in den Enkeln treu und heilig bewahrte. Das sogenannte Königthum „von Gottes Gnaden" entstund weit später. Seine Quelle ist die Krönung der römischen Kaiser durch den Pabst. Da der Kaiser, wie man leicht begreift, sich nun nicht wohl „Kaiser durch des Pabstes Gnade" nennen konnte, obgleich nach der Meinung Gregors VII., Innocenz III. und anderer Päbste der Kaiser nur Kaiser durch des Papstes Gnade sein sollte, so nannte er sich Kaiser durch Gottes Genade, wogegen der Pabst nichts einzuwenden hatte. Die übrigen Könige der Christenheit, die sich dem Kaiser

gern in Allem gleichstellten, nahmen demnach auch das „von Gottes Genaden" an, und so bekamen nach und nach diese drei Worte eine ganz andere Bedeutung, als sie ursprünglich hatten. Im Gegensatze zu den alten Königen, die durch das Volk gewählt und später noch zum wenigsten vom Volke bestätigt wurden, wollte man bald von diesem Rechte des Volkes nichts mehr wissen, und will es auch heute nicht. Aber zurück zu den alten Königsgeschlechtern. Ein solches waren bei den Ostgothen die Amalunge, bei den Westgothen die Balthunge, bei den Baiern die Agilulfinge, bei den Franken die Merowinge, bei den Westsachsen in England die Kerdikinge, d. h. die Nachkommen von Amala, Baltha, Agilulf, Merowe, Kerdik. Alle diese, wie überhaupt alle alten Adelsgeschlechter, führen ihren Ursprung auf einen Gott, und zwar auf Wodan zurück, und eben ihre im Volksglauben begründete Abstammung von einem Gotte war es, die auch ihren Adel begründete. So entsprechen die echten Adelsgeschlechter der Deutschen den Heroengeschlechtern der Hellenen. Diese Gestaltung der Sache änderte sich aber, als das Christenthum angenommen ward und zu gleicher Zeit der feudale Staat aufkam. Die Königsgeschlechter traten mehr hervor, die Adelsgeschlechter zurück. Neben dem alten Adel entstund der feudale, d. h. derjenige, dessen Ansehen und Geltung nicht auf seiner göttlichen Abkunft, sondern auf seinem Lehen beruhete. Manche dieser Adelsgeschlechter sind aus den Freien, manche sogar aus den Unfreien hervorgegangen; denn auch Unfreie, die in den Hofdiensten der Könige stunden, erhielten von der Gunst derselben nicht selten Lehengüter. Der Hofdienst adelte gleichsam und der Grundbesitz gab Vermögen, Reichthum, Einfluß. Eine dritte Adelsklasse erwuchs aus dem Ritterstande. Ritter waren ursprünglich Alle, welche zu Rosse Kriegsdienste thaten. Das konnten aber nur die Vermöglichen, denn Roß und Rüstung mußte jeder selbst stellen. Die Ritterwürde war niemals erblich, gieng vom Vater auf den Sohn nicht über, mußte stets erworben werden. Aber die Nachkommen derer, die Ritter waren, schieden sich bald von den Gemeinfreien und bildeten eine Menschenklasse, die sich Adel beilegte. Aus dem Feudal- und Ritteradel ist der heutige

alte Adel, sind sogar alle Fürstengeschlechter entsprossen. Selbst das älteste und berühmteste aller neuen Fürstengeschlechter, das der Karolinge oder Pippinge, stieg aus dem Hofdienstadel empor. Die letzte und neueste Adelsklasse bildet der Briefadel; denn als die Fürsten sich des Rechtes anmaßten den Adel zu ertheilen, was sie ursprünglich keineswegs hatten, so entdeckten sie darin sehr bald eine ergiebige Einnahmquelle. Es war für sie begreiflicher Weise weit bequemer und angenehmer, statt eines Lehengutes ein Stück beschriebene und bemalte Eselshaut zu ertheilen und sich dafür noch bezahlen zu lassen. So braucht es jetzt weder göttliche Abkunft noch Verdienst, um adelig zu werden, sondern nur Geld. Seit aber der Adel nicht mehr auf göttlicher Abkunft, kriegerischer Tüchtigkeit und Verdiensten beruhet, hat er auch seine sittliche Bedeutung verloren. Seine Bedeutung besteht nur noch in den Vorrechten, die er hat, und die begreiflich die Fürsten, so lange sie können, ihm bewahren werden, weil sonst diese Waare ihre Anzugkraft verlieren würde.

So verhält es sich heut zu Tage mit dem Adel und eben hieraus ergiebt sich auch, weßhalb die Einen, wie unsere erlauchte Gräfin Irmgard, selbst wenn sie zum Adel gehören, den Adel befehden und nicht mehr gelten lassen wollen, die Andern immer und immer wieder für ihn die bald scharfen, bald stumpfen Speere einlegen, wie wir dieß von unserem heute sehr ungenädigen Hoffräulein und ihrem getreuen Trabanten, dem Herrn Hauptmann, zu sehen das Vergnügen hatten.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Auseinandersetzung, Herr Graf, sagte schalkhaft lächelnd Fräulein Berta; aber gut ist es immerhin, daß Küngold dabei nicht zugegen war; Sie würden sich ihre tiefste Mißbilligung zugezogen haben. Nun begreife ich auch, wie es kommt, daß man an Allen, die sich für ihr gutes Geld ein solches Stück beschriebene und bemalte Eselshaut gekauft haben, sowohl in unserer als auch in bürgerlicher Gesellschaft, wie ich schon oft zu bemerken Gelegenheit hatte, immer eine gewisse Blödigkeit wahrnimmt, gleichsam als fühlten sie, daß sie weder dahin noch dorthin gehören, und als wären sie sich bewußt, eine

Lächerlichkeit begangen zu haben. Ja, ja! wie die Kutte keinen Mönch und der Lorbeer keinen Dichter macht, so macht auch solch ein Stück Eselshaut nicht sofort einen Adeligen, und aus dem neuen Baron glotzt nur zu oft der alte Heringshändler, Pflasterstreicher, Rechtskünstler, Federfuchser oder gar Kuppler hervor. Bei dieser Sachlage freilich ist dem Adel kaum mehr aufzuhelfen, selbst dadurch nicht, daß man die hervorragendsten Männer bürgerlichen Standes in den Adel aufnimmt, ohne daß sie dafür bezahlen müßten; vielmehr wundere ich mich, wie ein Göthe, ein Schiller und Andere sich die Ertheilung des Adels gefallen lassen mochten.

Sie vergessen der Vorrechte, deren der Adel sich noch erfreut, sagte Wilmar, und der Schwäche, die auch dem Hervorragendsten anhaften kann. Aber bitte, bester Herr Graf, Sie sind heute so beredt, bitte, halten Sie uns noch, gleichsam als eine ebenfalls zur Sache gehörende Fortsetzung, einen Vortrag über die Orden, die man zu Ehren oft wunderlicher Dinge, wie des Widderfelles und der Damenstrumpfbänder, des Elephanten und des Nordsterns, der Hasentödtung und der Falkenbeize, und zur Belohnung der verschiedenartigsten Verdienste und Nichtverdienste gestiftet hat, und die jetzt sogar bei den Türken Beifall und Nachahmung gefunden haben.

Ueber die Orden, erwiderte der alte Graf, kann ich kurz sein und es bedarf dazu auch wohl keiner besonderen Beredtsamkeit. Die Orden hatten ursprünglich keineswegs weder den Zweck noch die Bedeutung, die sie jetzt haben. Ursprünglich hießen sie „Gesellschaften," und die ältesten derselben reichen nicht über den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hinaus. An den Höfen der Fürsten herschte damals, wie auch wohl jetzt noch oft, die größte Langweile, und zwar um so unbestrittener, je weniger ein Fürst befähigt war, seine freie Zeit durch Beschäftigung mit Wissenschaft oder Kunst auszufüllen. Die Langweile war aber zu allen Zeiten lästig und so ist es ganz begreiflich, daß man auf Mittel sann, sich ihrer zu entledigen. Demzufolge bildete der eine und der andere Fürst um sich einen Kreis geistverwandter Männer, den er seine „Gesellschaft" nannte. Den Kern derselben bildeten selbstverständlich immer die dem Fürsten angenehmsten Hofmänner und zum Zeichen ihrer

Verbindung trugen sie eine goldene Kette mit irgend einem von dem Fürsten nach Neigung gewählten Schaustücke, welches zuweilen wohl noch auf einen anderweitigen Zweck hindeuten mochte. Kam ein fremder Gesandter oder ein fahrender Ritter an solch einen Hof und wußte er sich die Zuneigung des Fürsten zu erwerben, was nicht immer besonders schwierig war, so ward er in die Gesellschaft aufgenommen oder, wie man sich auszudrücken beliebte, der Fürst gab ihm seine Gesellschaft. Mit mancher solchen „Gesellschaft" wurden freilich wohl auch hie und da politische oder kriegerische Zwecke verbunden, wie es mit der Gesellschaft des goldenen Vließes der Fall war, und das war dann gewisser Maßen eine Anlehnung an die alten geistlichen Ritterorden. Ein Kaiser, wenn ich nicht irre war es Rudolf II., feilte sogar allerhöchsteigenhändig goldene Ordenszeichen für einen Fürstenverein, der sich verpflichten sollte jedem Kriege zu entsagen und alle Streitigkeiten durch Richterspruch entscheiden zu lassen. Er hatte jedoch das betrübende Unglück, daß die meisten Fürsten, denen er seinen Orden übersandte, denselben ihm zurückschickten. Es lag nahe und man kam auch bald darauf, Verdienste um den Fürsten durch Aufnahme in seine Gesellschaft zu belohnen, und da die hervorleuchtendsten Verdienste des Adels kriegerischer Art waren, so wurden nach und nach aus den Gesellschaften der Fürsten Anstalten zur Belohnung kriegerischer Tapferkeit. Es giebt heute noch Orden, die nur dazu da sind. Da man jedoch bald nicht umhin konnte, anderartige Verdienste um die Staaten und Fürsten den kriegerischen gleichzusetzen, so wurden theils neue Orden gestiftet zur Belohnung nichtkriegerischer Verdienste, theils kriegerische Orden auch an solche vergeben, deren Verdienste nicht kriegerischer Art waren. Es ließe sich gegen die Orden nichts Erhebliches einwenden, wenn man nur bei deren Verleihung immer mit der gehörigen Umsicht verfahren wäre und verführe; aber dieß war und ist leider nicht immer der Fall, und so haben ganz begreiflich die Orden in den Augen der Verständigen ihre Bedeutung fast gänzlich verloren. Gar zu oft sind sie nur ein und zwar keineswegs unschädliches Spielzeug kindischer oder lächerlicher Eitelkeit.

Aber bester Oheim, die Damenorden, zu welcher Gattung gehören denn die Damenorden? fragte Fräulein Berta. Wenn ich die Jungfrau von Orleans, die La Hache, die Jungfrau von Saragossa und einige andere, die in dem Befreiungskriege gegen Napoleon mit zu Felde zogen, ausnehme, kenne ich keine kriegerische Frauen. Nach dem gemeinen Sprachgebrauche dürften sogar kriegerische und zänkische Frauen gleichbedeutend sein.

Nun, lächelte Graf Hünenberg, kriegerische Frauen gab es schon noch außer den Genannten. Die griechischen Amazonen sind ja weltbekannt und ohne Zweifel haben alle unsere Frauen hier die Gedichte vom böhmischen Mägdekriege und vom Jungfrauenheere Karls des Großen gelesen, oder nicht? Die Damenorden jedoch sind ganz und gar nicht zur Belohnung kriegerischer Verdienste der Frauen gestiftet, sondern — aber ich weiß bei Gott selbst nicht, welcher Art die Verdienste einer Frau sein müssen, damit sie würdig sei, in einen Damenorden aufgenommen zu werden. Doch lassen wir das. Irmgard hat, wie wir hörten, heute noch anderes zu thun, als Angriffe gegen den Adel zu richten und Bemerkungen und Ansichten über Adel und Orden und dergleichen Dinge anzuhören. Wir haben uns zwar heute bereits bei weitem länger beim Frühstückstische verweilt, als sonst es zu geschehen pflegt; dennoch würde ich es für das Beste erachten, falls Sie sich nämlich noch nicht ermüdet fühlen, wenn wir gleich jetzt und hier das Nöthige über die gewünschten gelehrten Abendunterhaltungen bespräche; es wäre denn, daß unsere ebenso anmuthige als gelehrte Veranlasserin die Sache ihrer eigenen Entscheidung vorbehalten wollte.

Ganz und gar nicht, bester Oheim, entgegnete Irmgard mit der freundlichsten Miene. Im Gegentheil, dürfte ich mich überreden, daß dieser Gegenstand für Sie nicht allzu unbedeutend wäre, so würden uns Ihre Winke und Vorschläge, wie die gelehrten Abendunterhaltungen, wie Sie sie zu benennen die Güte hatten, etwa am zweckdienlichsten einzurichten sein dürften, nur höchst angenehm sein können und meinen herzlichsten Dank verdienen. Ich will sogleich befehlen, daß Tassen und Teller entfernt werden, dann können wir behaglich die Sache vornehmen.

Schnell ward abgeräumt. Während des Abräumens giengen die Einen im Saale auf und ab, die Andern traten in ein Fenster und blickten hinaus über den See. Nein, sehen Sie nur, flüsterte Fräulein Berta dem an ihrer Seite stehenden Baron zu, das Herz des gestrengen Hoffräuleins muß noch nicht den gewöhnlichen ruhigen Schlag wiedergewonnen haben; sie bedarf noch der sanften Bewegung auf den Wellen des Sees, um die Wogen ihres Herzens ganz zu besänftigen, und der Herr Hauptmann ist so freundlich, das Schifflein zu rudern. Wenn es nur nicht zu der gesuchten noch eine ungesuchte Abkühlung giebt! Ich würde wahrhaftig großes Bedenken tragen, mich dem Herrn Hauptmann zur Führung im Kahne anzuvertrauen. Nun, so viel zum wenigsten ist sicher, daß sie nicht fortgeht, und daß die Rappen des Herrn Grafen heute noch nicht ihretwegen sich ermüden sollen. — Aber kommen Sie, die Berathung soll beginnen! Hiemit gieng sie zu ihrem Sessel und der Baron Wilmar folgte.

Nun denn, begann der alte Graf, sich in seinem Stuhle bequem zurücklegend, nachdem Alle wieder ihre Sessel eingenommen hatten, nun denn, so beginnen wir nur die Berathung! Da zunächst die deutschen Dichtungen des Mittelalters den Gegenstand der Abendgespräche abgeben sollen, so, denke ich, haben wir vor allem besondere Wortführer zum wenigsten für die einzelnen Dichtungsgattungen zu bezeichnen, da wir kaum so glücklich sein dürften, für die besonderen Geistesrichtungen, die innerhalb der Gattungen zur Erscheinung kommen, einen Vertreter aufzutreiben. Wenn ich darf, so möchte ich den Freiherrn Wilmar freundlichst ersuchen, unsere Beschlüsse kurz aufzumerken, das dürfte uns später von Nutzen sein. Wilmar schickte sich an, den Bleistift zu handhaben und der alte Graf fuhr fort: Die Hauptgattungen der mittelalterlichen deutschen Dichtkunst sind, wie ich mich von früherher noch erinnere, dieselben wie bei allen andern Völkern, welche die Dichtkunst nicht einseitig nur geübt haben; es giebt also eine epische, lyrische, dramatische und didaktische Gattung, wie die Gelehrten sie benennen, oder erzählende Heldengedichte, für den Gesang bestimmte Lieder, Schauspiele und Lehrgedichte. Innerhalb dieser

Hauptgattungen giebt es aber nun besondere Unterarten, die sehr von einander abweichen und deren jede, wie gesagt, ihren besonderen Vertreter verlangt, wenn die Sache für den Einzelnen nicht allzu ermüdend werden soll. Auch zieht wohl die Neigung den Einen dahin, den Andern dorthin, und wer z. B. über die Volksdichtung die gründlichste und vortrefflichste Unterhaltung zu führen wüßte, kann vielleicht, wenn er über die Kunstdichtung reden soll, die Aufgabe mehr als bedenklich finden.

Da wird es, sagte Irmgard, ohne Zweifel am Gerathensten sein, wenn unser Schriftführer die Hauptgattungen aufzeichnet und die Unterarten sofort darunter bemerkt. Wir sehen dann, wen wir etwa zum Vertreter der Gattung oder der Art bezeichnen können. Beginnen Sie also, bester Herr Oheim, mit den epischen Dichtungen, und Sie, lieber Wilmar, setzen den Namen des Mannes, der das Wort darüber zu führen hat, an die Seite der Gattung oder Art. So kommen wir, meine ich, am leichtesten und kürzesten zum Ziele.

Ich werde Ihrer Weisung nachkommen, meine Gnädige; aber wenn nun — und man kann nicht wissen, was sich ereignet — eine Frau oder ein Fräulein, und nicht ein Mann, zur Wortführerin für eine Gattung oder Art belieben sollte, so werden Sie mich ohne Zweifel bevollmächtigen, auch deren Namen an die bestimmte Stelle zu setzen?

Was? rief da Fräulein von Lunkhofen mit halb vorwurfsvollem, halb herausforderndem Tone, eine solche Last könnten Sie auf unsere schwachen Schultern legen? Wäre das wirklich Ihr Ernst? Dafür kenne ich Sie doch allzu ritterlich. Ziehen Sie also immerhin Ihre Anfrage zurück; von mir, das glauben Sie nur, wird die begehrte Vollmacht Ihnen niemals ausgestellt. Wir taugen zum Zuhören und allenfalls hie und da eine, wie's kommen mag, gute oder schlechte Bemerkung mitlaufen zu lassen, aber nicht das Hauptwort in so wichtig-ernster Sache zu führen. Das Gesagte soll ganz besonders von mir gelten; denn ob nicht Gräfin Irmgard bei ihrem reichen Wissen zur Uebernahme eines solchen Amtes berechtigt und mithin auch verpflichtet sei, darüber wird sie wohl das Schlußwort sich selbst vorbehalten.

Nein, erwiderte Irmgard, du redest dich nicht frei und hüllest du dich auch in den Mantel einer dreifachen Bescheidenheit. Manche Riesen der Sage legen drei Panzer an, einen über den andern, aber das schützet sie nicht vor den Schlägen des Kampfes; und somit rathe ich auch dir, dich lieber auf das scharfe Schwert deines Geistes zu verlassen, als auf irgend einen Mantel, und wäre es auch die Tarnkappe vom Horte der Zwerge. Aber ich kenne dich, Liebchen; es beliebt dir einmal zu scherzen und du würdest mit vollem Rechte uns zürnen, wenn wir so unbillig sein könnten, dich der Würde eines Selbstlauters zu berauben und zur Rolle eines Mitlauters zu verurtheilen.

Nun höre mir einmal Einer! entgegnete Berta. Du sprühest ja schon jetzt die Funken deiner Gelahrtheit von dir, daß wir wohl thun, die Augen zu schließen, um nicht geblendet zu werden. Ich sagte schlecht und recht meine Meinung, und du wirfst mir dafür in einem Athem einen dreifachen Riesenpanzer und eine Kappe vom Horte der Zwerge an den Kopf. Ist das freundlich von dir?

Ei Liebchen, sagte Irmgard, hast du etwa eine Beule davongetragen? Komm her, ich will sie dir bekreuzen, daß sie sich niedergebe und deine schöne Stirne nicht verunziere.

Gieb Friede! ich unterwerfe mich dir auf Genade oder Ungenade, entgegnete Berta; denn wenn du so fortfährst, so kommen wir heute schwerlich zu Ende und morgen auch nicht. Bitte also, bester Herr Graf, den Faden der Berathung in Gottes Namen weiter zu führen. Ich lebe der frohen Zuversicht, daß die Herren mit mir gnädiger verfahren werden, als es unsere gestrenge Gelahrtheit hier im Sinne hat.

Die epische Hauptgattung, fuhr der Graf hierauf fort, scheidet sich in das Volksepos, das ritterliche Kunstepos und in das geistliche Epos oder die Legende. Für diese Dreiheit brauchen wir drei Wortführer und ich bitte nun, diese gefälligst zu bezeichnen.

Ich denke, sagte Gräfin Irmgard, das Volksepos überweisen wir am füglichsten dem Professor Haspinger und die Legende dem würdigen Sohn des H. Benedict, dem P. Leodegar. Für beide wird die Sache nicht zu mühsam sein, denn beide sind, wie ich

weiß, des Stoffes vollständig mächtig. Auch haben mir beide früher schon zugesagt, nur hat der Erste die Erfüllung seiner Zusage an ihm dazu nöthige Ferien, der Andere an die Erlaubniß von Seiten seines Abtes geknüpft. In acht Tagen, glaube ich, beginnen für Haspinger die Ferien, und die abtliche Erlaubniß wird, wie ich hoffe, mein gütiger Oheim dem P. Leodegar auswirken; es bedarf dazu gewiß nur einer freundlichen Bitte an den hochwürdigsten Herrn.

Die übernehme ich, sagte der alte Graf, und wenn man auf Haspinger rechnen darf, so sind zwei Stellen besetzt.

Und was das ritterliche Kunstepos betrifft, nahm das Fräulein von Lunkhofen nicht ohne eine gewisse Schalkhaftigkeit plötzlich das Wort, so versteht es sich doch ganz von selbst, daß nur ein ritterlicher Mann da ein würdiger Wortführer sein kann. Dazu erlaube ich mir denn, wenn auch unvorgreiflich, den Herrn Baron Wilmar von Hausen in aller Demuth vorzuschlagen. Sollten ihm was ich nicht fürchten will, die nöthigen Kenntnisse in Betreff der Mäntel und Kappen, der Stiefel und Sporen aus- oder abgehen, so wird ihm ohne Zweifel sein gelehrter Freund, der Freiherr Künrich von Stoffeln, Gardehauptmann in Dünkelbergischen Diensten, mit seinem reichen Vorrathe aushelfend beispringen. So haben wir gewiß nur etwas höchst Vollkommenes zu gewärtigen.

Sehr verbunden, meine Gnädigste, entgegnete Wilmar, zugleich lächelnd sich verneigend; aber ich möchte mir lieber einen andern Gegenstand ausbitten und für den eben in Frage stehenden unsern verehrten Herrn Grafen hier vorschlagen. Er ist bei weitem gründlicher als ich mit diesem Gegenstande bekannt, und wir können unmöglich einen bessern Wortführer uns wünschen. Ob er den mir gütigst verheißenen Hilfsmann annehmen oder ablehnen will, das bleibt natürlich seinem Ermessen überlassen.

Gewiß will der Herr Baron von Hausen also die Lehrdichtung übernehmen, fuhr Berta in gleichem Tone fort, da das ritterliche Epos ihn weniger anzusprechen scheint. Nun, Lehren ertheilt er, wie man weiß, gar zu gern. Auch hat er, in manchen Dingen zum wenigsten, ganz entschiedene Lehrgabe. Zum Ueberflusse versprechen wir noch, Irmgard und ich, den uns zu ertheilenden

Lehren, soweit es uns gefällig sein wird, auf das Gewissenhafteste nachzukommen.

Wahrlich, sagte Wilmar, wenn ich mehr das Angenehme meiner Aufgabe im Auge hätte, zumal bei der verheißenen Folgsamkeit solcher Schülerinnen, — als das Beste der ganzen Gesellschaft, so könnte ich mich leicht versucht fühlen, auf so lockenden Vorschlag einzugehen; aber ich bin nicht selbstsüchtig und so will ich das mir angetragene Amt gern einem Andern und Würdigern überlassen. Was ich mir ausbitte, ist das mittelalterliche Schauspiel und zu dem will ich auch sogleich meinen Namen setzen, falls Sie nämlich mein Anerbieten nicht abweisen.

Angenommen! rief sogleich Gräfin Irmgard, vorausgesetzt, daß mein des Gegenstandes allerdings ganz kundiger Oheim die Güte hat, sich der verschmähten ritterlichen Epik anzunehmen. Ohne Zweifel ist er dafür in unserem Kreise der geeignetste Wortführer, wie Baron Wilmar ganz richtig bemerkt hat.

Was ich weiß, bin ich gern bereit mitzutheilen, erwiderte der alte Herr. Für die drei Arten der Epik wären also die Wortführer gefunden; eben jedoch kommt mir in das Gedächtniß zurück, daß es noch eine vierte Art gibt, das Thierepos; am besten aber wird es wohl sein, wenn wir die Entscheidung über die Wortführerschaft hierbei bis zur Gegenwart der beiden gelehrten Herren verschieben. Oder sind Sie anderer Meinung?

Alle stimmten bei und der Graf fuhr fort: Epos und Drama wäre also versehen und wir haben uns zur Vertheilung der Lyrik zu wenden.

Hierbei wird uns die Zutheilung der Wortführerschaft kaum sehr schwer fallen, sagte Wilmar; die ritterliche Kunstlyrik übernimmt nach gewohnter Huld Gräfin Irmgard, das Volkslied aber Fräulein Berta. Daß das geistliche Lied dem gelehrten Herrn Pater zufalle, versteht sich wohl von selbst.

Gräfin Irmgard war sofort damit einverstanden, Berta aber wollte sich sträuben; jedoch auf die von Allen unterstützte Bemerkung der Frau Gräfin, daß sie, die täglich ja Volkslieder mit so tiefem Verständnisse und darum auch so ansprechend singe, darüber

auch am gediegensten werde zu sprechen wissen, fügte sie sich und nahm an.

Die Vertheilung der Lehrdichtung endlich war bald gemacht, indem Haspinger die volksthümliche und ritterliche, Leodegar aber die geistliche zu übernehmen ersucht werden sollte.

Mit der Zutheilung der Gegenstände wären wir also fertig, sagte der alte Graf, und es bleibt nur übrig, zu sehen, woher wir die nöthigen Bücher nehmen wollen.

Meine Büchersammlung, antwortete Irmgard, wird das meiste zu bieten im Stande sein; was aber mir abgehen sollte, ohne daß Ihre Bibliothek, bester Oheim, auszuhelfen vermöchte, das wird uns wohl Professor Haspinger von seiner Universitätsbibliothek, Pater Leodegar aber aus der seines Klosters zu verschaffen im Stande sein. Nach beiden Orten kann man ja täglich zweimal vermittelst der Eisenbahn gelangen, also hat der Bezug der Bücher keine Schwierigkeit. Wir wollen demnach mit gutem Muthe das Unserige thun, vor Allem aber die nöthigen Briefe rechtzeitig abgehen lassen, dann dürfen wir uns wohl, beliebt es dem Himmel, den besten Erfolg versprechen und unterhaltungsreichen nicht nur, sondern auch belehrenden Herbstabenden entgegensehen.

Erster Abend.

Am neunten Abende nach der mitgetheilten Berathung treffen wir die uns nun bekannte Gesellschaft, vermehrt durch die Herren Professor Haspinger und Pater Leodegar, im runden Zimmer des westlichen Burgthurmes auf Forsteck. Selbst das gestrenge Hoffräulein Küngold von Herblingen und folglich auch ihr getreuer Schatten, der Hauptmann Künrich von Stoffeln, waren zugegen, woraus sich ergibt, daß Fräulein Berta gelegentlich der Seefahrt am Berathungsmorgen richtig schloß, es sei ohne Zweifel der milden Zusprache der Frau von Teufenstein gelungen, die empörten Gemüther wieder zu besänftigen. Allzu schwer mochte es ihr wohl nicht geworden sein, da sie, wie wir bereits sahen, an dem Hauptmann einen heimlichen Verbündeten hatte, wenn er auch scheinbar auf der Gegenseite stund. Doch hätte Küngold eine Bedingung gemacht, die wir später wohl kennen lernen.

Ueber die beiden Theilnehmer an der Gesellschaft, die wir bis jetzt nur dem Namen nach kennen, genügen für jetzt wenige Worte; denn in Betreff ihrer geistigen Eigenthümlichkeit werden wir durch sie selbst nach und nach den besten Aufschluß erhalten. Professor Haspinger war ein Mann zwischen fünfzig und sechszig Jahren und von mittlerer Größe. Sein schlichtes, blondes Haupthaar war bereits dünn, gieng hie und da in das Weiße über, und auf seinem Scheitel machte sich schon seit längerer Zeit eine kahle Stelle bemerkbar, die ihn nöthigte, sein Haupt mit einem schwarzen Käppchen zu bedecken, da er leicht an Kopfschmerz litt. Sein Gesicht trug deutliche Spuren geistiger Anstrengung und seine blauen Augen

hatten ihren früheren Glanz verloren und erschienen, war er in ruhiger Gemüthsstimmung, matt; ihr Ausdruck änderte sich jedoch sogleich, sobald er geistig angeregt ward. Der Pater Leodegar mochte zehn Jahre weniger zählen als der Professor, war von hoher Gestalt, die durch sein schwarzes Ordenskleid noch mehr gehoben ward, und von höchst anmuthigem Benehmen, welches bekanntlich die Benedictiner vor allen andern Mönchen auszeichnet. Hier war keine Spur von dem verschlagen lauernden Wesen des Jesuiten, von der zutäppischen Hoffärtigkeit der Bernhardiner, von der ländlichen Naturwüchsigkeit der Franciscaner. Er war ein Mönch, aber ein Mönch, der seiner Zeit nicht feindlich gegenüberstund, sondern ihren wohlbegründeten Ansprüchen in Allem gerecht zu werden suchte; ein Mönch, der einsah, daß die Welt nicht mehr von den Klöstern aus zu leiten und zu gängeln sei; ein Mönch, der die Vorzüge seiner Geistesbildung recht wohl zu würdigen wußte und es für tadelhaft hielt, Rohheit des Geistes hinter zur Schau getragener Weltverachtung zu verstecken.

Der runde Tisch, der im geräumigen Thurmzimmer stund, ward von einer ab der gewölbten Decke hängenden Lampe hell beleuchtet und trug eine Menge in rothen Maroquin eingebundener Bücher. Um ihn herum stunden neun Stühle für die neun Theilnehmer und zwar so gereihet, daß der jedesmalige Wortführer oder Vorsitzende die Mitte einnahm. Im Kamine brannte lustig ein helles Feuer und auf einem Nebentische sang der von neun verschieden geformten Tassen umgebene Theekessel sein leise lockendes Lied. Auch an Backwerk fehlte es nicht; aber wer sich an Thee und Backwerk laben wollte, mußte sich dorthin begeben; denn es war beschlossen, den runden Tisch von Tassen freizuhalten. Nachdem Alle Platz genommen, eröffnete Gräfin Irmgard die Sitzung, indem sie sich also an Professor Haspinger wandte:

Nun, werther Herr Professor, Sie haben die Freundlichkeit gehabt, die Besprechung zunächst der volksthümlichen deutschen Heldengedichte in unserem Kreise zu übernehmen. Wir hoffen sämmtlich nicht nur viel Neues und Unbekanntes, sondern auch viel Schönes darüber von Ihnen zu hören, und ich darf Ihnen wohl

ohne Zweifel die aufmerksamsten und dankbarsten Zuhörer und Zuhörerinnen versprechen; denn sind auch nur die Männer wißbegierig, so sind wir Frauen doch zum mindesten neugierig. Freilich wollen Einige behaupten, daß beide Begierden nicht selten einander gleichen sollen wie ein Ei dem andern.

Auf den letzten Theil Ihrer Anrede, gnädigste Gräfin, will und kann ich mich jetzt nicht einlassen, erwiderte Haspinger. Er wäre der Gegenstand einer tiefgehenden philosophischen Untersuchung; wir aber wollen uns mit den mittelalterlichen Dichtungen für dieß Mal beschäftigen. Wenn Sie aber erwarten, da viel Neues und Schönes zu hören, so muß ich leider sogleich bemerken, daß aus dem ersten Zeitraume, der etwa mit dem Jahre 750 unserer Zeitrechnung beginnt und mit dem Jahre 1150 schließt, nur wenige Denkmäler uns erhalten sind, und auch diese wenigen meist nur in Bruchstücken. Größern Reichthum bietet uns der zweite Zeitraum von 1150 bis 1300, und der dritte von 1300 bis 1500 dar; dennoch sind auch viele Schriftdenkmäler dieser Zeiträume für uns verloren.

Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, sagte Fräulein Berta; Sie erhalten hiermit gleich einen Beweis unserer Neugier; aber woher weiß man denn, daß überhaupt jemals mehr vorhanden war, als wir heute noch besitzen? Ich sollte doch meinen, was einmal schriftlich aufgezeichnet war, und von den wirklich guten Dichtungen gab es doch gewiß mehr als eine Aufzeichnung, das sollte doch an dem einen oder dem andern Orte sich erhalten haben.

Die Kriege und Fehden des Mittelalters, die Zerstörung und später die massenhafte Aufhebung der Klöster, die allgemeine Einführung der viel Pergament erheischenden Orgeln, leichtsinnige Buchbinder und andere unbedachtsame Menschen — alles dieß zusammen hat gewiß vieles, was vorhanden war, vernichtet, erwiderte Haspinger. Aber in beiden Zeiträumen, zumal dem ersten, ist manches auch wohl nur mündlich fortgepflanzt, niemals schriftlich aufgezeichnet worden. Zu schreiben verstunden im ersten Zeitraume nur die Geistlichen und auch im zweiten und dritten waren nur wenige Laien des Schreibens kundig; die deutschen Geistlichen jedoch

hatten großen Abscheu vor dem deutschen Heidenthum, das in der frühesten Heldendichtung herschte, und so enthielten sie sich der Aufzeichnung und der Vermehrung der Aufzeichnungen. Die heidnischen Schriften des griechisch-römischen Alterthums schienen ihnen nicht gefährlich und waren es auch nicht. Anders verhielt es sich jedoch mit dem deutschen Heidenthum, welches bekanntlich bis heute noch nicht ganz aus dem Volke hinaus ist. Man war begreiflich darauf bedacht, diesen so viel als möglich alle Nahrung zu entziehen; wie hätte man es durch Aufzeichnung heidnischer Gedichte stützen mögen? Später als auch die Dichtungen christlich geworden, wirkten andere Ursachen. Von jeher haben sich die Deutschen, und zumal diejenigen unter ihnen, die sich vorzugsweise die „Gebildeten" nannten, durch Verachtung des Heimischen und durch Hinneigung zu dem Fremden ausgezeichnet, ganz im Gegensatze zu den Hellenen, die nur das Ihrige achteten. Aber eben darum haben auch die Hellenen eine Höhe der Kunstbildung erreicht, die den Deutschen wohl immer unerreichbar bleiben wird, zum wenigsten so lange, bis sie gelernt haben, das Ihre wie es sich gebührt zu achten.

Sie haben da nicht unrecht, sagte der alte Graf von Hünenberg, und besonders der deutsche Adel, der vor Allem hätte deutsch sein sollen, begünstigte mit Vorliebe das Undeutsche. Dieß zeigen schon die adeligen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, und das zeigt auch heute noch der Adel. Doch ich bitte Sie fortzufahren.

Die Nichtadeligen sind darin leider hinter dem Adel nicht zurückgeblieben, sagte Haspinger. Doch lassen wir das. Ich habe Ihnen, mein Fräulein, wie ich glaube, bewiesen, daß so manches zu Grunde gehen konnte. Daß aber so manche jetzt verlorene Dichtung einst vorhanden war, das bezeugt der Gothe Jornand oder Jbornand, der Longobarde Paulus, der Sohn Warnefrids, der Sachse Widukind und andere, die gothische, longobardische, sächsische Gedichte theils erwähnen, theils sogar deren Inhalt mittheilen. Ebenso weiß man nach Eginhards Mittheilung, daß Karl der Große die alten Heldenlieder der Franken sammeln ließ, und das erhaltene Bücherverzeichniß der Abtei Reichenau enthält ebenfalls einige Bände altdeutscher Gedichte. Günstiger als bei den

Deutschen des Festlandes gestaltete sich die Sache bei den Angelsachsen und Skandinaviern, bei denen schon die abgeschiedene Lage und die Entfernung vom Weltverkehr die Bewahrung der alten einheimischen Dichtung begünstigte, obgleich auch diese vieles eingebüßt haben. Es war also durchaus kein Mangel an einheimischen Heldengedichten, und wenn alles erhalten wäre, würden nur wenige Völker mit uns an Reichthum daran sich messen können.

Nach meiner Ansicht, sagte das Hoffräulein, indem sie sich fächerte und dem Hauptmann einen kühnheitbewußten Blick zuwarf, hat man diesen Verlust nicht eben allzusehr zu beklagen; mir in der That ersetzt ein Dumas, ein Eugene Sue, ein Balzac den Verlust mehr als hundertfältig.

Da Niemand sich bemüßigt fand, den hingeworfenen Handschuh aufzuheben, so erhielt der Baron von Stoffeln keine Veranlassung, seinen Schild über das Fräulein zu halten; Haspinger also fuhr fort: Des aus dem ersten Zeitraume Erhaltenen ist demnach, wie gesagt, nicht viel, und in das Gebiet der Heldendichtung gehört nur das Bruchstück des Gedichtes von Hildibrand und Hadubrand. Allein bevor ich dieses Gedicht einer näheren Betrachtung unterwerfe, erachte ich es für angemessen, über die Dichter des ersten Zeitraumes und die äußere Gestaltung ihrer Dichtungen im Allgemeinen einige kurze Bemerkungen Ihnen vorzutragen.

Bei der so reich uns gebotenen Geistesnahrung, sagte Baron Künrich, kann es nicht schaden, wenn wir uns auch nach einiger Leibesnahrung umsehen; wäre es auch nur, um das Gleichgewicht zwischen Leib und Geist aufrecht zu erhalten. Wenn daher eine der Damen mir Gesellschaft am Theetische dort leisten wollte, so würde ich mich ihr zur größten Dankbarkeit verpflichtet fühlen. Ein Soldat mit leerem Magen, wissen Sie, schlägt sich schlecht.

Sogleich erhob sich Küngold und beide schritten so stolz dahin, als ob sie „vereint ihr Jahrhundert am Theetisch in die Schranken fordern“ wollten. Haspinger aber fuhr fort:

In dem späteren Mittelalter, auf jeden Fall seit dem zwölften Jahrhunderte, gab es Männer, die aus der Uebung der Dichtkunst

ihren Lebensberuf machten. Man nannte sie „fahrende Leute,“ weil sie von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, von Dorf zu Dorf auf ununterbrochener Wanderung waren. Sie bildeten sogar zunftartige Vereine; von einer rheinischen und einer österreichischen und baierischen Dichterschule lassen sich im dreizehnten Jahrhunderte sogar sichere Belege nachweisen. Sie sind es, denen wir die Erhaltung und Fortbildung der deutschen Heldensage zu verdanken haben. Handschriften, die den „Fahrenden“ gehörten und aus denen sie die Gedichte vortrugen, kommen zwar kaum vor dem fünfzehnten Jahrhunderte vor; dennoch muß es auch ältere gegeben haben, wenn man nicht annehmen will, daß sie in den früheren Jahrhunderten die Gedichte ausschließlich im Gedächtnisse aufbewahrten und mündlich weiter verbreiteten. Schon der Reichthum der deutschen Heldensage im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte spricht für das Dasein der Fahrenden in früheren Zeiten; denn von wem hätten die späteren dieselbe überliefert erhalten, wenn nicht von ihren Zunftgenossen? Und wirklich lassen sich auch einige Zeugnisse für deren Dasein beibringen. So z. B. bestimmt das alte Gesetz der Weriner und Thüringe den Volkssängern ein höheres Wergeld als den Gemeinfreien, welche Bestimmung zugleich ein Zeugniß ist für die hohe Achtung, in der die Fahrenden im siebenten und achten Jahrhundert noch stunden. Später freilich änderte sich das; jemehr der Staat zum Polizeistaat ward, desto tiefer sank das Ansehen der Fahrenden, die nach und nach den Gauklern und Spielleuten gleichgestellt wurden und als Rechtlose nur Scheinbuße am Schatten des Beleidigers erhielten, wie Grimm in den Rechtsalterthümern angemerkt hat. Auch das beweist die hohe Achtung und gleichsam die Unverletzbarkeit der Volkssänger, daß König Alfred der Große und König Oleif von Norwegen kein Bedenken trugen, als Sänger verkleidet, der erste im Heerlager der Dänen, der andere in dem der Angelsachsen aufzutreten. Man darf sich daher auch nicht wundern, wenn man sich der Volkssänger vorzugsweise gern als Boten bediente.

Bitte, sagte Irmgard, was ist Wergeld? Das Wort verstehe ich nicht.

Unter Wergeld, erklärte der alte Graf, versteht man die Buße, die für die Tödtung oder Verwundung eines Menschen nach deutschem Rechte gezahlt werden mußte. Man kaufte gleichsam damit den Verwandten des Erschlagenen das Recht der Blutrache, wie dem Verwundeten das Recht sich zu rächen ab. Das Wergeld für die Tödtung eines Freien betrug in der Regel 300 Solidi oder Schillinge, also etwa 100 Thaler; das für die Tödtung eines Edlen das dreifache, also 900 Schillinge. Bei Verwundungen aber ward die Höhe der Buße nach der Wichtigkeit des verwundeten Gliedes bemessen, jeder Finger z. B. hatte seine Buße, so wie Nase, Ohren und Augen. Neben der Buße mußte aber auch noch dem Staate Strafe für den gebrochenen Frieden gezahlt werden. Genügt Ihnen dieß?

Da Irmgard sich befriedigt erklärte, so sprach Haspinger weiter: Andere Beweise bieten uns die angelsächsischen Gedichte des achten bis zehnten Jahrhunderts. In einem erzählt Wîdsîdh, ein solcher Fahrender, von seinen Fahrten. Er sagt unter Anderm:

> So durchfuhr ich viele fremde Lande,
> über den großen Grund. Gutes und Uebles
> lernt' ich kennen da.
> Drum mag ich singen und sagen wohl,
> melden vor der Menge in der Methhalle,
> wie mich die Edlen mit Ehren bedachten. —
> Wenn Schilling und ich in schallender Rede
> vor unserm Siegesfürsten Sang erhuben,
> hell zur Harfe der Hall ertönte:
> dann manche Männer, muthesstolze,
> mit Worten sprachen, die es wohl verstunden,
> daß sie niemals süßern Sang noch hörten. —
> So schreitend wandern durch des Schicksals Macht
> der Leute Lusterreger durch der Lande viel;
> Bedürfniß kündend, Dankwort sprechend,
> wohl im Süden oder Norden sangverständigen Mann
> sie treffen, der nicht träg im Geben ist,
> und vor den Edlen Ehr' erwerben will.

In einem andern Gedichte beklagt ein solcher Fahrender, Deor (d. i. Thier) geheißen, sein Mißgeschick, indem er sagt:

> Der Heteninge Sänger war ich, hochgeschätzt,
> dem Herscher theuer, und war Thier mein Name.
> Der Winter viele weilt' ich wohlverpflegt
> beim holden Herrn, bis daß dem Herrand nun,
> dem liederfahrnen Mann das Landrecht ward,
> das mir der Edlen Obherr eh verlieh. —

Vom Erzbischof Adalbert von Bremen endlich berichtet der Geschichtschreiber Adam von Bremen: „Nur selten ließ er Sänger vor sich, obgleich er sie zu Zeiten für nöthig erachtete, um die Sorgen des Tages etwas zu erleichtern.“

Ich entdecke da, sagte Wilmar, eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den Germanen und Hellenen; die Fahrenden scheinen mir ganz das zu sein, was bei den Griechen die Rhapsoden waren.

Ganz recht, erwiderte Haspinger; einzelne könnte man sogar den Homeriden gleichstellen, nämlich diejenigen unter ihnen, die nicht bloß Ueberliefertes vortrugen, sondern selbstthätig umgestalteten, folglich dichteten, was ohne Zweifel viele unter ihnen thaten.

Aber Ihre Belege, werther Herr Professor, sagte Irmgard, beziehen sich, wenn ich nicht irre, nur auf Norddeutsche; für unsere süddeutschen Stämme scheint mir damit noch nichts bewiesen.

Für diese, entgegnete Haspinger, ist es wohl, wie mich dünkt, Beweises genug, daß gerade sie im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die Träger und Bewahrer der Heldensage sind. Ich gedachte bereits der rheinischen und österreichisch-baierischen Singerschulen und ich füge jetzt noch in Bezug auf eine weit frühere Zeit hinzu, daß seit den Tagen des h. Bonifacius auf den Concilien und in den Capitularen der fränkischen Könige der Volksgesang zunächst den Geistlichen, dann aber auch den Laien verboten ward, ohne Zweifel, weil er heidnisch war. Und wenn der alamannische Benedictiner Otfrid, zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts, in der lateinischen Widmung seines „Christ“ an den Erzbischof Liutbert von Mainz, sich also vernehmen läßt: „Da zuweilen der

Klang unnützer Dinge (Heldenlieder) manchen würdigen Männern zu Ohren kam und der unkeusche Gesang der Laien (Liebeslieder) die Heiligkeit derselben beunruhigte: so ward ich von gewissen des Andenkens würdigen Brüdern und zumal von einer ehrwürdigen, heftig in mich dringenden Frau, Namens Judith (der Witwe Ludwigs des Frommen?) gebeten, daß ich für sie einen Theil der Evangelien in deutscher Sprache niederschriebe, damit der Gesang derselben das Spiel der weltlichen Stimmen einigermaßen tilge, und sie, gefesselt in der Süßigkeit der Evangelien in deutscher Sprache, dem Klange unnützer Dinge auszuweichen wüßten," — so ist damit auch für Süddeutschland das Vorhandensein der Volkssinger und zugleich der Heldendichtung und des Liebesliedes erwiesen.

Zugestanden, lieber Freund, sagte da Pater Leodegar. Aber wenn diese fahrenden Leute so verbreitet, ja sogar in feste Gesellschaften gegliedert waren, so steht doch gewiß auch zu erwarten, daß sie eine gemeinsame, ihr Geschäft genau bezeichnende deutsche Benennung getragen haben; denn da Dichten und Dichter vom lateinischen dictare und dictator herzuleiten ist, so ist die Benennung Dichter sicher nicht die ursprüngliche.

Ganz richtig bemerkt, werther Freund, erwiederte Haspinger. Die älteste und zugleich edelste Bezeichnung war, je nach der Mundart, bei den Niederdeutschen skôp, bei den Oberdeutschen scuof, in der Mehrzahl skôpôs, skôpâs, scuofâ, welches Wort von skapan, scafan herzuleiten ist und denjenigen bezeichnet, der geschaffen hat.

Ei, sagte da der Benedictiner, das stimmt ja ganz zur lateinischen, aus dem Griechischen stammenden Benennung, denn poêta, *ποιητής* bezeichnet den, der gemacht hat, und poêma, *ποίημα* das Gemachte.

„Hus! Hus! Waldmann, faß!" stieß da plötzlich der edle Hauptmann von Stoffeln heraus. Er hatte, nachdem er sich an Thee und Backwerk sattsam erlabt, sich im Stuhl bequem zurück gelehnt und war nach und nach in einen sanften Schlummer gefallen. Und zwar stieß er seinen Jagdruf so kräftig heraus, daß Fräulein Küngold, die nach einer geheimen geistigen Wahlverwandtschaft

ebenfalls einem süßen Schlummer sich hinzugeben begonnen hatte, ganz erschrocken von ihrem Stuhle an des Hauptmanns Seite emporfuhr, während Künrich, immer noch träumend, gleichsam für einen Mitjagenden hinzusetzte: „Ein kapitaler Bock, den ich da geschossen habe! Auf Ehre, ein Staatsbock!“ Ein allgemeines unbezwingliches Gelächter, in das selbst die Frau von Teufenstein mit einstimmte, ermunterte aber endlich den edlen Traumnimrod.

Sie garstiger Mann! rief ihm da Fräulein Küngold zu, Sie wissen ja, wie schädlich mir der Schreck ist! Zur Buße gehen Sie gleich und sagen meinem Kammermädchen, daß sie mir sofort einige meiner Schreckpillen bringe. Wie mir das Herz pocht!

Der edle Traumjäger gieng, und bereits lange schon hatte die Zofe die Schreckpillen ihrer Gebieterin eingehändigt, und das Gespräch war schon längst wieder aufgenommen, bevor er zurückkam und auf seinen Sessel am Tische sich niederließ. So war er denn, was ihm nicht unerwünscht war, der Nothwendigkeit überhoben, eine Entschuldigung vorzubringen, die man ihm übrigens auch sehr gern erließ.

Andere, minder edle Benennungen, fuhr Haspinger fort, nachdem das Gelächter sich gelegt hatte, waren bei den Angelsachsen gligmen, glivmen, gleómen, was Lustmänner, Freudenmänner bedeutet. Bei den Deutschen galt singari, sangari, Singer oder Sänger; auch findet sich, besonders in verächtlichem Sinne, spilman. Daß auch zuweilen Frauen in ihrem Geleite sein mochten, geht daraus hervor, daß die ältere Sprache auch die Benennung spilwîp kennt. Die letzten Trümmer der ganzen verkommenen Genossenschaft sind die noch auf unsern Jahrmärkten auftretenden Absinger greulicher Mordgeschichten, wobei gewöhnlich eine Frau mit einem langen Stabe auf die bildliche Darstellung des Vorfalles zum deutlicheren und eindringlicheren Verständnisse des Gesanges hinweist.

Traurig! sagte Irmgard. Diejenigen, denen ehedem die besten des Volkes lauschten, die von Königen und Fürsten geehrt wurden, sind jetzt kaum gut genug, den Janhagel der Jahrmärkte zu unterhalten. Aber es ist so: das Edelste sinkt am leichtesten, und wenn

es einmal sinkt, dann auch am tiefsten. Die ihm innewohnende Kraft vermochte zwar nicht das Verkommen zu verhindern, aber sie vermag gegen die völlige Vernichtung mit Erfolg anzukämpfen.

Aber, werther Herr, ergriff Berta das Wort, wie stund es um den Vortrag der fahrenden Leute? Traten sie als Erzähler auf, wie bei den Arabern die Märchenerzähler, oder sangen sie?

Haspinger antwortete: Darüber kann ich Ihnen die zuverlässigste Auskunft geben; sie sangen, und zwar im Alterthum mit Begleitung der Harfe, wie schon die früher mitgetheilten Stellen bezeugen, später, seit dem dreizehnten Jahrhunderte, der Geige. Hieraus erwuchs für die Fahrenden eine zwiefache Aufgabe. Einmal hatten sie das Gedicht zu schaffen, und dann die Weise, nach der es gesungen ward, zu erfinden. Hiebei kommen wir nun auf eine wichtige Frage, die noch keineswegs entschieden ist, nämlich auf die Frage: Waren die ältesten Gedichte strophisch abgefaßt oder nicht? Sämmtliche Lieder der Edda, Otfrids Christ, der ja dadurch die Volkslieder verdrängen wollte, alle Gedichte der Fahrenden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, mit Ausnahme der wenigen, die sich das höfische Epos zum Vorbilde nahmen, sind strophisch; dagegen sind alle angelsächsischen und deutschen stabreimenden Gedichte des siebenten bis neunten Jahrhunderts nicht strophisch. In der früher mitgetheilten Stelle aus Wîdsîdhs Erzählung sagte dieser: er möge *singen* und *sagen*. Wird hier schon zwischen dem Vortrage strophischer und nichtstrophischer Gedichte unterschieden? Gesungen werden können auch nichtstrophische Gedichte, ja selbst die Prosa; aber der Gesang wird dann ein anderer, und seine Begleitung durch die Harfe eine andere sein, als bei strophischen Gedichten, und dieses Anderssein scheint ganz schicklich durch *sagen* im Gegensatze zu *singen*, zum Vortrage strophischer Gedichte, ausgedrückt.

Auf Ehre! rief da Hauptmann Künrich, wenn ich vor der Front stehe und rufe: „Schultert 's Gewehr!“ so weiß ich wahrlich nicht, ob ich rede oder singe; aber eine Strophe sind die Worte einmal nicht, das weiß ich.

Ganz recht, sagte das Hoffräulein. An mir selbst zwar habe ich das noch nie erfahren, denn ich weiß immer, ob ich rede oder

singe. Aber wenn die gnädigste Prinzeß mir zuruft: „Ach, liebe Herblingen, reichen Sie mir doch einmal das Glas Wasser!“ so weiß ich in der That nicht, ob ich es gesagt oder gesungen nennen soll, so melodisch perlen die Worte daher, und dennoch bilden sie keine Strophe, wie etwa das herliche Gedicht: „In des Waldes tiefsten Gründen, Unter Bäumen ganz versteckt, Schläft der Räuber allerkühnster, Bis ihn seine Laura weckt.“

Um manchen Mund schwebte wieder ein bedenkliches Lächeln, aber der alte Graf sagte: Ich glaube nicht, daß das so eben Gehörte hieher gehört; denn etwas anderes ist es, mit Absicht und Bewußtsein singen, und in Folge einer unbewußten falschen Modulation der Stimme singen. Aber fahren Sie fort, werther Professor, bis Sie es für geeignet finden, eine kleine Unterbrechung eintreten zu lassen, denn der Thee dort will auch nicht vergessen sein.

Ich bin sogleich mit den allgemeinen Bemerkungen zu Ende, sagte Haspinger, und dann mag ganz füglich eine Pause eintreten, bevor wir das Gedicht selbst vornehmen. Nur wenige Worte über Versbau und Stabreim bitte ich noch in Geduld anzuhören. Der alte epische Vers besteht aus vier bis acht Hebungen, zwischen denen je eine Senkung, eine oder zwei unbetonte Silben, sich findet. Von unsern heutigen Versen unterscheidet sich der alte zumeist dadurch, daß einzelne Senkungen auch fehlen dürfen, ohne daß der Vers dadurch in seiner Zeitdauer geändert würde. Dieser Vers nun, oder die Langzeile, wird regelmäßig in zwei Hälften geschieden, die dagegen durch den Stabreim oder die Alliteration mit einander verbunden sind. Zu Anfange der Hälften dürfen wieder eine, zwei, höchstens drei unbetonte Silben stehen, die als Auftakt, Vorschlag betrachtet und nicht zur Vershälfte gerechnet werden. Der Stabreim ist ein Anlautsreim, z. B. Haus und Hof, Stock und Stein, Kind und Kegel, Wind und Wetter alliteriren. Gesetz ist nun, daß, wenn ein Reimwort mit einem Mitlauter anhebt, volle Gleichheit desselben im andern Reimworte verlangt wird, wobei sp, st, sch stets für einen Mitlauter gelten. So ist Stock und Stein richtig, aber nicht Sand und

Stein. Beginnt ein Reimwort dagegen mit einem Selbstlauter, so müssen die damit durch Stabreim verbundenen Wörter verschiedene Selbstlauter haben. Doppellauter werden dabei als einfache betrachtet. So alliteriren richtig alt und edel, aber nicht alt und Adel; richtig ein und aus, aber nicht auf und aus. Noch ist zu merken, daß nur die höchst betonten Silben, also die im Sinne wichtigsten, durch den Stabreim verbunden werden dürfen, und daß die zweite Vershälfte immer nur einen Stabreim, die erste nie mehr als zwei haben darf. Als Beispiel mögen dienen die Zeilen Wîdsîdhs:

Einen Armring mir da Ealhhild schenkte,
Der Edlen Odherrin, Audwins Tochter.
Ihr Lob langte durch der Lande viel,
Wenn ich im Sange sagen dürfte,
Wo ich unterm Himmel holdest weiß
Goldgeschmückte Frau Gaben reichen.

Hiemit, Verehrteste, wären die nöthigen Vorbereitungen vollendet. Ich wünsche nur, daß ich Ihre Geduld nicht allzulange in Anspruch genommen habe.

Man gieng zum Thee, wobei die Wirkung des Stabreimes auf das Ohr den Gegenstand des Gespräches bildete. Der alte Graf war der Ansicht, unser Endreim sei dem Anreim vorzuziehen, weil er mehr in das Ohr falle, wogegen Irmgard geltend machte, der Stabreim sei feiner und edler, und ein gewichtiger Vorzug desselben bestehe darin, daß durch ihn die im Sinne bedeutsamen Wörter kräftig hervorgehoben würden, während der Endreim auch bei den besten Dichtern häufig unrein sei und eben so oft auf im Sinn nicht eben wichtige Wörter falle, ja nicht selten zu Flickwörtern dränge. Diese Schwächen des Endreims wurden nun zwar zugegeben, aber Pater Leodegar meinte, zu Flickwörtern dürfe die Alliteration wohl eben so häufig verführen als der Endreim, und Haspinger gab zu, daß bei minder guten Dichtern dieß freilich der Fall sei. Der Streit hatte, wie es gewöhnlich der Fall ist, kein entscheidendes Ergebniß; aber Irmgard nahm sich vor, nächster Tage in einem stabreimenden Gedichte sich zu versuchen und Berta

beschloß, doch einmal zu sehen, ob sie nicht ein Gedicht zu machen im Stande sei, dessen Endreime die angegebenen Fehler nicht an sich trügen. Künrich und Küngold waren aber zwiefach unzufrieden, einmal wegen der um vieles kürzern Dauer der Theefreude als sonst, und dann weil das gewöhnliche Gespräch beim Thee ihnen mehr behagte, als das heute geführte. So fand denn der leise geflüsterte Vorschlag des Hoffräuleins, den Rest des Abends bei Kartenspiel und traulichem Gespräche auf ihrem Zimmer zuzubringen, bei dem Hauptmann sehr willfähriges Gehör.

Als die Uebrigen alle ihre Sessel am runden Tische wieder eingenommen hatten, nahm Haspinger aufs neue das Wort:

Das Gedicht, das wir nun betrachten wollen, behandelt ein zur Sage des ostgothischen Königs Theodorichs gehörendes Ereigniß. Nicht zwar er selbst, der in der späteren Heldensage schlechtweg Dietrich von Bern (Verona) heißt, ist der Held der Begebenheit, sondern sein Erzieher und Schaarmeister, der alte Hildibrand, dem sein Sohn Hadubrand feindlich entgegentritt. Wie Dietrich zum Geschlechte der Amalunge, so gehört Hildibrand zu dem der Wülfinge. Die Sage läßt Dietrich nun, in Widerspruch mit der Geschichte, vor seinem Gegner, den unser Gedicht gleich der Geschichte Odoakar nennt, andere Sagen aber Ermanarich heißen und als seinen Oheim bezeichnen, aus Italien fliehen und im Osten bei Attila Schutz finden. Auf dieser Flucht nun begleitete ihn auch Hildibrand, der eine junge Gattin nebst einem unerwachsenen Sohne zurückließ. Nach dreißig Wintern kehrt Dietrich zurück, um sein Reich wieder zu erkämpfen, und in seinem Gefolge Hildibrand. Hadubrand ist während der Zeit zum Helden herangereift und tritt dem, wahrscheinlich die Vorhut des Heeres führenden Vater, den er nicht kennt und auf Gerüchte hin längst todt wähnt, wohl als Hüter der Mark, nach späteren Sagen in Garten, d. i. am Gardasee, feindlich entgegen, ihm den Eintritt in das Reich der Gothen versagend. Mit dem Augenblicke, wo beide Helden inmitten ihrer Gefolge einander zum Einzelkampfe herausfordern, beginnt das Gedicht. Die dem Kampfe vorangehenden Wechselreden der Gegner, so wie ein Theil des Zweikampfes selbst bilden den

Inhalt desselben. Es ist also leider nur ein Bruchstück. Eine, wahrscheinlich im Kloster zu Fulda, zu Anfange des neunten Jahrhunderts gefertigte Handschrift, die verschiedene geistliche Schriften in lateinischer Sprache enthält, trägt es auf den äußeren Seiten ihrer Deckblätter. Das Gedicht selbst ist jedoch, wie seine Sprachformen darthun, zum mindesten in den Anfang des achten Jahrhunderts zu setzen. Die Heimat des Dichters ist nach eben denselben im östlichen Hessen oder westlichen Thüringen zu suchen, vorausgesetzt, daß das Gedicht nicht bloß in die Mundart jener Gegend umgeschrieben ward. Ob der Dichter Heide oder Christ war, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; doch würde vielleicht ein christlicher Dichter jener Zeit und Gegend den Ausdruck Irmingot, d. i. großer Gott, Weltgott, kaum gewagt haben, da er zu deutlich an die von den heidnischen Thüringern und Sachsen einst hochverehrte Irminsäule, die Karl der Große bekanntlich zerstörte, erinnert. Wie dem sei, die Darstellung des Dichters ist noch unberührt von christlichem Einflusse. Es lautet:

Ich hörte das sagen Sangerfahrene,
daß auf sich riefen zum Einzelkampfe
Hildibrand und Hadubrand zwischen den Heeren beiden
des Sohnes und des Vaters. Ihr Schlachtgeräth sie richteten,
rüsteten ihre Ringhemden, riemten ihre Schwerter an,
die Kämpen, über's Kriegsgewand, da sie zum Kampfe ritten.
Hildibrand da sagte Heribrandes Sohn —
er war unter den Helden der hehrere Mann,
der erfahrungsreichere; zu fragen er anhub
mit Freundes Worten, wer sein Vater wäre
in der Männer Volke, „oder welcher Magschaft [1] du bist:
wenn du mir den Einen nennest, kenn' ich die Andern schon,
Kind im Königreiche: kund ist mir all Erdenvolk!"
Hadubrand da sagte, Hildibrands Sohn:
„Das sagten einst mir unsere Leute,
alte und weise, die die Welt schon ließen,
daß Hildibrand hieße mein Vater, ich heiße Hadubrand.

[1] Verwandtschaft, Geschlecht.

Einst er gen Osten wich, fliehend Odoakers Haß,
hin mit Dieterich und der Degen vielen.
Er ließ verlassen hier im Lande sitzen
sein Weib in der Wohnung, unerwachsen noch den Sohn,
erblos [1] sein Volk: hin nach Osten zog er.
Darben sodann auch Dietrich sollte
weiland meines Vaters: das war so freundlos [2] ein Mann!
Odoakern blieb er unversöhnlich,
der Helden herlichster, in Haß ergrimmt,
bis sein dann Dietrich selbst auch darben mußte.
An Volkes Spitze war die Fehd' ihm stets zu lieb;
kund war er durch Kühnheit kühnen Männern:
Nicht wähn' ich, daß am Leben noch der Leute Führer."
Hildibrand da sagte, Heribrandes Sohn:
„Bezeuge mir's du, Irmingott, oben vom Himmel,
daß Du niemals noch wie jetzt mit so nahverwandtem Manne
Worte wechseltest, wie, ich wähn' es, ich Dir bin."
Da wand er sich vom Arme die gewundnen Ringe
aus Kaisergold [3] gefertigt, wie sie ihm der König gab,
Der Hunen Heerfürst: „Nun aus Huld Dir geb' ich sie!"
Hadubrand da sagte, Hildibrandes Sohn:
„Mit dem Geere soll man Gab' empfangen,
Ort wider Ort [4] denn! also ist's der Edlen Brauch.
Du bist dir, alter Hun, ein übermäßig schlauer,
umspinnst mit Worten mich, willst mit dem Speer mich werfen;
du bist so alt, weil stets du übtest Hinterlist!
Das sagten also mir Seefahrende
nach Westen über'n Wendelsee, [5] daß er im Wahlfeld sank:
Todt ist Hildibrand, Heribrandes Sohn!"
Hildibrand da sagte, Heribrandes Sohn:
Wohl an deinem Schilde ich es schauen kann,
daß du daheime habest Herren guten,
daß du als Flüchtling nimmer noch die Fremde sahst!
Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick sich naht!

[1] Der Erbgüter beraubt. [2] Der Verwandten beraubt. [3] Byzantinisch Gold. [4] Spitze gegen Spitze; der Vater reicht die Armringe dem Sohne an der Spitze seines Speeres dar. [5] Das mittelländische Meer.

Der Sommer ich wallete und der Winter dreißig,
wo man mich immer schaarte in der Schützen[1] Volk;
doch vor keiner Wohnburg man mir Wunde band:
nun soll mein süßes Kind mich mit dem Schwerte hauen,
morden mich mit seiner Mordaxt, oder ich ihm zum Mörder werden!
Doch mühlos magst du nun, wenn deine Macht dir taugt,[2]
gewinnen Waffen an so werthem Manne,
rauben ihm die Rüstung, wenn ein Recht du hast.
Der sei doch nun der Verachtetste der Ostleute,[3]
der dir zum Streit sich streube, da dich des so stark gelüstet.
Der Kampf denn müße der Kämpen entscheiden,
wer heute sich des Eisenkleides entäußern solle,
oder dieser Brünnen[4] beider walten."
Da ließen zuerst sie die Eschen[5] fliegen
mit scharfem Schuß, daß sie in den Schilden staken;
dann stachen sie zusammen (die Steinschilde[6] barsten),
hieben heißgrimm die hellen Schilde,
bis das Schirmholz ihnen zerscheitert war,
zerhauen samt den Häuten[7] . . .

Ja, ja! sagte Leodegar, als Haspinger das Gedicht vorgelesen hatte, dieß ist eine Dichtung von hohem Kunstwerthe, und um so mehr ist zu bedauern, daß sie nicht vollständig erhalten ist. Sie ist durch echt antike Darstellung ausgezeichnet. Alles greift wie mit Nothwendigkeit in einander und drängt wie von selbst auf den bestimmten Ausgang hin. Ueberall sichere, feste Züge, nirgends Ueberflüssiges, Halbes. Kernhaft und treffend sind die einzelnen Gedanken und so ebenmäßig in ihren Bestandtheilen gegliedert, daß jedes Wort aus dem Gesichtspunkte des Ganzen berechnet erscheint. So hat sich ein Herausgeber des Gedichtes, Feußner, über dasselbe ausgesprochen, und, ohne Zweifel, man muß ihm beistimmen.

[1] Den Geer Werfende. [2] Wenn du stark genug bist. [3] Ostgothen. [4] Ringpanzer. [5] Die aus Eschenholz gemachten Geere. [6] Die mit Edelsteinen geschmückten Schilde; doch kann staimbort auch Kampfschild bedeuten. [7] Die Schilde waren aus Lindenholz, und mit Thierhaut überzogen; darum bedeutet linde, wie statt Schirmholz im Gedichte steht, den Schild.

Und welche epische Ruhe ist über das Ganze verbreitet, warf Irmgard ein, mag die Darstellung sich in ruhigen oder erregten Gefühlen bewegen. Besonders aber ist mir aufgefallen, was um so mehr Anerkennung verdient, je weniger es, so viel ich weiß, im Mittelalter üblich war, daß der Dichter mit seiner Persönlichkeit nie hervortritt.

Darin, sagte der alte Graf, zeigt sich gerade die Größe des Dichters. Aber auch in dem edlen Charakterbilde, das er uns in dem alten Helden vor Augen führt, erkenne ich einen Beleg für die Höhe, worauf der Dichter als Mensch steht. Wenn wir in den ritterlichen Heldengedichten meist nur der Hervorhebung von Eigenschaften begegnen, die mit einem edlen und großen Charakter nicht so innig zusammen hangen, z. B. der mehr körperlichen Tapferkeit, dem kriegerischen Muthe, der äußeren feinen Weltsitte, so ist dieß bei diesem Dichter anders. Die Züge, die er dem Charakter seines Helden verleiht, beweisen die Hochschätzung dessen, was die sittliche Natur des Menschen Großes und Edles hat. So hebt er gleich anfangs an dem Helden hervor die Ehrwürdigkeit des Alters und die weise Besonnenheit, die durch ein Leben, reich an Thaten und Schicksalen, gewonnen wird.

Und wie weiß der Dichter, nahm Wilmar das Wort, die Tugend der Tapferkeit, die nothwendige Grundlage jedes Heldencharakters, durch den Verein mit andern sittlich großen Eigenschaften zu adeln und zu heben! Er läßt in den Reden und dem Benehmen des alten Helden das vollste und sicherste Gefühl seiner Heldenstärke hervorleuchten, aber nirgends legt er ein einseitiges Gewicht darauf, nirgends läßt er dem Helden ein Wort entschlüpfen, das einer Prahlerei ähnlich wäre oder rohen Trotz auf sein Heldenthum verriethe. Selbst den kränkendsten Vorwürfen gegenüber bewahrt der Held das edle Maß in Wort und Handlung, eine seelengroße, sichere Selbstbeherschung. Endlich zeigt uns der Dichter an seinem Helden ein wahrhaft menschlich fühlendes, von seiner schrecklichen Lage tief ergriffenes Vaterherz, aber zugleich ein großes, in ruhiger Fassung über das Schicksal erhabenes, das keinen Augenblick vergißt, was die in ihm angetastete Heldenehre gebietet.

Das Endergebniß Ihrer Urtheile ist also, sagte Haspinger, daß der Dichter einen Heldencharakter hinstellte, in dem die Tugenden des Kriegers mit den Tugenden des sittlich großen Menschen zum schönsten Einklange verschmolzen sind. Aber Eines haben Sie noch nicht berührt: die bei aller ihrer Kürze meisterhafte Anordnung des Kampfes. Wir können darin wahrnehmen, daß nur der letzte Act des Kampfes fehlt mit dem, was der Dichter an den Ausgang des Kampfes anknüpfte. Der Kampf war ein vierfacher, ein Kampf mit Wurfgeeren, mit dem Speere zum Stoß, mit dem Schwerte und mit dem Streitbeile oder der Mordaxt. Sie erinnern sich dabei wohl an den berühmten Kampf des Diego Ordonno Lara gegen den jüngsten Sohn des Arias Gonsalo im Cid.

Nun erst, nahm Irmgard wieder das Wort, fühle ich ganz die Vortrefflichkeit des Gedichtes; um so mehr beklage ich den Mangel des Schlusses. Aber sagen Sie, bester Professor, Sie wissen, wir Frauen verlangen immer nach dem Ende einer Geschichte, und manche von uns sollen sogar, wie ich gehört habe, bevor sie ein Buch vorn zu lesen beginnen, das Ende einer sehr ernsten Prüfung unterwerfen; sagen Sie also, ist nicht etwa der Ausgang des Kampfes zwischen Vater und Sohn in einem andern Gedichte dieses Sagenkreises angedeutet? Es wäre doch zu schrecklich, wenn der Ausgang wäre wie im Cid.

Ihrem Verlangen, werthe Frau Gräfin, sagte Haspinger schalkhaft lächelnd, kann leicht entsprochen werden; denn zufällig behandelt das älteste und das vielleicht jüngste Gedicht der deutschen Heldensage denselben Gegenstand, wenn auch, wie sich von selbst versteht, in durch und durch verschiedener Weise. Ist es Ihnen genehm, so lese ich Ihnen gern das kurze dem fünfzehnten Jahrhundert höchstens angehörende Gedicht vor, da ich es bei mir habe. Wir brauchen uns ja keineswegs an die zeitliche Aufeinanderfolge der Gedichte zu binden und können, was dem Inhalte nach zusammen gehört, auch gleich zusammen nehmen. Auch das ist in mancher Beziehung lehrreich.

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung und Haspinger las:

Ich will zu Land einreiten, sprach Meister Hildebrand,
wer kann den Weg mich weisen gern Bern wohl in das Land?
Der ist mir unkund worden viel manchen lieben Tag:
in zwei und dreißig Jahren ich Fraun Uoten niemals sah.

Wilt du zu Land einreiten? sprach Herzog Amelung.
Was begegnet dir auf der Haide? ein schneller Degen jung.
Was begegnet dir auf der Marke? der junge Hadebrand.
Und rittest du selbzwölfter, von ihm du würdest angerannt.

Nun wahrlich, rennet er mich an in seinem Uebermuth,
ich zerhau' ihm seinen grünen Schild, es kommt ihm nimmer gut;
ich zerhau' ihm seine Brünne mit einem Schirmschlag, [1]
daß er es seiner Mutter ein Jahr wohl klagen mag.

Nein du, sprach von Berne der edele Dieterich,
das solt du wahrlich laßen; nun höre, Meister, mich:
Du sprich ihm zu in Minne wohl durch den Willen mein,
daß er dich laße reiten, so lieb ich ihm möge sein.

Da sprach der alte Hildebrand: das käm' mir eben recht!
Sollt' ich den Degen bitten, das stünde traun mir schlecht;
eh wollt' ich mit ihm fechten mit unverzagtem Muth;
des soll er nicht entbehren: vielleicht daß gern er's thut. [2]

Da er ritt durch Garten wohl in des Berners Mark,
er kam in große Arbeit durch einen Helden stark;
von einem jungen Helden ward er angerannt.
„Nun sag' an, du viel Alter, was führet dich in dieses Land?

Dein Harnisch strahlt so helle, als seist du Königes Kind,
du machst mich jungen Helden mit sehenden Augen blind.
Daheim du solltest bleiben und haben gut Gemach,
daheim an einer heißen Gluth." Der Alte lachte da und sprach:

„Sollt' ich daheime bleiben, wo mein man freundlich pflegt?
mir ist, so lang ich lebe, zu reisen auferlegt,
zu reisen und zu kämpfen bis auf meine Hinnenfahrt.
Das sag' ich dir viel jungem, darum so grauet mir mein Bart."

[1] Schulgerechter Fechterhieb. [2] Nämlich: mich reiten läßt.

„Deinen Bart, den will ich raufen, das sag ich dir, alter Mann,
daß rinnen über die Wangen dein Blut man sehen kann.
Aufgeben deinen Harnisch mußt du und grünen Schild,
und mußt sein mein Gefangner, ob du länger leben wilt."

„Meine Brünne und mein grüner Schild beschützten oft schon mich.
Der deinen Rede mich verdreußt; nun wohl, so wehre dich!"
Sie ließen von den Worten und zückten scharfe Schwert.
Was die Helden begehrten, des wurden sie da wohl gewährt.

Ich weiß nicht, wie der Junge gab dem Alten einen Schlag,
daß der alte Hildebrand von Herzen sehr erschrak;
da sprang er eiligst rückwärts, wohl sieben Klafter weit.
„Nun sag an, du viel junger, den Streich lehrte dich ein Weib!" [1]

„Sollt' ich von Weibern lernen, das stünde traun mir schlecht,
in meines Vaters Lande lebt mancher Ritter wohl und Knecht;
ich habe Ritter und Grafen an meines Vaters Hof:
was nicht bis heut ich lernte, das lern' ich auch wohl noch."

Hildebrand war listig. Zu schirmen [2] er begann,
bis er dem jungen Helden das Schwert unterrann.
Er erwischt' ihn in der Mitte, da er am schmälsten was
und schwang ihn hinterrucke wohl an das grüne Gras.

„Wer sich reibt an altem Kessel, der empfänget gerne Ram. [3]
Also geschieht dir jungem wohl an mir altem Mann.
Nun wohl, sag' an, du junger, deine Beicht' ich hören soll,
bist du ein junger Wölfing, [4] so magst du genesen wohl!"

„Was sagst du wir von Wölfen? die laufen durch das Holz.
ich bin aus Griechenlande [5] ein junger Degen stolz.
Meine Mutter heißet Uote, eine edle Herzogin,
und Hildebrand der Alte der viel liebe Vater mein."

[1] Nämlich seine Mutter Uote; ihr hatte wohl Hildebrand bei seiner Abreise aufgetragen, den Sohn diesen Hieb zu lehren. [2] Kunstgerecht fechten. [3] Schmutz. [4] Das Geschlecht, zu dem Hildebrand und Hadebrand gehörten, trug den Namen der Wölfinge, wohl in Bezug auf den der Sage nach blindgeborenen Ahnherren des Geschlechtes. [5] Unteritalien.

„Heißt deine Mutter Uote, eine edle Herzogin,
so bin ich es Hildebrand, der liebe Vater dein."
Den Helm er ihm entstrickte,[1] er küßt' ihn an den Mund:
„Nun muß des Gott gelobet sein, wir sind noch beide gesund!"

„Ach Vater mein, die Wunde, die ich dir habe geschlagen,
die wollt' ich dreimal lieber an meinem Haupte tragen."
„Nun schweige still, trautlieber Sohn, der Wunde wird gut Rath,
seit daß Gott uns beide hier zusammen geführet hat.

Das währte von der None[2] bis zu der Vesperzeit.
Da saßen sie zusammen und ließen von dem Streit;
freundliches Fragens keiner nicht vergaß:
seit ritten zu der Burg sie, darauf da der junge saß.

Er führte ihn mit Gewalte vor die Burg hin dann.
Da sah man auf der Zinnen seine Mutter Uote stahn.
Er führt an seinem Helme von Gold' ein Kränzelein,
er führt' an seiner Seite den viel lieben Vater sein.

In seinem Saal' er setzte ihn oben an den Tisch,
er bot ihm also freundlich das Wildprät und den Fisch.
Uoten daucht' es fremde, der Frauen hochgemuth:
„Mein Sohn, den deinen Gefangnen, den halt du baß in Hut!"

„Nun schweige, liebe Mutter! Ich will dir Mähre sagen,
er hätte mich auf der Haide beinahe gar erschlagen.
Nun höre, liebe Mutter: gefangen sollte sein
Hildebrand der Alte, der viel liebe Vater mein?"

„Ach Mutter, liebe Mutter, nun beut ihm Zucht und Ehr'!"
Da hub sie an und schenkte und trug's ihm selber her.
Da hatt' er in dem Munde von Gold ein Ringelein,
das ließ er in den Becher der viel lieben Frauen sein.

Aber hier haben wir ja eine ganz andere Auffassung der Sage, rief Irmgard aus. Das geistige Wesen des Vaters ist gänzlich

[1] Auflösen. [2] Die neunte Stunde des Tages, drei Uhr nach Mittag.

ein anderes. Wenn er im alten Gedichte alles thut, den unglückseligen, ja frevelhaften Kampf zu vermeiden, und nur gezwungen zum Schwerte greift, so ist er hier der Urheber des Kampfes. Auch nicht von ferne giebt er sich dem Sohne zu erkennen.

Ohne Zweifel, sagte der alte Graf, die Sage hat eine ganz andere Wendung erhalten. Darum auch fragt Hildebrand erst als er den Sohn in seiner Gewalt hat, ob er ein Wölfing sei, zu seinem Geschlechte gehöre, worauf Hadebrand Mutter und Vater nennt und dadurch die friedliche Lösung herbeiführt. Diese ist nun wohl auch der ganzen Haltung dieses Gedichtes angemessen, da der ganze Kampf nur eine vom Vater angestellte Prüfung des Sohnes war. Darum schließt auch das jüngere Gedicht heiter, während das alte gewiß einen entgegengesetzten Ausgang hatte. Eben die von Irmgard hervorgehobene Frevelhaftigkeit des Kampfes, die wohl das Heidenthum, nicht aber das Christenthum ertrug, war es wohl auch, die eine so völlige Umgestaltung der Sage hervorrief.

Das ist völlig auch meine Ansicht, sagte Wilmar. Ganz gewiß, die Anlage des alten Gedichtes läßt bei der unglücklichen, nicht zu hebenden Verblendung des Sohnes einen ähnlichen Ausgang des Kampfes erwarten, wie ihn im persischen Schahnamêh die Sage von Rustem und Sohrab hat. Ob aber, wie bei Ferdusi, der Sohn erliegt, oder ob im deutschen Gedichte der Vater den Kampf mit dem Leben büßen mußte, das weiß ich nicht zu sagen.

Und doch läßt die ganze Anlage des alten Gedichtes den Ausgang des Kampfes ahnen, sagte Haspinger, wenn anders der Dichter, was wir von ihm wohl erwarten dürfen, Gerechtigkeit übte. Die größere Schuld bedingt auch die größere Buße. Nicht aber der Tod war die schwerere Buße, sondern das niemals zu tilgende Bewußtsein, der Mörder des Vaters geworden zu sein, und zwar durch eigene Schuld. Daß im alten Gedichte aber der Sohn der Schuldigere ist, mithin er die schwerere Buße zu tragen hat, darüber kann kein Zweifel walten. Auch enthält wirklich noch das jüngere Gedicht eine, wenn auch dunkle, Andeutung des ursprünglichen Ausganges des Kampfes. Hadebrand nämlich ist völlig unverletzt geblieben, während Hildebrand eine Wunde davongetragen

hat. Nun wird von einer oder gar von zwei Wunden Hildebrands in andern Quellen berichtet, daß sie nie geheilt seien, bis an seinen Tod. So erzählt der Prosaanhang zum alten Heldenbuche, der zum Theil auf erhaltenen, zum Theil auf nicht mehr erhaltenen Gedichten beruht, zum Theil aber auch aus dem getrübten, in Verwirrung gerathenen Gedächtnisse des Verfassers hervorgegangen ist: da liefen die Helden alle zusammen und schlug je einer den andern zu Tode (nämlich in der großen Schlacht in Etzels Burg), ausgenommen Hildebrand, der errettete sein Leben mit großen Schlägen; doch wurden ihm zwei Wunden in das Haupt geschlagen. Dieselben Wunden wollten nie heilen bis an seinen Tod. Früher aber hieß es: „König Gunthers Sohn der erschlug den alten Hildebrand vor der Stadt Bern (Verona); da wurden auch alle Helden erschlagen," und am Ende: „darnach ward abermals ein Streit beredet, der geschah vor Bern. Da ward der alte Hildebrand erschlagen von König Gunther, der war Frauen Krimhilden Bruder. Und da kam je einer an den andern, bis daß sie alle erschlagen wurden." — Wie wenig nun zumal die beiden letzten Behauptungen mit der echten Sage, (die von keinem Kampfe zwischen den Amalungen und Gibikingen (Ostgothen und Burgunden) vor Bern etwas weiß, übereinstimmen, ist jedem klar, der die Sage kennt. Man sieht deutlich, es widerstund der spätern Zeit, den Vater durch den Sohn verwunden oder gar tödten zu lassen; daher ließ der eine den alten Helden die tödtliche Wunde in einem früheren Kampfe empfangen; der andere erdichtete willkürlich einen neuen Kampf und zugleich einen nirgends sonst erwähnten Tödter Hildebrands; der dritte endlich gab diesen unbekannten Helden auf, und setzte dessen Vater an die Stelle desselben, ohne dadurch sich beirren zu lassen, daß dieser Vater — König Gunther — vor Hildebrands Heimkehr bereits seinen Tod gefunden hatte. Unser jüngeres Gedicht ist also soweit wenigstens der Wahrheit treu geblieben, daß es den Sohn zum Urheber der Wunde des Vaters macht. Aber auch dieß scheint mir schon eine Milderung des herberen Ursprünglichen, und zwar eine Milderung infolge der späteren Christlichkeit der Helden. Ich zweifle nicht, im alten Gedichte fand

Hildebrand seinen Tod im Kampfe selbst durch die Hand seines Sohnes, und den Schluß des Gedichtes bildete eine gewiß eben so tief ergreifende Klage des Sohnes über den von ihm erschlagenen Vater, dessen Versicherungen er nun erst, da es zu spät war, Glauben schenkte, wie im persischen Gedichte es die Klage des Vaters über den von ihm erschlagenen Sohn ist. In dieser Ansicht bestärkt mich auch der Umstand, daß in keinem Gedichte weiter von Hadebrand die Rede ist. Mit der Tödtung des Vaters war begreiflich seine kaum begonnene Heldenlaufbahn beschlossen.

So wären wir mit der Aufgabe für diesen Abend fertig, und ich schließe mit dem Wunsche, daß Sie das von mir Vorgetragene zum mindesten des Anhörens werth erfunden haben mögen.

Zweiter Abend.

Die Gesellschaft hatte sich zur festgesetzten Stunde im gleichen Zimmer versammelt und die gleichen Sitze eingenommen, nur Professor Haspinger und Pater Leodegar hatten getauscht, weil der letzte diesen Abend der Vortragende war.

Erwarten Sie nicht, begann er, heute so Gediegenes und so Treffliches zu vernehmen wie an unserm ersten Abende. Einmal ist der Stoff, der heute den Gegenstand unserer Unterhaltung zu bilden hat, nicht von der Art, daß er sich mit dem Behandelten messen könnte, und dann habe auch ich weder die tiefgehende Kenntniß noch die einnehmende Beredtsamkeit, wodurch mein sehr geehrter Freund Haspinger ausgezeichnet ist. Ich muß also nach beiden Seiten Ihre Nachsicht schon in Anspruch nehmen.

Der Gegenstand, womit wir diesen Abend es zu thun haben, ist die christliche Epik des früheren Mittelalters. Bei deren Betrachtung machen wir nun gleich die Bemerkung, daß je näher die christlichen Dichter der alten, überlieferten Art und Weise sich anschließen, sie auch desto genügender sind; je weiter sie sich davon entfernen, desto steifer, unbeholfener, trockener erscheinen sie. Dieß hat seinen guten Grund. Das Christenthum trat nicht nur als etwas fremdes an das Volk heran, es setzte sich auch gleich von Anfang an in Widerstreit mit der alten Bildung, in welcher das Volk herangewachsen war. Es mußte seiner Wesenheit nach alles Volksthümliche bekämpfen, schon weil dieß auf heidnischer Grundlage beruhete und tief im Heidenthum wurzelte. Wenn wir in Hellas und in Rom mehr Duldsamkeit gegen das Heidenthum sehen,

so war das eine Folge einmal der bei weitem höheren Bildung, deren beide Völker in ihrem Heidenthume bereits sich erfreuten, und der das Christenthum nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hatte; dann aber auch des Umstandes, daß das Heidenthum in Hellas und Rom bereits längst in sich selbst zusammengestürzt war, und fast keine gläubigen Anhänger mehr hatte. Hier war das Heidenthum ein überwundener, und zwar ein im Bewußtsein des Volkes überwundener Gegner. Es war bereits todt, und so brauchte das Christenthum gar nicht darauf auszugehen, dasselbe zu tödten. Ganz anders verhielt es sich bei den Deutschen. Hier fehlte nicht nur die Achtung gebietende heidnische Bildung, sondern das Heidenthum stund auch noch in voller Lebenskraft und zählte die Menge gläubiger Anhänger. Es ist bei der Bekehrung Deutschlands ja nicht zu übersehen, daß die Heiden immer erst den Christen im Waffenkampfe unterlegen sein, die heidnischen Götter also als schwächer denn der Christengott sich erwiesen haben mußten, bevor das Volk von jenen sich abwandte und diesem zufiel. Man setzte immer bei den Göttern voraus die Macht zu geben, sei es nun den Sieg oder andere Güter. Sahen sich die Gläubigen getäuscht, so schwand leicht der Glaube an diese Macht und an die Götter selbst. Ein merkwürdiges Beispiel hievon erzählt uns Beda II, 9 bei der Bekehrung des Königs Eádwine's von Northumbrien. Dieser war bereits durch seine christliche Gemahlin, Aedhelburg, auch Tâtê (deutsch: Zeizâ, d. i. die Sanfte) geheißen, eine Tochter Aedelbyrhts Königs von Kent, zum Zweifeln und Wanken gebracht worden, und diesen Umstand wußte der h. Paulinus sehr klug zu benutzen. Da nun der König durch die Belehrungen des Geistlichen, welche dieser durch einige Vorfälle kräftigst zu unterstützen wußte, so ziemlich gewonnen war und in einer Versammlung seiner Edlen die Frage vorbrachte, ob man nicht von nun an den Gott der Christen verehren wolle, dessen größere Macht er an sich selbst erfahren habe; da sagte der heidnische Oberpriester: daß unsere Götter taub und machtlos sind, das, o König, weiß ich schon seit langem. Wer hat sie wohl frömmer verehrt als ich? Wer hat ihnen mehr Opfer dargebracht? und doch haben sie mir nicht gegeben, warum

ich sie gebeten habe. So will ich denn der erste sein, der ihr Haus und ihren Hof zerbricht." Hierauf bestieg er ein Streitroß, nahm einen Wurfspieß in die Hand (was dem Priester beides nicht erlaubt war), sprengte gegen den Göttersitz und warf grimmig den Spieß in des Hauses Wand, worauf es dann niedergerissen ward; das Volk aber, da die Götter dieß nicht rächten, fiel dem Christenthume zu.

Ja! sagte da der alte Graf, die Menschen waren immer begehrlich. So erinnere ich mich auch eines Vorfalles bei der Bekehrung der Sachsen an der Weser. Damals gab man jedem, der sich taufen ließ, ein weißes Gewand, als das erste Geschenk Gottes. Da kam denn an einem Tauffonntage ein sächsischer Graf und begehrte der Taufe. Man nahm ihn freundlich auf, aber, weil man gerade kein fertiges Kleid mehr hatte (es hatten sich nämlich mehrere zur Taufe gestellt, als man erwartete), so gab man ihm nur ein Stück weißes Zeuch mit dem Auftrage, das Kleid daraus zu Hause sich fertigen zu lassen. Da brach jedoch der Graf in die lästerlichsten Flüche aus. „Sechsmal, sagte er, habe er sich schon taufen lassen, jedes spätere Kleid sei zwar schlechter gewesen als das frühere; aber ein solcher Lappen wie dieses Mal sei ihm noch nie geboten worden." Damit warf er das Stück Weißzeuch hin und schritt ungetauft von dannen.

Alle mußten lächeln. In der That, sagte Wilmar, mit der Belehrung vor der Taufe scheint man es damals allerdings weniger genau genommen zu haben, als man es wohl hätte nehmen sollen. So habe ich einst gelesen: Als Wolfram, Bischof von Sens, im Jahr 697, versehen mit Empfehlungsschreiben des fränkischen Königs Hildibert nach Friesland gieng, um das Volk hier zu bekehren, erhielt er in Folge dieser Briefe vom Herzog Rêdbodo die Erlaubniß zu lehren und zu predigen. So taufte er denn nach und nach eine große Menge Volkes und darunter auch Rêdbodo's Sohn Ingram oder Inghraban. Endlich entschloß sich denn auch der alte Rêdbodo selbst, die Taufe zu nehmen. Wolfhraban war höchlich erfreuet darüber und ließ sogleich eine große Wanne mit Wasser gefüllt in das Zimmer bringen, und während der Herzog

sich entkleidete um in die Wanne zu steigen, predigete der Bischof über die Worte: „Viele sind berufen, aber nur Wenige auserwählet," wobei er die Freuden des Himmels höchst beredt schilderte und diejenigen bezeichnete, die da Hoffnung hätten in den Himmel einzugehn. Schon hatte Rêdbodo einen Fuß in der Wanne, als er plötzlich den Bischof mit den Worten unterbrach: Sage mir deutlich, was für Leute sind in dem Himmel? „fromme Geistliche, Mönche und Nonnen, war die Antwort, und auch wohl einige Laien, wenn sie hier das Beispiel und die Lehre der Geistlichen befolgten." Und wo sind meine Vorfahren, die alten Herzogen der Friesen, und die anderen tapferen Helden? „die sind alle in der Hölle, wo Heulen ist und Zähnklappern," lautete die Antwort. Nun, sagte der Herzog, so will ich doch lieber sein, wo meine Vorfahren sind und andere Helden, als an einem Orte, wo nur Leute sind wie du! und damit zog er den Fuß aus der Wanne und blieb ungetauft.

Fehler mancher Art mögen freilich begangen worden sein, sagte Leodegar. Wir dürfen aber die Glaubensboten nicht zu hart beurtheilen, wenn sie hie und da ungerecht gegen Tugenden wurden, nur weil deren Träger Heiden waren. Es galt eben die Bekämpfung des Heidenthums. Erst als das Christenthum vom Heidenthume nichts mehr zu befürchten hatte, konnte es nach und nach gerecht gegen das Volksthümliche werden und ward es auch, und von der Zeit an treten uns auch nicht nur die alten Gegenstände der Dichtkunst, zum Theil in neuer Fassung und Gestaltung entgegen, sondern es kommen auch neue Stoffe zu dichterischer Behandlung; kurz, es tritt eine neue Blüthe der Dichtkunst in das Leben. Die Dichter der christlichen Epen scheiden sich nun, schon nach der äußeren Gestaltung ihrer Gedichte, in zwei Reihen. Die älteren bedienten sich, wie ihre heidnischen Vorfahren, des Stabreimes, und ihre Gedichte schließen sich in der sprachlichen Darstellung mehr oder minder genau den früheren an. Bei dieser Anschließung war aber das Hinübernehmen heidnischer Anschauungen unvermeidlich, und so versuchten die jüngeren Dichter für ihre Dichtungen sich eine neue Dichtersprache und eine neue äußere

Gestaltung zu erschaffen, gerade wie es Opitz im siebenzehnten und Klopstock im achtzehnten Jahrhundert thaten. Sie gaben den Stabreim auf und führten, nach dem Vorgange lateinischer Dichter, den Endreim ein. Das Besondere dieser Reimung besteht nun darin, daß nicht, wie heutzutage, die Ausgänge der Verszeilen durch den Reim mit einander verbunden sind, sondern die Mitte jedes Verses mit dem Ende desselben. Da nun der neue epische Vers, der Otfridische, also genannt, weil Otfrid ihn, wenn nicht erfand, so doch zuerst in einem umfangreichen Gedichte anwendete, nie mehr und nie weniger als acht Hebungen hat; so kommen auf jede Hälfte vier Hebungen. Einzelne der Senkungen können auch hier fehlen, wie bei den Stabreimzeilen. Wo die Senkungen da sind, bestehn sie nur selten aus zwei Silben, meist nur aus einer. Auch hier können am Anfange der Vershälften eine oder zwei Silben als Auftakt stehen; sie stehen folglich außerhalb des Versmaßes.

Sagen Sie uns doch, hochwürdiger Herr, unterbrach Irmgard den Vortragenden, wie waren denn die Reime damals beschaffen? Da die meisten unserer Dichter heute noch damit es leider wenig genau nehmen, so denke ich mir die Reime des neunten und zehnten Jahrhunderts noch viel roher; oder sollte die Reimkunst sich seit tausend Jahren ganz und gar nicht vervollkommt haben?

Die Reimkunst des neunten und zehnten Jahrhunderts, erwiederte Leodegar, war scheinbar allerdings noch roher als die heutige; allein sie beruhete auf festen Gesetzen, was heute nicht der Fall ist. Aber eben darum konnte der äußerst genaue und reine Reim des dreizehnten Jahrhunderts aus dem ungenauen, freien Reime des neunten Jahrhunderts hervorgehen. Der von den Dichtern des neunten und zehnten Jahrhunderts gebrauchte Reim ist, wie gesagt, nach unserer Ansicht ein ungenauer, und er ruhet stets auf der letzten Silbe der beiden Vershälften, und hiebei herscht meist Gleichklang. Aber nun können in den Reim hineingezogen werden die vorletzte Silbe, wenn sie lang, und sogar die drittletzte, wenn sie kurz ist. Dabei nun wird aber weder völlige Gleichheit der Selbstlauter noch der Mitlauter verlangt. So ergeben sich denn vier Arten von Reimen.

Es ist gut, sagte da Berta, daß Sie sich anschicken uns Beispiele vorzuführen. Mir zwar, die ich keineswegs die Absicht habe in der edlen Reimkunst mich zu versuchen, könnte es am Ende gleichgültig sein, ob Sie uns die Sache durch Beispiele anschaulicher machen oder nicht; aber meine Freundin Küngold wird Ihnen für die Beispiele gewiß dankbar sein. Ich erkenne es an dem tiefsinnigen Ernste ihrer Miene, wie einläßlich sie sich mit dieser Sache im Geiste beschäftigt, und deßhalb zweifle ich nicht, sie hat sich bereits entschlossen, ihre genädigste Prinzeß, die, wie sie sagt, die Verse sehr lieben soll, in kurzem mit einem nach den Regeln des neunten Jahrhunderts gereimten Lobgedichte zu überraschen, was ganz unbestritten auf unsere schlichten Abendzeitvertreibe ein glänzen= Licht werfen müßte.

Wenn ich jemals mich für würdig erachten sollte, erwiderte das Hoffräulein, die erhabenen Tugenden und Vorzüge Ihrer Durchlaucht, wie sie es sehr wohl verdienten, in einem Poëm zu feiern, so würde ich mich dabei, wie sich von selbst versteht, nach französischen Vorbildern richten und keineswegs nach den frommen und einfältigen Mönchen des neunten Jahrhunderts. Ich kann also der verlangten Beispiele füglich entrathen. Dennoch bin ich weit davon entfernt, andere Damen, die vielleicht zu anderen Zwecken sich deren zu bedienen wünschen, derselben zu berauben; und so mag denn immerhin unser auch im Heidenthume so wohl erfahrner geistlicher Herr, die schwachen alten Reimversuche näher beleuchten.

Ich bin Ihnen für die mir so huldvoll ertheilte Erlaubniß überaus dankbar, meine Genädigste, entgegnete Leodegar; aber wenn ich von der mir gewordenen, wie billich, Gebrauch mache, so geschieht dieß eigentlich mehr meinetwegen als gewissen Damen zu liebe. Doch auch dieß, wenn Sie wollen. Denn mein Abt hat mich ausersehen, ein gereimtes Bußgebetbuch für alte hochmüthige Hoffräulein auszuarbeiten, und dazu, dünkt mich, schickt sich die alte Reimart ganz vortrefflich. Da ich mich aber nicht gern mit meinem Dafürhalten begnüge, so möchte ich Sie in der That gern über Ihre Meinung darüber bitten. Sie wissen, wir einfältigen Mönche sind verpflichtet unseren Oberen gehorsam zu sein.

Das edle Hoffräulein konnte vor Zorn kein Gegenwort jetzt hervorbringen, und so fuhr Leodegar ruhig und gelassen fort: So ergeben sich also, sagte ich, vier Arten von Reimen, nämlich:

a) Gleiche Selbstlauter und gleiche Mitlauter, z. B. al: sal; harto: êwarto; vorahta: worahta.
b) Gleiche Selbstlauter und ungleiche aber verwandte Mitlauter, z. B. wîp: strît; lôs: grôz; niheine: heime; giwelti: henti.
c) Ungleiche aber verwandte Selbstlauter und gleiche Mitlauter, z. B. wachorôt: diot; mâru: armêru; gâhi: wîhi.
d) Ungleiche aber verwandte Selbstlauter und ungleiche aber verwandte Mitlauter, z. B. wolta: santa; stunton: wurtun; worolti: dretenti.

Da eigentlich nur die letzte Silbe als Reimsilbe betrachtet ward, so nahm man es mit den vorhergehenden um so weniger genau. Sie erkennen hieraus, wie unvollkommen die Reimkunst vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhunderte war, und wie wenig sich schon deßhalb die meist dazu noch ungelenken gereimten Verse mit den zierlichen stabreimenden messen konnten.

Freilich, sagte da Irmgard, wenn unter den christlichen Reimdichtern nicht ganz besonders begabte Männer waren, Männer von ungewöhnlicher Schöpferkraft, so mußten ihre Gedichte wohl weit hinter den ältern, alliterirenden zurückstehen.

Sie waren alle fromme Ordensleute, erwiederte Leodegar, indem er die Augen niederschlug, und zwar wohl meist Ordensbrüder von mir, Benedictiner. Aber wir wollen ihnen ihre Beschränktheit ihrer Frömmigkeit und ihres strengen Ernstes halber zu Gute halten. Ihnen lag vor allem an der Reinheit des christlichen Glaubens und an christlicher Gesittigung. Von Jugend an im Kloster erzogen, kannten die meisten wohl auch von der Welt nichts weiter als ihr Kloster nebst den Geboten ihres Glaubens, und so dürfen wir uns eben nicht sehr darüber wundern, daß die meisten ihrer Gedichte uns heutzutage nicht befriedigen.

Wenn die Sache sich so verhält, sagte der Hauptmann von Stoffeln, so wundere ich mich nur, wie man sie durch Orden

auszeichnen konnte. Ich bin zwar der Meinung, daß man nur kriegerische Verdienste durch Orden belohnen sollte; wenn man aber es anders zu halten für gut findet, so sollten doch immer Verdienste da sein.

Ei, bester Herr Hauptmann, entgegnete ihm Berta mit schalkhaftem Lächeln, die Leute von denen die Rede ist waren wirklich Kriegsleute; es waren die Krieger der streitenden Kirche.

Wenn das ist, finde ich es allerdings ganz in Ordnung, wenn man ihre Verdienste durch Orden belohnte, sagte Künrich; aber davon ist, wenn ich recht gehört habe, nichts gesagt worden.

Allerdings, lieber Vetter verhält es sich so, nahm der alte Graf lächelnd das Wort, wenn auch der hochwürdige Herr dort etwas andere Ausdrücke zur Bezeichnung derselben Sache wählte; im übrigen war gar nicht von Ritterorden, sondern von Mönchsorden die Rede. Die Mönche tragen zwar meist auch ein Kreuz, aber nur die Aebte tragen es als äußere Zierde.

Sie mögen wohl recht haben, bester Herr Graf, sagte Leodegar wehmüthig lächelnd, und manchmal ist das Kreuz der Mönche gewiß schwerer als dasjenige der Ritter und der Aebte. Doch lassen wir das nur; ich wende mich jetzt zu den älteren, den stabreimenden Gedichten und bitte zunächst um Ihre Aufmerksamkeit für den altsächsischen Hêljand oder Heiland.

Wissen Sie uns nichts über den Dichter desselben mitzutheilen? fragte der Graf von Hünenberg. Ich erinnere mich noch dunkel einmal gehört zu haben, daß eine eigenthümliche Sage von ihm vorhanden sei.

Es giebt eine, antwortete Leodegar, aber sie erscheint zuerst bei Flacius Illyricus, dessen Katalog der Zeugen der Wahrheit zu Basel im Jahre 1562 erschien. Nachdem Flacius gesagt, daß Ludwig der Fromme einem bei seinem Volke berühmten sächsischen Dichter die Abfassung dieses Werkes übertragen habe, setzt er hinzu, man behaupte, dieser Dichter, früher in der Dichtkunst gänzlich unerfahren, sei durch ein nächtliches Gesicht ermahnt worden, daß er die Lehren der h. Schrift zu einem Liede (cantilena) in seiner Sprache mit entsprechender Modulation verarbeite. In den

beigegebenen lateinischen Versen wird die Erzählung noch mehr ausgeführt: der Dichter sei Viehhirte gewesen, und als er einst unter einem Baume bei seiner Heerde ermüdet eingeschlafen sei, habe ihm eine Stimme vom Himmel herab den Befehl zugerufen. Der Viehhirte habe gehorcht, sein Gedicht mit der Erschaffung der Welt begonnen, nach Durchlaufung der fünf Weltalter sei er zu Christus gelangt, der die Welt mit seinem Blute erlöst habe. Diese Erzählung aber ist nun überaus verdächtig, nicht nur, weil sie nicht über das Jahr 1562 hinaufreicht, sondern auch, weil sie fast zu genau mit der Sage vom angelsächsischen Dichter Caedmon, die bei Beda Buch IV. Cap. 24 der anglischen Kirchengeschichte zu lesen ist, übereinstimmt. Von Caedmon sind nun Theile des alten Testamentes in dichterischer Behandlung vorhanden, das neue fehlt; vom altsächsischen Dichter dagegen müßte das alte Testament verloren gegangen sein, wenn man dem Berichte des Flacius Glauben zu schenken geneigt ist. Alles dieß zusammen genommen hat nun bereits zu der Vermuthung geführt, beide Werke, das angelsächsische Alte Testament und das altsächsische Neue dürften ursprünglich zusammen gehören und das angelsächsische nichts sein als eine Umschreibung aus der altsächsischen Mundart in die angelsächsische, oder umgekehrt, eine Vermuthung die man wohl auf sich beruhen lassen muß, bis der Beweis dafür genügend geführt ist. Nach Schmellers Ansicht, der den Hêljand zuerst herausgab, dürfte das altsächsische Gedicht wohl schon unter Karl dem Großen gefertigt worden sein, und zwar, wenn auch nicht vom h. Liudiger selbst, so doch vielleicht von einigen seiner Schüler, entweder im Kloster Verden oder im Kloster Mimisgardaford oder Münster. Was den Inhalt des Werkes betrifft, so beruhet dieser auf der Evangelienharmonie des Ammonius von Alexandrien, auch Tatian genannt, welche im Jahr 546 von Victor, Bischof von Capua, in das lateinische übersetzt ward. Die Grundlage bildet das Evangelium Matthäi; einzelnes ist den andern Evangelien entnommen. Wenn sich nun aber auch die altsächsische Bearbeitung an den Ammonius im Ganzen anschließt, so entbehrt sie doch auch manche Erzählungen, z. B. das Gespräch Christi mit der Samariterin, die Geschichte des

verlorenen Sohnes, vom ungetreuen Haushalter, von Zachäus, vom Könige, der seinem Sohne die Hochzeit rüstet, vom barmherzigen Samariter, vom guten Hirten, von den zehen Jungfrauen u. s. w. Warum diese Stücke wegblieben, begreift man nicht; Schmellers Ansicht über die Verfasser erhält dadurch aber einiges Gewicht; denn es ist möglich, daß derjenige Mönch, dem die Bearbeitung dieser Stücke übertragen ward, entweder im Rückstande blieb oder auch nur Ungenügendes leistete, was man nicht aufnehmen wollte.

Zur Mittheilung habe ich den Abschnitt gewählt, der vom Untergange der Welt und dem jüngsten Gerichte handelt, und zwar nicht bloß deßhalb, weil uns gerade dieser Abschnitt Gelegenheit giebt, nicht nur den Dichter des Hêljand mit andern Dichtern des neunten Jahrhunderts zu vergleichen, sondern auch weil dieser Gegenstand von den geistlichen Dichtern des neunten bis zwölften Jahrhunderts vor andern bevorzugt ward, er uns mithin die Eigenthümlichkeit eines Dichters am ersten noch erkennen läßt, da gerade bei diesem Gegenstande Gelegenheit war, selbstthätig zu schaffen, die man denn auch benutzte. — Da ich jedoch nicht die Gewandtheit meines Freundes Haspingers besitze, so habe ich mir erlaubt von dem Stabreime Umgang zu nehmen und ich gebe die Stelle in einfachen Jamben wieder; ich konnte mich dabei um so inniger an den Wortlaut der Urschrift anschließen. Sie lautet:

Da giengen ihm die Jünger zu.
Wie lange, fragten sie ihn heimlich, soll bestehn
noch diese Welt in Wonne, eh die Wendung kommt,
und daß der letzte Tag des Lichtes scheinet durch
die Wolkenhülle? wenn ist deine Wiederkunft
in diesen Mittelgart,[1] dem Menschenvolke hier
Gericht zu halten, Todten und Lebendigen?
Du guter Herr, das hörten gerne wir von dir,
o Christus du, du waltender, wann das werden soll.
Drauf Antwort ihnen Christus der Allwaltende
ertheilte mild und freundlich, er den Fragenden:
Das hat verborgen allen Gott der Gute ganz,

[1] Erde.

des Himmelreiches Vater, und verhehlet gar,
der Walter aller Welten, daß kein Menschenkind
es wissen mag, kein einziges, wann die große Zeit
in dieser Welt erscheinet, noch auch wissen es
die Engel Gottes, die vor seinem Angesicht
fortwährend stehen; diese selbst vermögen es
mit Worten nicht zu sagen, wann das werden soll,
daß er auf diesen Erdkreis kommt, der mächtige Herr,
das Menschenvolk zu richten; nur der Vater weiß
es einzig, er, der Heilige dort im Himmel; sonst
ist's allen ganz verborgen, den Lebendigen
so wie den Todten, wann er zu dem Tage kommt.
Doch mag ich euch verkünden, welche Zeichen hier
erscheinen, eh er zu dem großen Tage kommt,
auf diesen weiten Erdkreiß: An dem Monde wird
es kund und an der Sonne: beide werden schwarz,
bedeckt mit Finsterniß. Die Sterne fallen auch,
die hellen Himmelleuchten, und die Erde bebt,
die Welt erzittert: solcher Zeichen werden viel.
Es tobt der große See so wild, der Meerstrom bringt
mit seinen Wogen Schrecken allem Erdenvolk.
Dann dorret auch die Menschheit durch die große Noth,
das Volk durch Furcht, denn nirgends ist es Friede dann.
So mancher Streit wird über diese ganze Welt
haßvoll erhoben, ingrimm; Volk zieht über Volk
mit Heeresmacht; mit Fürsten streiten Fürsten; Krieg
erhebet sich und großer Mord so vieler dann
und offne Fehde: das ist traun ein schrecklich Ding,
daß jemals sollen Menschen stiften solchen Mord!
Dann große Seuche kommt auch über diese Welt,
das größte Menschensterben, so viel auch durch Sucht
auf Erden starben. Siehe, Menschen liegen rings,
sie sinken hin und sterben, enden ihren Tag,
mit Leichen Alles füllend. Dann kommt übergroß
ein Hunger, heißgrimm, über alles Menschenvolk,
ein Nahrungsmangel. Nicht ist dieß die kleinste Qual,
die hier erstehn auf dieser Erde soll, bevor
der Tag kommt des Gerichtes. Wann die Zeichen ihr

erblickt auf dieser Erde, dann auch wisset ihr,
daß dann der Tage letzter zu den Leuten naht,
der große zu den Menschen und des Himmels Sturz
und Gottes Kunft, des mächtigen Herrn, in seinem Glanz.
Ein Vorbild dieser Zeichen mögt erkennen ihr
an diesen Bäumen: Wann sie knospen und erblühn
und Blätter zeugen, treiben Laub: dann wissen auch
der Menschen Kinder, daß darauf der Sommer naht,
der warme, wonnerfüllte, und des Wetters Glanz.
So wißt ihr auch an diesen Zeichen, die genannt
ich habe, wann der letzte Tag den Leuten naht.
Fürwahr, ich sag' euch deutlich, daß dieß Volk nicht soll
vergehn zusamt der Erden, eh erfüllet ward
mein Wort, erwahrt. Die Wende kommt nicht noch der Fall
des Himmels und der Erde, und es steht mein Wort,
das heilige, fest forthin und wird erfüllet ganz
an diesem Lichte, wie ich vor den Leuten sprach.
So wachet wahrsam, denn es kommet euch gewiß
der Urtheilstag, der große; eures Gottes Macht,
die Stärke des Gewaltigen und die schwere Zeit,
das Ende dieser Erde. Drum sollt wachen ihr,
daß er im Schlaf euch unvermuthet nicht, im Bett'
euch überrasche plötzlich, noch bei Frevelthat,
der Schuld bewußt. Mudspelli [1] kommt in düstrer Nacht.
So wie der Dieb daherfährt in Verborgenheit
zu seinen Thaten; so dem Volk auch kommt der Tag,
der letzte dieses Lichtes, eh es jemand weiß.
Gerade so auch kam die Fluth in alter Zeit,
die da mit Wasserströmen tilgte alles Volk
zu Noahs Tagen; aber Gott beschirmt' ihn sammt
dem Hausgesinde vor der Fluth, der heilige Herr.
Und so auch kam das Feuer heiß vom Himmel her,
das dort die hohen Burgen rings um Sodoma
mit schwarzer Loh' umwogte, grimm, begierdevoll,
daß Niemand anders da genas als Loth allein:
des Herren Engel führten ihn hinweg zusamt

[1] Der Vernichter der Materie, das Feuer.

den Töchtern zwein auf einen Berg; das Andre ganz
des Feuers Gluth vertilgte, Leute so wie Land.
Wie plötzlich dieses Feuer kam, wie jene Fluth,
so kommet auch der letzte Tag. Vordenken soll
drum dem Gerichte jeder, das ist große Noth
jedwedem Menschen: darum sorgt in eurem Muth.
Denn wenn's geschieht, daß Christus kommt, der Waltende,
der große Menschensohn, mit Gottes Kraft, der Könige
Gewaltigster, in seiner Macht zu sitzen, und
zugleich mit ihm die Engel, die dort oben sind,
die heiligen, dort im Himmel: dann soll alles Volk
der Menschenkinder kommen, die lebendigen,
so viel der Menschen wurden aufgenähret hier
an diesem Lichte; alles, alles Volk er soll
hier richten dann,[1] der große Herr, nach seiner That,
die Menschenkinder. Die verlornen stellt er dann,
die fluchbeladnen Männer zu der linken Hand,
zur rechten aber scheidet er die seligen,
begrüßt die Guten, spricht zu ihnen solches Wort:
Kommt ihr, die ihr erkoren seid, empfanget nun
das mächtige Reich, das gute, das bereitet steht,
das da den Menschenkindern vorbestimmet ward
vom Anfang dieser Welt an. Euch es weihte selbst
der Vater alles Menschenvolks; ihr sollet nun
genießen dieser Güter, walten dieses Reichs,
des weiten, denn ihr thatet meinen Willen oft,
ihr folgtet gern mir, war't mir eurer Gaben mild.
Wenn ich bedrängt von Durst und Hunger war, vom Frost
befangen, oder auch in Banden lag, beklemmt
im Kerker, oft dann kam mir Hülfe zu von euch;
Ihr waret mir im Herzen mild und suchtet mich.
Dann spricht entgegen also ihm dieß Volk: Mein Herr,
du guter, wann wohl warest du von solcher Noth
bedrängt, befangen, wie du vor dem Volke sprichst,
du Mächtiger meldest? Wann erblickte dich ein Mensch
in solchen Nöthen, der du allem Volk gebeutst,

[1] Bei Jerusalem.

der Güter aller waltest, die gewannen je
in dieser Welt der Menschen Kinder? — Er dann spricht,
der Gott, der Waltende: Was ihr thatet jemals hier
in eures Herren Namen; was an Gütern ihr
zu Gottes Ehre gabt der Menschen einem, die
hier die Geringsten stehen, hier in dieser Schaar,
und die aus Demuth Arme waren, weil sie mein
Gebot erfüllten: was von euren Gütern ihr
zum Ruhm mir ihnen gabet, euer Herr empfieng
es selbst; dem Himmelkönige kam die Hülfe zu.
Drum euren Glauben lohnen will euch nun der Herr,
der heilige, und das ewige Leben giebt er euch.
Zur linken Hand sich wendet der Gewaltige dann,
der Herr zu dem verlornen Volke, sagt, daß sie
nun büßen sollten ihre That, ihr Frevelwerk.
Nun sollt ihr, spricht er, fahren, ihr Verfluchten ihr,
hin in das ewige Feuer, das bereitet ward
dem Gegner Gottes und der Feinde Haufen für
ihr Frevelwerk, denn niemals halft ihr mir, wenn mich
der Hunger quälte grimmvoll, oder Durst, wenn ich
gewandlos gieng in Jammermuth, in großer Noth;
nie hatt' ich von euch Hülfe, lag in Banden ich,
wenn Feßeln meine Glieder drückten; wenn mich hielt
das Lager, schwere Krankheit; nie mein wahr ihr nahmt,
des Siechen, nicht war werth ich, daß ihr dachtet mein:
drum sollt ihr leiden in der Höll' in Finsterniß!
Dann spricht das Volk entgegen ihm, das arme, so:
Weh! Gott, du Waltender, wie magst du nun sprechen so
zu diesem Volke, reden so zu dieser Schaar!
Wann je bedurftest Menschen du, der Männer Gut,
so viel an Gut sie hatten einst durch deine Gunst
auf dieser Erde? Darauf also spricht der Herr:
Wann ihr die ärmsten hier der Menschenkinder, die
geringsten dieser Männerschaar in eurem Stolz
verachtetet, sie haßtet wohl in eurem Muth,
beraubtet eurer Liebe sie: dann thatet ihr
das Gleiche eurem Herren. Ihr versagtet ihm
was ihr an Gütern hattet, darum will nicht euch

empfangen Gott der Walter, euer Vater; nein,
in's Feuer ihr sollt, in Todes Tiefe, dienen dort
den Teufeln, grimmen Feinden, denn ihr thatet so.
Nach diesen Worten scheidet sich das breite Volk,
die Guten und die Bösen. Die Verfluchten ziehn
zur heißen Hölle schmerzerfüllt, wo Strafe sie
empfangen, die Verdammten, Uebel endelos;
doch aufwärts führt der hohe Himmelkönig sie,
die lautern Völker, in das Licht der Ewigkeit:
dort ist bereitet ewiges Leben gutem Volk.

Nun, sagte Irmgard, die Darstellung ist nicht übel, wenn auch einigermaßen breit. Von der Gedrängtheit des alten Liedes von Hildibrand und Hadubrand sticht sie bedeutend ab; man hört hier gleichsam den an das Predigen gewöhnten Mönch.

Ohne Zweifel, entgegnete Haspinger. Aber nicht nur die Darstellung im Allgemeinen leidet an Breite, sondern auch die einzelnen Verse der Urschrift überschreiten durch die Zahl ihrer Hebungen oft bei weitem das gewöhnliche Maaß stabreimender Zeilen. Freilich könnte dieß auch durch den starken Gebrauch des Artikels und der Possessivpronomina, wie sie die Prosa verwendet, herbeigeführt sein. Uebrigens ist schon früher bemerkt worden, daß alle diese geistlichen Dichtungen nur ein schwacher Abglanz der früheren weltlichen seien. Und dieß gilt nicht nur von den deutschen im engeren Sinne des Wortes, sondern auch von den im Ganzen höher stehenden angelsächsischen.

Ihre Uebersetzung hörte sich recht gut an, hochwürdiger Herr, sagte Fräulein Berta, und ich glaube alles verstanden zu haben. Nur zwei Wörter blieben mir dunkel, und um deren Erklärung möchte ich Sie bitten, nämlich Mittelgart und Mudspelli.

Diese Wörter, mein Fräulein, wurden mit Absicht beibehalten, antwortete Leodegar, denn sie gehören dem deutschen Heidenthume an. Gerade solche Wörter, welche der Gebrauch der alten Dichtersprache unwillkürlich mit sich brachte, erweckten heidnische Vorstellungen, und hierin liegt der Grund, warum man den Stabreim sammt der ganzen alten Dichtersprache aufgab. Uebrigens wird

das nächste Gedicht uns neben einer Menge heidnischer Vorstellungen auch diese beiden Wörter wieder bieten, und dann wird auf alles dieß näher einzutreten sein. Wir können uns sogleich ihm zuwenden, wenn Niemand mehr rücksichtlich des Hêljands eine Bemerkung zu machen oder eine Frage zu stellen hat.

Ich möchte mir nur die Frage erlauben, sagte Fräulein Küngold, ob das nächste Gedicht nicht einen angenehmeren Gegenstand behandele. Ich darf Ihnen wohl gestehn, daß es mich bei der Schilderung des jüngsten Gerichtes bald kalt bald warm überlaufen hat. Für feinfühlende, zartbesaitete Damen ist Weltuntergang und Weltgericht wohl kaum ein angemessener Gegenstand der Betrachtung außerhalb der Kirche. Ach! Niemand scheidet ja gern von der holden Gewohnheit des Daseins! Die Schilderung war aber um so graunhafter, als nirgends gesagt ward, daß bei dem Gericht doch wenigstens die schicklichen régards genommen werden.

Meinen Sie vielleicht, fragte der alte Graf mit Unmuth, daß, wie man zwischen Seligen, Hochseligen und Höchstseligen unterscheidet, man auch zwischen Verdammten, Tiefverdammten und Tiefstverdammten unterscheiden solle?

Das Hoffräulein biß sich auf die Unterlippe, fand sich aber nicht bewogen eine Antwort auf die verfängliche Frage zu geben, sondern sagte nur, sie habe das nicht so gemeint.

Da Niemand weiter weder etwas zu bemerken noch zu fragen hatte, fuhr Leodegar fort: „Das Gedicht Muspilli oder vom Weltende, das Sie nun werden kennen lernen, ist, von ein paar Segenssprüchen abgesehen, das einzige stabreimende Gedicht in hochdeutscher Sprache, das uns erhalten worden ist, und schon deßhalb ist es von nicht geringer Bedeutung. Es beweist, daß nicht nur die niederdeutschen, sondern auch die oberdeutschen Stämme sich einst des Stabreimes in ihren Dichtungen bedienten und im Ganzen die gleichen religiösen Ansichten hatten, was vor Auffindung dieses Gedichtes bestritten ward. War man doch sogar geneigt, den eigentlichen Deutschen alle Götter abzusprechen und diese einzig für Skandinavien gelten zu lassen. Wie das Lied von Hildibrand und Hadubrand einst in eine Handschrift eingetragen ward, die es aufzunehmen

anfänglich nicht bestimmt war, so geschah es auch mit diesem Gedichte. Der Bischof Adalram von Salzburg hatte nämlich des h. Augustins Tractat gegen die Juden von einem Meister der Schreibekunst auf das zierlichste abschreiben lassen, um dem Könige Ludwig dem Deutschen ein Geschenk damit zu machen. Ob der König dadurch etwa von irgend einer Begünstigung der Juden abgehalten werden sollte? ich weiß es nicht. In dieser Handschrift nun hat eine Hand des neunten Jahrhunderts den breiten Rand der Blätter benutzt, um unser Gedicht darauf zu schreiben. Diese Hand war, wie schon der Anblick der Schrift lehrt, wohl mehr des Schwertes als des Schreiberohrs gewohnt. Hieraus nun, wie aus dem Umstande, daß diese Handschrift niemals aus dem Besitze Ludwigs kam, dieser vielmehr sie seiner Gemahlin vererbte, welche sie nach seinem Tode mit sich in das Kloster St. Emmeran nahm, hat Schmeller, der vor etwa dreißig Jahren das Gedicht entdeckte, geschlossen, daß höchstwahrscheinlich Niemand anders als König Ludwig selbst der Verunstalter dieser Prachthandschrift gewesen sei. Uns hat er dadurch freilich ein Gedicht von solchem Werthe erhalten, daß wir ihm für seinen Frevel an der Handschrift nur Dank wissen können. Aber wenn Ludwig der Deutsche das Gedicht auch geschrieben hat, gedichtet hat er es nicht. Es war vielmehr wohl nur eines von denen, die er in seiner Jugend, wie man weiß, in sein Gedächtniß aufzunehmen genöthigt war. Und wirklich bezeugt auch des Gedichtes Beschaffenheit, daß es nicht nach einer Vorlage, sondern aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben ward. Dafür spricht ferner, daß der Schreiber einen nach Inhalt verwandten Vers aus dem Reimgedicht Otfrids, das ihm gewidmet ist, an geeigneter Stelle einflocht. Daß aber unser Gedicht älter als Otfrids Werk sei, geht, abgesehen von Form und Inhalt, auch schon daraus hervor, daß Otfried einen Vers desselben buchstäblich in sein Gedicht aufnahm.

Den Inhalt der von Ludwig niedergeschriebenen stabreimenden Zeilen bildet eine christliche Lehrdichtung, welche die Vorstellungen jenes Zeitalters vom Untergange der Welt durch Feuer und vom jüngsten Gerichte unter sittlichem Gesichtspunkte behandelt. Merkwürdig ist für uns dieses Gedicht besonders aber dadurch, daß es

uns zeigt, wie fest unter dem Volke die alten heidnischen Vorstellungen vom Weltbrande hafteten und mit den biblisch-christlichen sich mischten; denn die hier gebotene Schilderung vom Weltende trägt unverkennbare, selbst bis auf die Worte übereinstimmende Züge heidnisches Glaubens. Nach diesem sollten einst die waltenden Götter in einem gewaltigen Kampfe, zu welchem alle bis dahin niedergehaltenen feindlichen Mächte sich erheben, den Untergang finden. Infolge dieses Kampfes tritt auch Zerrüttung und Untergang des Weltgebäudes ein. Die Sonne erlischt, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde bebt und die Berge wanken. Dieß alles bewirkt Surtur, d. h. der Schwarze, Dunkle, auch Muspill, Mudspelli, d. h. Vernichter der Materie, geheißen, der in der Edda als der Beherscher der im Süden des Weltraumes gedachten Feuerwelt auftritt, unterstützt durch sein in Gluth leuchtendes Heer. Endlich entzündet sich die Erde und da ihre Stütze, bei den Skandinaviern die Esche Yggdrasil, bei den Thüringen und Sachsen höchstwahrscheinlich Irminsul geheißen, ebenfalls niedergeworfen wird, so sinket sie in das Meer hinab. Nachdem der Brand aber dadurch sein Ende gefunden hat, taucht die Erde neubegrünt wieder empor, ein neues Götter- und Menschengeschlecht entsteht und eine neue Sonne und ein neuer Mond wandeln dahin an der Wölbung des Himmels. Von dieser hochdichterischen Schilderung des Weltendes hat der mit der heidnischen Dichtung noch sehr wohl bekannte Verfasser unsers Gedichtes manche großartige Züge auf die Darstellung des jüngsten Gerichtes und des Weltunterganges nach christlicher Ansicht, deren Quelle bekanntlich die Offenbarung des Johannes ist, übergetragen. Elias, den die Offenbarung nicht einmischt, vertritt in unserem Gedichte, wie auch anderwärts, die Stelle des heidnischen Gottes Thunar, der Antichrist die der erdumgürtenden Schlange Iörmungandr; sehr bedeutsam wird er daher auch warg, d. i. Schlange, Wolf, überhaupt reißendes Thier, genannt. Dem Satan fällt dagegen die Rolle Surturs oder Mudspellis zu, nicht minder schicklich, da beider Element das Feuer ist. Auch sonst heißt der Teufel ja der Schwarze und er wohnt, wie Surtur in der Feuerwelt, so im Feuer der Hölle. Da der Kampf sämmtlicher

Götter gegen die feindlichen Gewalten, der dem Weltende vorausgeht, hier, und zwar nothwendiger Weise, in einen Zweikampf des Antichrists mit Elias umgewandelt ist, so bleibt natürlich auch Satan selbst unbethätigt: sein Gegner hätte nur Gott selbst sein können. Die Darstellung und Ausdrucksweise unsers Dichters spiegelt im Ganzen noch die Kraft, Frische und Erhabenheit unserer alten Volksdichtungen wieder, wenigstens in weit höherem Grade als der Hêljand. Leider fehlt auch dieser Dichtung Anfang und Schluß; der erste jedoch, da das Verlorene kaum mehr als drei Zeilen beträgt und alle diese Gedichte auf ziemlich gleiche Weise anzuheben lieben, ist leicht zu ergänzen. Das hat denn auch mein Freund Haspinger zu thun versucht, dessen Uebertragung in das Neudeutsche ich Ihnen nun vortragen werde.

Erlauben Sie mir noch die eine oder die andere Frage, bevor Sie beginnen, sagte Irmgard. Ich glaube, daß wir Frauen das Gedicht gründlicher zu verstehn im Stande sein werden, wenn einer der Herren die Freundlichkeit haben will, unserer Unwissenheit zu Hülfe zu kommen. Ach wir armen Frauen haben so vielerlei zu lernen, daß all unser Wissen nothwendig Stückwerk bleibt. Freilich wäre es wohl besser, meine ich, wenn wir manches, das wir gelernt haben, hätten ungelernt sein lassen. Was aber liegt uns näher als das Alterthum unsers eigenen Volkes, sein Glaube, seine Sitten, seine Sprache, seine bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen? Ach! wir verstehn uns wahrlich selbst nicht, wenn wir davon keine Kenntniß haben.

Was Sie beklagen, ist allerdings beklagenswerth, entgegnete ihr Haspinger; aber nicht nur die Erziehung Ihres Geschlechtes leidet an diesem Gebresten, sondern auch das unserige. Auch bei uns wird noch aller Stoff der Bildung mühselig aus der Fremde herbei geholt. Darum aber ermangeln wir auch der kräftigen, durch und durch deutschen Männer, wie sie noch das sechzehnte Jahrhundert in so reicher Fülle aufzuweisen hatte. Ich verkenne gar nicht die große bildende Kraft, die in den Werken der Hellenen und Römer liegt; aber daneben wird das Mittelalter zu wenig berücksichtigt. Selbst die meisten unserer Gelehrten haben

nur mangelhafte, oder wohl auch gar keine Kenntniß unsers Alterthums und seiner Schriftwerke, und sie lieben es, dasselbe eine finstere und barbarische Zeit zu schelten, obgleich sie sich gerade dadurch selbst als Barbaren zu erkennen geben, wenigstens im Sinne der Griechen und Römer, die vor Allem das Ihre schätzten. Ich bezweifle sehr, daß die alten Hellenen und Römer geneigt sein dürften, sie nach Gesinnung und That als Ihresgleichen anzuerkennen. Aber sie finden es bequemer, in ihrem Wahne zu verharren als ihre Augen zu öffnen, und doch hat bereits Lachmann es ausgesprochen, daß unsere sämmtlichen Dichtungen sich zu denen des Mittelalters etwa verhalten wie der durchlauchtige deutsche Bund zum deutschen Reiche der Hohenstaufen. Es ließe sich noch vieles darüber sagen; aber so viel wenigstens ist klar, daß ein Kleid, wozu die Lappen aus allen Zeiten und Ländern zusammengebettelt werden, ein sehr buntscheckiges Ansehen gewinnen muß. Doch lassen wir das; legen Sie uns lieber Ihre Fragen vor.

Nun denn, sagte Irmgard, wie verhält es sich eigentlich mit den Göttern, die im Kampfe gegen feindliche Gewalten mit diesen zugleich den Untergang finden? Ist diese Annahme nicht ganz und gar im Widerspruch mit dem Begriffe der Göttlichkeit?

Allerdings nach unserem Begriffe vom Wesen der Gottheit, aber nicht nach dem des Heidenthums. Auch die Hellenen wußten von der Vernichtung eines älteren Göttergeschlechtes durch ein jüngeres, und auch dem Führer dieses jüngeren Geschlechtes, dem Zeus, war der Untergang bestimmt, wenn er sich mit der Thetis vermählt hätte. Volksglaube und Ansicht der Weltweisen stehn einander nicht selten ursprünglich entgegen, und die letzte hat nach und nach in den ersten Eingang gewonnen und denselben dann umgestaltet. Wie nun die hellenischen Götter ja nur durch den Genuß von Nektar und Ambrosia in demselben Zustande sich erhalten, in dem sie sind oder gedacht werden; so bewirken die skandinavischen Götter — ob auch die der anderen deutschen Stämme, das läßt sich zwar vermuthen, aber aus unsern dürftigen Quellen nicht beweisen — dasselbe durch den Genuß von Aepfeln, die ihnen Idunna aus goldener Schale reicht. Unsterblichkeit, d. h. ewige

Dauer ist also keineswegs nothwendige Eigenschaft heidnischer Götter, auch sind sie nicht allmächtig, denn über ihnen waltet das Schicksal, die Nothwendigkeit, bei den Hellenen die drei Töchter der Anagke, die Moiren Klotho, Lachesis, Atropos, bei den Deutschen die drei Jungfrauen aus Thursen- oder Riesengeschlechte, die Nornen, d. h. Spinnerinnen, Wurdja, Werdhandi, Skuld, deren Namen das Gewordene, das Jetztwerdende und das Werdensollende bedeutet, also Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft bezeichnet.

Dieß genügt uns in Betreff der Götter, sagte Berta; denn wollten wir mehr wissen, so müßten Sie nothwendig in die einzelnen Göttermythen eintreten, und das würde uns von unserem eigentlichen Zwecke abführen, so unterhaltend und belehrend es auch sein mag. Aber wie steht es um die feindlichen Gewalten, die den Göttern im Kampfe entgegentreten und, wie sie die Gegner tödten, so auch den eigenen Untergang finden? Dieß gehört, wie mir scheint, hier zur Sache, und darüber möchte ich Sie um Auskunft bitten.

Vor den Göttern, Asen oder Ansen, bestund nach Annahme der Germanen bereits das Geschlecht der Thursen, d. h. der Dürren, Durstigen, und Jötune, d. h. Esser, bei den Hellenen das der Titanen oder Giganten. Unter den Thursen und Jötunen hat man aber die wilden, ungebändigten Naturkräfte zu verstehen und zwar als vernichtende, weil unbezähmt wirkende. Mit diesen Urkräften gerathen die Götter als weltordnende Mächte gleich nach ihrer Geburt, ihrem Erscheinen, in Zwiespalt; denn eben ihre Aufgabe ist es, die Welt zu ordnen und jene Kräfte dieser Ordnung dienstbar zu machen. Die Götter treten gleich zuerst, merkwürdig genug, in Dreizahl auf, bei den Germanen Wôdan, Hoenir, Lôdhur oder Loki, bei den Hellenen Zeus, Poseidon, Aides, bei den Indern Brahma, Wischnu, Schivan. Die germanische Dreiheit heißt in späteren Quellen auch Wôdan, Wili, Wê. Die deutschen Namen sind zum Theil dunkel. Wôdan zwar bedeutet den Alles durchdringenden, und Lôdhur läßt sich als den Glühenden deuten, wenn man den Namen auf lohjan lohên, unser lohen, zurückführt, oder, wenn man Lodhur, Lodur zu schreiben hat, als den Erzeuger. Dann gehörte der Name zu leodan, wachsen, wovon auch unser

lotter, das alte lotar gehört. Er scheint Gott der thierischen Zeugekraft gewesen zu sein. Aber Hoenir bleibt ungewiß; er kann den sich Anschließenden, den Gesellen, Gefährten bezeichnen, nach dem altnordischen hoenask; aber auch den Erniedriger oder sich Erniedrigenden, nach dem gothischen hauns; oder endlich den zornigen, höhnenden, nach dem altdeutschen hôni. Uns entgeht eben die Grundbedeutung von hauns, hôni. Wili und Wê bedeuten Lust oder Wohlwollen und Heiligkeit, von wiljan wollen, und wîhan, weihen. — Diese drei Götter nun erschlagen den alten Thursen Ymir, d. h. den Rauschenden, und bilden aus seinem Haupte das Himmelsgewölbe, aus seinen Knochen die Felsgebirge, aus seinem Fleische die weiche Erde, aus seinem Haare das Gras, aus seinem Gehirne die Wolken, aus seinem Blute das Meer. Fortan ist Feindschaft zwischen den Asen und Thursen. Neben diesen erstehn aber den Göttern auch noch andere Feinde und zwar aus ihrem eigenen Kreise. Einer der Asen nämlich ist bösartig, immer auf Verderben sinnend, und es ist dieß Loki, der Beschließer, Beendiger, der auch Lôdhur heißt. Er vermählt sich neben seiner Gemahlin Sigyn, deutsch Sigunja oder Sigvinja, auch noch mit der Riesin Angarboda und zeugt mit ihr den Wolf Fenrir, die Schlange Jörmungandr und die Todesgöttin Hel, deutsch Helja, Hella, woraus unser Hölle verderbt ist. — Das dritte Geschlecht der Götterfeinde bilden Surtur und seine Schaaren. Diese bewohnen Muspillsheim, die Heimat des Feuers, wie die Jötune Niflheim, die Heimat des Nebels, auch Utgardr, äußere Wohnung genannt. Alle diese erscheinen zum Vertilgungskampfe.

Schon früher hat Pater Leodegar, wenn ich mich recht erinnere, von einem Reiche des Feuers geredet, und Sie fügen jetzt ein Reich des Nebels hinzu, sagte Irmgard. Da muß ich Sie schon wieder um Belehrung bitten. Sie sehen abermals, wie wenig wir Frauen von den Dingen wissen, die einst die wichtigsten und heiligsten unserer Vorfahren gewesen sind. Ich möchte nur wissen, ob die heutigen Griechinnen eben so wenig Kunde haben von der Mythologie ihrer Ahnen, als wir von der unserer? Die griechische Götterlehre ist uns freilich auf das gewissenhafteste angelehrt worden; von der deutschen jedoch hörten wir nie ein Wort.

Was die Griechinnen betrifft, so kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen, erwiederte Haspinger, daß alle, die der Bildung sich rühmen, sehr wohl darüber Bescheid wissen, und zwar vielleicht gründlicheren als die Männer. Um Ihnen aber über die Reiche des Feuers und des Nebels die gehörige Auskunft geben zu können, muß ich auf die Schöpfungsgeschichte zurückkommen. Sie erinnern sich noch an die Tödtung Ymirs durch Wôdan und seine Brüder; also vernehmen Sie weiter. Bevor Himmel, Erde und Meer gebildet war, gab es nach dem Glauben unserer Väter weit im Norden ein großes Reich des Eises und des eiskalten Nebels, Niflheim, Jötnaheim, Heimat des Nebels und der Riesen genannt, der alte Sitz der Hrîmthursen, oder Eisriesen. Dem gegenüber, weit im Süden, lag das Reich des Feuers, die Heimat Mudspelli's, des Vernichters der Materie, d. h. eben des Feuers. Zwischen beiden Reichen befand sich ein großer leerer Raum, Ginnunga gap, Schlund der Täuschungen, genannt, das Chaos oder die Gähnung der Hellenen, der leere Urraum. In diesen Schlund wälzten sich nun von Norden her Eisströme, von Süden her aber flogen Feuerfunken. Durch die Berührung beider entstunden Salzsteine und zugleich die Kuh Audhumbla, die sich durch Belecken dieser Steine nährte. So leckte sie denn nach einiger Zeit einen Mann aus dem Gesteine hervor, den Bur oder Buri, den Wohnenden, Seienden, dessen Sohn Bör, der Getragene, die Belsta oder Bestla, die Tochter des Riesen Bölthorns heirathete und mit ihr den Wôdan, Wili und Wê zeugte. Hier in diesem Ginnunga gap nun errichteten sie das Weltgebäude, das in drei große Räume sich theilt, in Asgardr, die Götterburg; Midgardr, Midjungards, Middangard, Mitilgart, die Burg der Mitte, auch Mannaheimr, Menschenheimat, genannt; und Utgardar, die äußeren Wohnungen, im Besitze eines jüngeren Thursengeschlechtes. In die Todten theilen sich Wôdan, Freyja (Frauwa), Thôr, Gefion, Rân und Hel. Wôdan und Freyja theilen sich in die im Kampfe Fallenden; die zu Wôdan Gehenden kommen nach Walhalla in Asgard; die zur Freyja, nach Folkwangr (Flur des Volkes) oder Sessrymnir (an Sitzen geräumig), oder Wingolf (Haus der Freunde); Thôr waltet

über die Seinen, die Knechte (Ackerbauer?) in Thrûdheim; zu Gefion kommen die Jungfrauen, zur Rân die Ertrinkenden, und zur Hel endlich alle an Krankheiten Sterbenden. Ihr Sitz ist Nâströnd, Todtenstrand, und der liegt in Niflheim. Noch tiefer, in der Mitte von Niflheim ist auch der Ort der Strafe, Hvergelmir, rauschender Strudel, oder Hvergemlir, der alte Strudel, genannt. In ihn ergießen sich die Flüsse der Unterwelt, und er beherbergt zugleich mit Schlangen und anderem Gewürm Meuchelmörder, Meineidige und Verführer von Ehefrauen. Hiemit werden wohl alle Ihre Fragen beantwortet sein, zwar kurz, wie es uns geboten ist, aber doch, wie ich glaube, genügend. Und zwar habe ich mich, wie Sie ohne Zweifel bemerkt haben, der skandinavischen Ueberlieferung bedient, da uns die deutsche abgeht; es haben aber wohl bei den Deutschen im Ganzen die gleichen Vorstellungen geherscht, wie das erhaltene Mitilgart allein schon beweist, wenn auch einzelne Benennungen verschieden gewesen sein mögen. So mag denn nun Freund Leodegar das Gedicht vortragen.

Noch nicht, rief da schnell Berta; noch sind Sie uns Auskunft über den Stützbaum der Erde schuldig. Sie sehen, wir erlassen Ihnen nichts.

Aber, meine Theure, nahm da Fräulein Küngold das Wort mit vorwurfsvollem Tone, Sie bedenken gar nicht, daß es Frauen giebt, deren Gehirn weit zarter construirt ist, als das Ihre zu sein scheint. Ach Gott! mir geht es von allen diesen Dingen wie ein Mühlrad im Kopfe herum, und wenn ich diese Nacht nicht die beängstigendsten Träume habe, will ich mich glücklich preisen.

Ich muß Ihnen ganz und gar beistimmen, meine Genädigste, ließ sich der Hauptmann von Stoffeln vernehmen; aber nicht nur zarten Frauen, auch wohl Männern darf es etwas schwül im Kopfe werden bei solchem verwünschten Zeuge. Schon deßhalb dürfen wir es wahrlich den Bekehrern Dank wissen, daß sie uns vom Heidenthume befreiet haben.

Fassen Sie nur noch ein klein wenig Muth, mein Fräulein, wandte sich Haspinger an Küngold, ich werde mich so kurz als möglich fassen; dann wird auch der Herr Hauptmann nicht umhin

können, ein so glänzendes Beispiel sich zu Herzen zu nehmen und mit männlicher Entschlossenheit auszuharren. — Unter der Erdstütze dachte man sich einen gewaltigen Baum. Nach dem Glauben der Skandinavier war es eine Esche mit drei Aesten und drei Wurzeln, von denen die drei Welträume Asgard, Midgard und Jötunheim je ein Stück, einen Ast und eine Wurzel bergen. An seinen Aesten nagen Hirsche, an seinen Wurzeln Schlangen. An jeder Wurzel liegt ein See, die wiederum mythologische Beziehung haben, der Urdharbrunnen bei den Göttern; an ihm halten sie täglich Gericht; der Hvergelmir bei den Riesen; der Brunnen Mimirs (des sich Erinnernden, des Weisen) an der Marke von Mitgard. Der altnordische Name dieser Esche, Yggdrasil, bedeutet das Roß Yggs, d. i. Wôdans. Bei den heidnischen Deutschen hieß sie wohl auch Irminsul, die Weltsäule. Ich glaube nicht, daß man bei der Irminsul an den göttlichen Irmino, den Stammvater der Erminonen, Ermunduren, d. i. Thüringe, zu denken habe, noch weniger aber an den geschichtlichen Arminius, d. i. Airminius, Erminius, den Cherusker. Ich bemerke nur noch, daß nach der Edda die Todten der Hel es sind, die sich beim letzten Kampfe an den Baum werfen und ihn zu Falle bringen.

Wir sind Ihnen, nahm der alte Graf das Wort, alle für Ihre Erörterungen zu Danke verpflichtet; doch möchte ich, bevor das Gedicht zum Vortrage kommt, Sie, oder vielleicht noch mit besserem Rechte, unsern hochwürdigen Freund, den Pater Leodegar bitten, uns über den Antichrist und seinen Gegner Elias einige Worte zu gönnen. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß beide in der alten Kirche von größerer Bedeutung waren, als sie heutzutage sind.

Ihr Verlangen, Herr Graf, das ich ganz gerecht finde, betrifft einen Gegenstand der christlichen Gottesgelahrtheit, erwiederte Haspinger, und somit können wir gewiß keinen besseren Erklärer finden, als den von Ihnen genannten. Er ist ohne Zweifel mit diesem Gegenstande bei weitem vertrauter als ich es bin, der ich nur wenig Veranlassung hatte, mich mit den Kirchenvätern zu beschäftigen.

Die Lehre von dem Antichrist, den man auch zu einem Endechrist umgedeutscht hat, sagte Leodegar, beruhet bekanntlich zunächst auf der Offenbarung des Johannes des Theologen. Von den Kirchenvätern haben besonders Lactantius und Augustinus die Geschichte des Antichrists behandelt. Unter den späteren Schriftstellern ist zunächst wohl Adso, der vor 954 sein „Büchlein vom Antichrist" schrieb, und Anshelm von Canterbury, der 1109 starb, und in dessen Elucidarius das zehnte Capitel des dritten Buches vom Antichrist handelt, zu erwähnen. Die jüdisch-christlichen Ueberlieferungen vom Antichrist ziehen sich durch das ganze Mittelalter hindurch, und manche schwärmerische Gemüther fanden darin Stoff für Weissagung oder Bußpredigt. So kam es, daß sie auch häufig dichterische Behandlung fanden, und zwar bei uns vorzüglich im zwölften und vierzehnten Jahrhundert. Das heitere dreizehnte Jahrhundert wendet sich von diesem Gegenstande einer ernsten und trüben Zeit ab und benützt ihn höchstens zu Anspielungen. So aber wird erzählt: Der Satan, um das Reich Christi doch noch endlich zu zerstören, verführt das Eheweib eines Mannes aus dem Stamme Dan. In Babylon gebiert die als Jungfrau Ausgegebene den Sohn des Teufels. Dieser wird von seinem Vater im Verborgenen auferzogen, mit reichen Kenntnissen versehen und mit der Kraft Wunder zu thun ausgerüstet. Nachdem er dreißig Jahr alt geworden ist, tritt er selbst auf den Schauplatz; doch haben bereits von ihm ausgesandte Boten unter Juden und Christen Anhang geworben. Im Tempel zu Jerusalem läßt er sich beschneiden und verkündet nun, er sei der verheißene Messias, der das Reich der Juden wiederum aufrichten werde. In Folge davon strömen ihm von allen Seiten Juden zu, aber auch viele Christen lassen sich durch Lehre, Wunderthaten und Geld gewinnen. Wer jedoch sich ihm nicht anschließet, der wird graunvoll zu Tode gemartert. Um die Gläubigen zu stärken, werden nun Elias und Enoch von Gott auf die Erde herabgesandt und ihre Thätigkeit hat solchen Erfolg, daß alle Juden sich zum Christenthume bekehren. Darüber ergrimmt der Antichrist und läßt beide mit dem Schwerte hinrichten. So glaubt er nun seine Herschaft für immer gesichert zu haben,

zumal da ihm alles Volk wiederum zufällt. Doch nur drei und ein halbes Jahr sollte ihm nach Gottes Beschluß zu toben und zu wüthen verstattet sein, und diese Zeit über bleiben denn auch die beiden Ermordeten auf der Straße in Jerusalem unbegraben liegen. Da, am Ende dieser Zeit, läßt er sein Zelt und seinen Stuhl auf dem Oelberge aufrichten, von welchem Christus einst gen Himmel fuhr. Aber die Strafe nahet sich. Nach den Einen wird er durch das Schwert eines Engels getödtet, nach den Andern tödtet ihn und seine Anhänger ein Donnerschlag. Alles was lebt ist fünf Tage lang vor Schreck verzagt, und alles schweigt drei Tage hindurch. Nun wendet sich alles Volk wieder zu Gott, und er gestattet denen, die den Antichrist angebetet hatten, vierzig Tage zur Reue und Buße, bevor das Weltgericht beginnt.

Diese Auskunft ward völlig genügend erfunden und dem zu Folge Leodegar nun ersucht, das Gedicht vorzutragen. Er begann also:

Jeder bedarf es, aller Menschen,
der auf Erden hier Uebles wirkte,
daß er durch Gottes Genade Genesung suche,
rette seine Seele aus des Satans Händen,
eh der Tag kommt, der ihm den Tode hingiebt.
Denn sobald die Seele ihrem Sitze enteilet
und sie den Leichnam liegen läßet,
so nahet ein Heer ab des Himmels Sternen,
ein anderes aus der Hölle: die kämpfen hart um sie.
Sorgen mag die Seele, bis der Sieg es ausweist,
zu welchem der Heere sie geholet werde;
denn wenn sie des Satans Gesinde gewinnet,
das leitet hin sie, wo ihrer Leid nur harret,
in Feuer und in Finsterniß: das ist traun ein furchtbar Looß!
Wenn aber die sie holen, die vom Himmel kamen,
und sie der Engel Eigenthum wird,
die heben hold sie auf in der Himmel Reich:
da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsterniß,
sorglose Wohnung, wo Niemand Siechthum kennt.
Wenn im Paradiese der Mann Platz gewinnet,

Heimat im Himmel, da kommt ihm Hülfe genug.
Drum ist es dringende Noth, Bedürfniß traun
der Menschen jeglichem, daß sein Gemüth ihn treibe,
Gottes Willen gern zu leisten
und der Hölle Feuer fern zu halten,
der Verdammniß Pein. Darbeut Satan dort
herbe, heiße Lohen: drum mag's zu Herzen nehmen,
sehr es besorgen, der sich in Sünden weiß.
Weh dem, der in Finstern soll seine Frevel büßen,
brennen im Brandpfuhl! Das ist traun ein bitter Looß,
daß der Mensch schreiet zu Gott, und ihm Schutz nicht kommt.
Auf Genade harret die hart bedrängte Seele:
nicht steht in Huth sie mehr des Himmelköniges,
denn nicht war ihr Wirken in der Welt darnach.
Wenn dann der mächtige König zur Malstatt [1] entbietet,
allwo man finden soll der Völker jedes:
dann wagt kein Erdgeborner dem Aufgebot zu trotzen,
daß hin nicht Männiglich zur Malstatt eile.
Da soll er vor dem Richter zur Rede stehen
um seine Thaten all bei Tag und Nacht.
Das hört erwähnen ich die Weltgeschickes-Kundigen,
daß der Antichrist werde mit Elias kämpfen.
Der Wütherich steht gewaffnet: dann heben sie den Weltkampf an.
Die Kämpfer sind so kräftig, der Kampfzweck so bedeutsam:
Elias streitet um das ewige Leben,
will den Gerechten das Reich begründen,
drum wird ihm helfen der des Himmels waltet.
Der Antichrist steht neben dem Altfeinde,
an des Satans Seite, der ihn auch versenken wird:
auf der Wahlstatt wird er verwundet fallen,
versuchet sich hat er sieglos da.
Doch wähnen auch weise Priester,
daß der Sieger im Kampfe versehrt doch werde.
Wie nun des Elias Blut auf die Erde träufelt,
so entbrennen die Berge, kein Baum verbleibt
auf dem Boden stehn. Die Bäche vertrocknen,

[1] Gerichtsstätte.

das Meer verflüchtet sich, es flammt der Himmel,
der Mond, er fällt, es brennet Mitilgart,
kein Stein besteht auf Erden. — Wenn nun der Straftag in das Land
mit Feuer fährt, die Völker heimsucht,
dann Mag dem Mag [1] nicht helfen vor dem Mudspell kann.
Wenn alles verbrennet der breite Regen,
und alles zerfeget Feuer und Sturmwind,
wo sind die Marken [2] dann, um die man mit den Magen stritt?
(Die Marken sind verbrunnen, die Seele steht bezwungen,
weiß nicht womit sie büße, daß sie nicht zur Hölle müße.)
Drum ist es für den Mann so gut, wann er zu der Malstatt kommt,
daß er jeden Rechtsstreit recht entscheide:
dann nicht darf er sorgen, wenn er vor dem Sühner tritt!
Nicht weiß der Erdensohn was er ernten wird,
wenn er den Gang des Rechtes um Gabe beuget,
noch daß der Hölle Vogt dabei so heimlich steht,
der in Rechnung bringet Reden und Thaten,
alles, was man Uebles einst begangen,
und daß er rüget alles, wenn er zum Gerichte kommt:
O daß der Sterbliche nie sich bestechen ließe!
Wann das himmlische Horn hallend erklinget,
und der sich aufmacht, der das Urtheil fällt,
und den Lohn ertheilet Lebenden und Todten:
dann erhebt sich mit ihm der Heere größtes,
das ist so kühn, daß Niemand es bekämpfen mag;
dann fährt er zu der Malstatt, der er die Marken setzte,
dann hegt er das Gericht, von dem man immer redete.
Dann über die Erde Engel fahren,
wecken die Völker, weisen sie zur Malstatt,
dann wird Männiglich aus dem Moder auferstehn,
lösen sich von des Hügels Last und wieder seinen Leib empfahn,
daß er all sein Recht bereden möge
und Lohn nach seinen Thaten ihm ertheilet werde.
Wenn zu Gericht der sitzet, der da Recht sprechen
und den Lohn ertheilen wird Lebenden und Todten:
dann steht im Umkreis rings der Engel Menge

[1] Verwandter dem Verwandten. [2] Grenzgaue.

und guter Menschen so große Schaar:
bemänteln kann da nichts ein Menschenkind.
Da wird die Hand bekennen und das Haupt gestehn,
der Liede [1] jegliches bis auf den letzten Finger,
was unter den Menschen er für Mord verübte.
Niemand so listig dann ist, der erlügen etwas möge,
daß er verhehlen könne der Handlungen eine,
daß sie dem Könige nicht verkündet werde,
wofern er nicht mit Almosen Alles vergolten
und mit Fasten die Fehle gebüßt hat;
denn sündenrein ist, der gebüßt, wenn er zum Sühngerichte kommt.
Drauf wird dann her getragen das hehre Kreuz,
woran der heilige Christ erhöhet ward.
Dann zeiget er die Male, die in der Menschheit er empfieng,
die er um dieser Leute Schuld am Leibe trägt.

Ohne Zweifel bietet dieses Gedicht noch so manche Erinnerungen, deren Boden das Heidenthum ist, nahm jetzt der alte Graf von Hünenberg das Wort. Dieß ist aber um so wundersamer, als man, erinnere ich mich recht, den Verfasser für einen Baier hält, ihn also einem Volksstamme zutheilt, der bereits längst zum Christenthum bekehrt war. Bei einem sächsischen Dichter würden mir diese Dinge weniger auffallen. Dahin gehört denn auch wohl, daß Elias und der Antichrist sich mit Waffen messen, da nach der christlichen Darstellung Elias nebst Enoch, der hier ganz fehlt, nur durch Lehre thätig sind und ihres Erfolges wegen den Tod der Blutzeugen erleiden. Auch daß die Erde durch das auf sie träufelnde Blut des Elias in Brand geräth, scheint mir ein heidnischer Zug, wenn auch die nordische Völuspâ davon nichts erzählt.

Ihre Ansicht, Herr Graf, ist wohl die richtige, sagte Haspinger. Dem Elias wird bekanntlich noch heute von den Südslaven Blitz und Donner beigelegt, er vertritt also den alten heidnischen Donnergott, den Peraun der Slaven, Perkunas der Lithauer, Fairguneis der Gothen, Zeus Keraunios der Hellenen. Der Grund davon

[1] Glieder.

liegt wohl darin, daß Elias auf einem feurigen Wagen soll gen Himmel geholt worden sein. Er ist also der Herr des feurigen Wagens. Auch dem Thôr wird ein Wagen beigelegt, kein Reitroß, wie den andern Göttern. Nun wissen wir aber, daß der Athem des Donnerers glühend ist; denn wenn Thôr in seinen Bart hauchet, so blitzet es, und der Blitz heißt deßhalb Thôrs Bartrede. Ferner wird dem Dietrich von Bern, der in einer Reihe von Sagen als Bekämpfer der Riesen an Thonars Stelle getreten ist, ein Feuerathem zugeschrieben: weßhalb soll nicht auch Thonars Blut feurig gewesen sein, so daß es die Erde zu entzünden vermochte? Leider ist, wie Sie recht bemerkten, die Völuspâ, wie an andern Stellen, so auch in der Beschreibung des Götterkampfes, lückenhaft, was schon die jüngere Edda zeigt, die mehr bietet als die Völuspâ. Diese nennt als kämpfende Götter nur den Odin (Wôdan), den Freyr, den Widar und den Thôr, also nur vier, von denen noch obendrein zwei, Odin und Widar, auf einen Gegner, den Wolf Fenrir, kommen, während sie sechs Gegner anführt, nämlich den Wolf Fenrir, den Jörmungandr, den Surtr, den Loki, den Hrymir und den Hund der Hel, den Garmr. Nach der jüngern Edda kämpfen aber sechs Götter: Odin, Thôr, Freyr, Tyr, Widar, Heimdallr, denen Fenrir, Jörmungandr, Surtr, Loki und Garmr entgegentreten. Hier fehlt Hrymir, dessen Gegner jedoch auch die Völuspâ nicht nennt, so daß er vielleicht gar nicht als Kämpfer, sondern nur als Ruderer des Schiffes thätig ist. Auch in der jüngeren Edda sind Odin und Widar Fenrirs Gegner; es ist also hier ein Kampf von sechsen gegen fünfe. Es bleiben also von den Asen am Kampfe unbetheiligt: Baldr und Hödhr, welche beide bei der Hel weilen und erst nach der Verjüngung der Erde wieder erscheinen, Hoenir, der als Geisel bei den Wanen lebt und ebenfalls erst später zurückkehrt, ferner Bragi, Forseti, Hermodr, Ullr und Wali, alles Götter, die nirgends kriegerisch erscheinen. Von den beiden Wanengöttern, die bei den Asen leben, Niördhr und Freyr, betheiligt sich nur dieser am Kampfe. Der Ase Loki oder Lôdhr ist zu den Feinden abgefallen, zu denen er auch durch seine Mutter gehört.

Wir verirren uns wiederum sehr tief in die Göttersage, ließ sich da Baron Wilmar vernehmen, und ich fürchte fast, das Mühlrad im Haupte unserer hochgesinnten Vertheidigerin dürfte sich aufs neue in drehende Bewegung setzen. Auch der Herr Hauptmann, der bis jetzt in schweigender Aufmerksamkeit verharrte, könnte vielleicht, da von einem Kampfe die Rede ist, über Waffen und Heerschmuck der Streitenden Auskunft von uns verlangen, die wir genügend zu ertheilen wohl kaum im Stande wären; darum erachte ich es für vortheilhaft für uns, wenn wir so rasch als möglich uns von der Göttersage abwenden, und das kann um so füglicher geschehen, als wir es in unserem Gedichte nur mit einem Zweikampfe zu thun haben. Ich erlaube mir also auf etwas anderes aufmerksam zu machen. Das alte Gedicht enthält Stellen, die sich allernächst auf Lebensereignisse Ludwigs des Deutschen zu beziehen scheinen, z. B. wenn das Gedicht sagt: Wann Feuer und Sturmwind alles zerstört hat, wo sind dann die Gränzländer, um die man einst mit seinen Verwandten stritt? Bezieht sich dieß nicht geradezu auf die Kriege der Brüder Karl, Lothar und Ludwig? Und gerade hier ist jene die Antwort enthaltende Stelle aus Otfrids gereimtem Christ eingeschaltet. Auch die folgende Stelle, die von dem ungerechten Richter handelt, paßt sie nicht ganz auf den König, der nach altem Brauche öffentlich im Reiche zu Gerichte saß? Wie ist dieß zu erklären, wenn Ludwig nur der Schreiber, nicht der Verfasser des Gedichtes ist?

Ihre Fragen sind nicht ohne Schein, entgegnete Leodegar; dennoch glaube ich nicht, daß diese Stellen hinreichen, den König als den Verfasser des Gedichtes zu bezeichnen. Vielmehr mochten sie wohl nur, die auf ihn, eben seiner Vergangenheit wegen, einen gewaltigen Eindruck machten, ihn bewegen, das in der Jugend erlernte Gedicht jetzt im Alter in einer nachdenklichen Stunde nieder zu schreiben. Gerade die aus Otfried entlehnte Stelle spricht gegen die Annahme, Ludwig sei auch der Verfasser des Gedichtes. Wäre er der Dichter, so hätte er die Antwort auf eine Frage seines Gedichtes gewiß nicht anders woher, und zumal in einer ganz andern Form, entlehnt. Hatte nicht schon Karl der Große die Kinder

Karlmanns seines Bruders mit Gewalt vertrieben? nicht Ludwig der Fromme mit seinen Söhnen Kriege geführt? So konnte denn wohl auch ein Dichter, der nicht König war, diese Sünden nicht selbst begangen hatte, ihrer in seinem Gedichte gedenken, ihrer vielleicht mit Absicht und zu wohlbewußtem Zwecke gedenken.

Das Gedicht ist schön, auch wenn Ludwig der Deutsche sein Verfasser nicht ist, sagte Gräfin Irmgard, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob. Aber da wir heute mit der geistlichen Epik doch nicht zu Ende kommen, denn die Zeit ist bedeutend vorgeschritten, so ersuche ich Sie, mir an jenen Tisch dort zu folgen. Unser geistlicher Freund wird wohl die Güte haben, am nächsten Abend uns die Fortsetzung zu geben, wofür wir ihm so wie für seine heutige Mühe immer dankbar sein werden.

Dritter Abend.

Nachdem alle die gewohnten Sitze eingenommen hatten, ergriff Pater Leodegar das Wort. Der Dichter, der uns heute zunächst beschäftigen wird, begann er, ist der Alamanne Otfrid. Nicht etwa, daß er zu den ersten Dichtergrößen gerechnet werden dürfte, seine Dichterkraft ist nur eine mäßige; aber er ist der Vater der deutschen Reimkunst, wie bereits gestern Ihnen gesagt ward, und schon deshalb verdient und fordert er unsere Beachtung. Er ward für die deutsche Verskunst des Mittelalters etwa dasselbe, was Opitz für die unserer Zeit ward, der bekanntlich eben auch kein besonders hervorragender Dichtergeist war.

Otfrid mag etwa um das Jahr 820 herum in Alamannien geboren worden sein, irgendwo an dem Bodensee. Seine erste Erziehung erhielt er wohl in Sanctgallen, der in jener Zeit hochberühmten Benedictinerabtei, — denn Schulen gab es bekanntlich damals nur in den Klöstern, — wo er wohl auch mit Hartmuot, der im Jahr 872 als Abt daselbst starb, und Werinbert, zweien Mönchen dieses Klosters, Freundschaft schloß, eine Freundschaft, die sein ganzes Leben hindurch gedauert zu haben scheint. Später ward er ein Schüler des berühmten Hrabanus Maurus, Abtes zu Fulda, welcher im Jahr 856 als Erzbischof von Mainz starb. Wir dürfen daraus schließen, daß, wenn er nicht aus einem vornehmen Geschlechte abstammte, er für einen besonders begabten Jüngling gegolten haben muß. Wahrscheinlich war es eben auch Hrabanus, der ihn bewog, in das elsaßische Kloster Weißenburg einzutreten. Ob er hier nun der Schule vorstund oder sonst eine

Würde im Kloster bekleidete, wissen wir nicht, aber es ist wahrscheinlich, weil nur zu einem dieser Zwecke Mönche aus anderen Klöstern herbeigeholt wurden. Hier nun mag er etwa um das Jahr 870 sein umfangreiches Gedicht verfaßt haben. Daß er mit dem fränkischen Königshause in näherem Verhältnisse stund, geht schon daraus hervor, daß die Wittwe Ludwigs des Frommen, Judith, es war, die, wie er selbst angiebt, ihn aufforderte sein Werk zu dichten, und daß er dasselbe dann dem Könige Ludwig dem Deutschen widmete. Neben dem Könige ist es noch dem Nachfolger Hrabans, dem Erzbischofe Liutbert, dem Bischofe Salomon von Constanz und den beiden genannten Sanctgaller Mönchen gewidmet. Hieraus darf man wenigstens folgern, daß Otfrid als ein in der Dichtkunst ganz besonders erfahrener Mann galt, und daß seine Dichtung damals für ein höchst bedeutendes Werk angesehen ward. Ohne Zweifel hatte er sich wohl schon, bevor er den Auftrag zu seinem Werke erhielt, als Dichter einen Namen gemacht, was um so eher geschehen konnte, als man sich damals in den Klöstern und Klosterschulen, wenn auch nur zum Zwecke des Cultus, sehr eifrig mit Dichtkunst und Musik beschäftigte. Dieß ist alles, was wir über Otfrid wissen. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Otfrid theilte sein Werk in fünf Bücher, von denen das erste Christi Geburt und Jugendleben, das zweite sein Auftreten in der Welt und seine Lehre, das dritte seine Wunder, das vierte seine Leiden und seinen Tod, das fünfte endlich seine Auferstehung und Himmelfahrt enthalten. Die Reihenfolge der einzelnen Ereignisse innerhalb der fünf Bücher ist willkürlich; manche sind ganz übergangen. An die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse sind erläuternde Betrachtungen im Geiste jener Zeit angeknüpft, die meist eigene Abschnitte bilden und mit einem „moralisch,“ „allegorisch,“ „mystisch“ überschrieben sind.

An unserem ersten Abende ward bereits erwähnt, daß Otfrid durch seine Dichtung eigentlich die Volkslieder zu verdrängen bezweckte. Das wird ihm nun zwar wohl nicht gelungen sein; aber wir können hieraus schließen, daß, da er seine Verse für den Gesang bestimmte, es wohl auch Volkslieder in ähnlicher oder selbst

gleicher Form geben mußte. Denn die geistlichen Dichter liebten es, und zwar auch noch weit später, den landgängigen Singweisen kirchliche Gedichte unterzulegen. Da die äußere Gestaltung der Otfridischen Dichtung bereits besprochen ward, dürfen wir uns gleich ihr selbst zuwenden. Ich wähle auch hier den Abschnitt vom jüngsten Gerichte (eine eingehende, gleichsam ein Stück für sich bildende Schilderung des Weltunterganges hat Otfrid nicht gegeben), weil dieser Gegenstand zu freierer Bewegung und zu eigenen Gedanken Veranlassung bot, er folglich eine Vergleichung dieses Werkes mit anderen, die wir bereits kennen, ermöglicht, wir also hierbei ersehen, wie sich Otfrid zu anderen Dichtern jener Zeit verhalte, was um ihn gerecht zu würdigen nöthig ist. Den ersten Abschnitt gebe ich in einer Nachbildung der Otfridischen Form, den zweiten aber in ungebundener Rede, weil es sehr mühselig ist, Otfrids Verse metrisch genau zu übertragen; ja man kann sagen, es sei völlig unmöglich, weil unsere Sprache nicht mehr die vollklingenden Endungen der Wörter hat, auf denen bei Otfrid meist der Reim beruhet. Uebrigens leistet uns hier eine prosaische Uebersetzung die gleichen Dienste, ja in mancher Beziehung, da man sich dabei wörtlicher an die Urschrift anschließen kann, größere. Otfrid nun läßt sich also vernehmen:

So hat er über den Weltring verkündigt ein Tageding, [1]
ein viel schweres Gericht: darum zu sorgen ist uns Pflicht.
Dir sag' ich hier es überlaut, nirgends lebt ein Gottestraut, [2]
der irgend was ersinne, daß fern er sei dem Ringe. [3]
Dahin auch kommen danne die Unglückseligen alle,
die hier man sah erfüllen den ihren Muthwillen.
Schwer ist es zu sagen: den je ein Weib getragen,
(es erschrickt das Herze mein): er muß beim Gerichte sein.
Sie müßen nach einander all ihr Thun bekennen,
alle, die hier stehn im Ring: das ist jammervolles Ding.
O wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
die hier sind wohlberathen und sicher ihrer Thaten;

[1] Tagfahrt zum Gericht. [2] Mensch. [3] Die zu Richtenden stehn im Kreiße.

Doch jene, die verbrechen, die wissen nichts zu sprechen,
womit sie sich beschützen, und das ihnen möge nützen.
Denn Buße dafür nimmer ist, das glaube mir, zu dieser Frist;
entgehen mag da keiner, wird da begriffen einer;
Er muß ohn' allen Widerstand, wenn man als Bösen ihn erfand,
dulden in alle Ewigkeit der Höllestrafen Qual und Leid.
O wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
die hier sind wohl berathen und sicher ihrer Thaten.
Weist du, wie von dem Gericht Gottes Vorverkünder spricht?
von ihm also spricht sein Wort: große Strenge hersche dort.
In ihm da man lesen mag, daß es ist des Zornes Tag,
bittrer Schmerzen Aufschwung, vielen, traun, Beängstigung.
Tag ist's auch des Hornes und des Engelgalmes,[1]
sie blasen hier im Lande, zu brechen Grabes Bande.
Tag auch ist's der Finsterniß und der Windesbraut, gewiß!
die bringen dann zu Falle die Sünderfüllten alle.
Tag ist's auch des Hornes und des Klagegalmes,
mehr ich nicht dir sagen mag: davon ist erfüllt der Tag.
Du lasest einst wohl das Wort, wie der Herr bedrohte dort:
damit ermahnt' er alle, bevor der Himmel falle.
Wer der Menschen ist im Land, der da leiste Widerstand,
wenn er's dazu führet,[2] daß sich der Himmel rühret,
Wenn er ihn zerspaltet und zusammen faltet,
(nimm es wohl in deinen Muth!), wie man einem Buche thut?
Nicht der Tag ist schattenreich, gar nicht andern Tagen gleich,
daß man im Gemüthe verborgne That behüte;
Leider wird das nicht bedacht, in Erwägung nicht gebracht:
sich zeigen ohne Wanken die kleinsten Gedanken.
O wohl in diesem Falle, denselben Menschen allen,
die da sind wohlberathen und sicher ihrer Thaten;
Doch jene, die verbrechen, die wissen nichts zu sprechen
womit sie sich beschützen und das ihnen möge nützen.
Nicht lösen da von dieser Noth reiche Kleider, Gold roth,
nicht helfen Purpur oder Samt noch Silber aus der Richters Hand;
Nicht mag Diener oder Knecht dem Herren helfen vor dem Recht,
auch das Weib nicht noch das Kind: für sich selbst in Angst sie sind;

[1] Auferweckungsruf der Engel. [2] Wenn Gott es dahin führt.

Nichts hilft dem reichen Manne in des Gerichtes Banne;
in gleichen Sorgen alle stehn die jetzt hin zum Gerichte gehn.
Ich berg' es keinem, sicherlich, hier sorgt männiglich für sich,
jeder sorgt für sich allein: alles andre dünkt ihn klein.
Herren, Knechte, Arm und Reich, dahin kommen alle gleich:
denen nur ist froh der Muth, die hier lebten fromm und gut.
O wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
die da sind wohl berathen und sicher ihrer Thaten!
Niemand da bestechen kann, noch auch Feilschen hilft dem Mann,
ob einer es versuche zu tilgen sich im Buche.
Nun warst einst doch du so reich, Niemand war dir darin gleich,
wolltest du's versuchen, ha! sieh dein Schatz ist nicht mehr da;
Denn gerecht ist im Gericht Gott, der hier das Urtheil spricht,
selbst er richtet, sag ich dir, kein Gesandter, glaub es mir.
Drum wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
die da sind wohl berathen und sicher ihrer Thaten;
Doch jene, die verbrechen, die wissen nichts zu sprechen,
womit sie sich beschützen und das ihnen möge nützen.

O Gott! rief Küngold aus, ist mir's doch, als hörte ich unsern geheimen Oberhofprediger.

Freilich kann Otfrid den Prediger nicht verläugnen, sagte Haspinger; man muß aber erwägen, daß wohl das Predigen eine Hauptbeschäftigung für ihn mit sein mochte; und so mag es kommen, daß er auch nur gar zu oft in den Ton des Predigers verfiel. Indeß ist das immer noch hinzunehmen, weit unerquicklicher wird er noch, wenn er glaubt seine Gelahrtheit zeigen zu sollen. So ergeht er sich weitläuftig über den römischen Sextarius, unsern Sester, bei der Schilderung der Weinkrüge auf der Hochzeit zu Kanaan; und bei der Erzählung der Himmelfahrt Christi nennt er einzeln die Sterne, über die der Heiland emporgestiegen sei. Nicht die Anführung der Sterne an sich ist hier undichterisch, wohl aber die Art und Weise, wie er es thut. Und so ließe sich noch manches rügen. Aber es ist auch bereits gesagt worden, daß Otfrid keinesweges zu den besonders hervorragenden Dichtern gehört; nichts desto minder schulden wir ihm für sein Werk den größten Dank. In der That, die Geschichte unserer Sprache würde an einer sehr

empfindlichen Lücke leiden, wenn wir die 15,000 Verse Otfrids nicht hätten. Trotzdem dürfte die Frage ganz am Platze sein, ob Freund Leodegar mit seinem Vortrage fortfahren solle oder ob wir uns einem andern Gegenstande zuwenden wollen.

Ei, erwiederte Irmgard, Sie werden uns doch nicht für so flüchtige, leichtgesinnte Wesen halten, für Wesen, die bei einer ernsten Ermahnung, und wäre es auch eine Predigt, sogleich lange Weile fühlen? Ich ersuche also unsern geistlichen Freund fortzufahren, jedoch nur, wenn es den Andern, Frauen und Herren, genehm ist; denn selbstherrisch aufzutreten, soll mir, so Gott will, immer verhaßt bleiben. Dazu weiß ich auch, daß unser Freund mir gern das Stück, das wir noch zu hören hätten, zur Durchlesung auf meinem Zimmer anvertrauen wird, wenn die Gesellschaft es vorzieht einem andern Gegenstand sich zuzuwenden.

Irmgard hat ganz recht, wenn sie wünscht, daß mit dem Vortrage fortgefahren werde, sagte der alte Graf von Hünenberg. Wer etwas zu treiben sich vornimmt, soll es mit Ernst und Eifer treiben, oder gar nicht anfangen. Nicht alle Blumen können und sollen Rosen sein; sie sind darum nicht minder zu beachten. Wären alle Dichter gleich dem großen Shakespeare, so wäre es mit dessen Ruhme vorbei, denn Niemand hätte dann Ursache an ihm etwas Besonderes zu bewundern. Damit sollen keineswegs die schlechten Dichter vertheidigt oder gar ermuntert werden; aber die minder guten sind nothwendig, auf daß die guten als gute erkannt und gewürdigt werden können.

Ich stimme ebenfalls für Fortsetzung des Vortrages, sagte jetzt der Herr Hauptmann der herzoglichen Leibgarde, der mit großem Ernste und gedankenvoller Stirne zugehört hatte. Ich bin eines schweren Aergers los geworden durch diese Schilderungen des Weltunterganges, und das freut mich nicht wenig. Man läßt, so viel ich mich erinnere, die Engel, die doch ein Heer genannt werden und deßhalb auch in Legionen eingetheilt sind, die Todten mit Posaunen aus dem Grabe erwecken. Das ist mir immer anstößig gewesen, und jetzt weiß ich, daß die Angabe falsch ist. Hornbläser sind sie, nicht Posauner. Die Posaune mag in die Kirche passen

und allenfalls auch zur Wachtparade; in das Feld und in die Schlacht paßt sie nicht. Und jetzt bin ich auch fest überzeugt, daß die Mauern von Jericho nicht mit Posaunen, sondern mit Hörnern umgeblasen wurden, wenn es auch so noch immer feststeht, daß diese Festung erbärmliche Mauern gehabt haben muß. Unsere Festungsmauern werden freilich weder Hörner noch Posaunen zu Falle bringen; dazu gehören zum wenigsten Achtundvierzigpfünder. Also, bitte, hochwürdiger Herr, fahren Sie nur fort; es mag vielleicht noch dieser oder jener Irrthum dadurch berichtigt werden. Ich freue mich, auf Ehre, ich freue mich.

Da die Fortsetzung von Niemand beanstandet ward, so nahm Leodegar sein Heft wieder zur Hand. Was nun folgt, sagte er, ist, wie ich bereits bemerkte, in Prosa übersetzt; es wird also der Reiz des Reimes zum mindesten entbehrt werden. Dafür möge, wenn möglich, ein genaueres Anschließen an die Urschrift Ersatz leisten, obgleich unsere heutige Sprache es nicht vermag, alle Wortfügungen und Wortstellungen Otfrids wiederzugeben. Sein uns sehr auffälliges, ihm aber ganz zur Gewohnheit gewordenes Weglassen gewisser Fügewörter z. B. mag freilich ursprünglich durch den Versbau bedingt gewesen sein; aber seine Sprache war noch so formenreich, daß sie es ihm ermöglichte, was unsere uns nicht thut. So hören Sie denn, wie Otfrid weiter geht:

Erzählen will ich nun im Einzelnen das schreckliche Wunder, das Gericht selbst, das der Welt gemeinsam ist.

Er selbst schilderte es so und beschrieb es so seinen Jüngern und sagte ihnen selbst, wie schrecklich es sein werde.

Gottes Sohn selbst kommt dazu vom Himmel herab, mit großer Macht, mit der Engel Menge.

Mit großer Menge kommt er; mit ihm all sein Geleite, daß er forsche mit Schrecken, was die Menschen jemals thaten.

Das meinten dort die zwei Männer, die weißen, schönen, die da sagten, daß, sobald er wolle, er auch kommen werde.

Das will ich hier nun erzählen allen unsern Lieben, daß jeder Mensch deshalb immer in Sorgen sei.

Der mächtige König selbst sitzet herlich zu Gericht; hoch ist, wie ich sage, der, den alle Welt sieht.
Sein Stuhl ist allen andern ungleich; nie wird, das sage ich dir, solches Gericht mehr früher oder später.
Da sitzen seine Holden, die er hier im Leben selbst erzog; und sie sind sehr gewaltig durch ihre Thaten.
Dahin fährt auch all der Engel Menge; sie kommen alle dazu in Furcht und Angst.
Vor seinen Augen stehn alle Menschen, böse und gute; Angst ist in ihrem Gemüthe.
Kein Mensch ist, der einst geboren ward, oder jetzt es wird, oder noch es werden soll, der nicht dahin komme.
Alle erstehn sie von des Leichnams Falle, von dem faulen Lager, ihre Thaten zu bekennen;
Aus der Asche empor und aus der Brandasche, aus dem Grunde der Erde, wann immer auch es werden soll;
Mit demselben Gebeine, sie ganz und gar selbst, mit Fleisch und mit Haut, und wenn sie's auch nicht wollen.
Die scheidet er wahrlich zu beiden seinen Seiten, wie ein Hirte der da hütet und seines Viehes waltet.
Nicht darfst du danach fragen: sie beginnen da nicht zu zanken, zu zürnen, zu schelten oder etwas der Art zu sprechen;
Oder daß etwas da entgegen die Menge murmele; sondern sogleich bilden sie den Kreiß, wie der Herr es befiehlt.
Sie scheiden die Vermengten sogleich nach allen Seiten; Niemand einigt es innen, wie seine Kraft es meint.
Sich scheiden da nach Leib und nach Alter fürder die hier einander liebten; das glaube du mir.
Die Mutter von dem Kinde, daß sie's nicht mehr finde; und der Vater, das ist wahr, scheidet sich von ihnen da.
Da scheiden sich auch wahrlich der Herr und der Diener von alter Liebe; diesen Worten glaube mir.
Die hier im Leben sehr liebe Verwandte waren, in zarter Minne; nicht mögen sie das dort zu erkennen geben.
Wie der Herr es selbst gebot, nur so soll es sein; keiner ist im Kreiße, der da entgegen ringe.
Nicht mögen sie's zuwege bringen, daß da nicht vernommen werde, was sie einst immer liebten und emsig übten.

Mancher Süßigkeit weinen die hinten nach, die hier verschuldeten, daß andere sie nicht auch genoßen.

So scheidet sich, wie ich dir sage, die ganze Welt; Freund von Freunde mit großer Angst.

So stellet er die Guten mit frohem Gemüthe rechts im Kreiße bei diesem Gerichte.

Da sind die Linken mit Jammer behaftet; sie unterlassen es nicht, sie stinken wie die Ziegen.

Der König beginnt anzuschauen mit genädigen Augen die da zur Rechten seines Wortes harren.

Sie wenden auch zu ihm die Augen und stehn in Furcht; es liegt ihnen schwer im Gemüthe, wie er über sie gebieten werde.

Mit Händen und mit Augen beginnen sie ihn anzuschauen, wie er sein Wort meine, und was er ihnen ertheile.

Er beginnt sie anzureden mit süßen Worten, mit großer Liebe, mit seiner eigenen Stimme.

Kommt, spricht er zu ihnen, die ihr Geweihete meines Vater seid, seine Gesegneten und meine lieben Holden.

Empfahet das Reich, das er gründete, das er bereitete: Vor Anbeginn der Welt hat er euch dahin berufen.

Ihr habt es verdienet, meinen Willen erfüllet; ich lohne dort euch dafür mit Liebe in Wahrheit.

Ihr stilltet mir wahrlich Durst und Hunger; in das Haus auch nahmest du mich auf, daß ich nicht umherirrete.

Ihr duldetet es nicht um Gottes willen, daß ich nackt gienge; ihr habt auch Gott zu Liebe Krankheit in mir gelindert.

Wenn ich im Kerker war, beklagtet ihr das, besuchtet mich aus deshalb: nichts gebrach mir jemals von euch.

Ward es, daß ich starb, euer jeglicher warb danach, daß man mich erhöbe und schön begrübe.

Mit Demuth geben sie dem Könige Antwort; sie sehen sein Reich, die hohe Herlichkeit.

Sie erschrecken in ihrem Herzen: Wer mag das glauben, Herr, daß man jemals dich so gesehen habe?

Dich jemals als Todten austrug, oder Nacktheit dich berührte, Durst und Hunger? Wie mochte das je geschehen,

Daß uns zu Sinne käme, dich bedränge Schwäche, Verbannung oder Kerker?

Daß je das geschehen konnte, das ist weit über unsern Glauben, daß in solcher Noth dir ein Mann jemals diente.

Der hehre König spricht: ich sage es euch wahrlich, ich soll es euch ganz künden, das wisset ohne Zweifel:

Meine Glieder es fühlten und mir wurden die Werke zu Theil, was ihr meinen lieben Brüdern thatet.

Die Linken er auch nun anredet, wirft ihnen ihre Bosheit vor, fährt sie an mit schrecklichen Worten,

Fällt sie an mit schrecklichen Dingen, mit schmerzlichem Bedrange und mit schwerem Angriffe.

Zornig er zu ihnen spricht: Verflucht ihr seid von Gott; fahrt von dieser Süße in die ewige Strafe!

Wisset das fürwahr: dem Teufel ist sie bereitet; mit ihm genieße sie in Noth der ihm diente.

Nicht fand ich an euch etwas Gutes noch Liebes mir zu Troste im Leid, das ich duldete, wie ich hier meinen Lieben sagte.

Nie wahrlich stilltet ihr mir Durst und Hunger; ihr kleidetet mich nicht, tröstetet mich nicht in Krankheit.

Wenn ich starb, war Niemand der mich begrübe; in das Haus ihr auch mich nicht führtet und freundlich mich nöthigtet.

Jeder es mir versagte, warum ich euch bat; dafür soll man euch wahrlich nun sehr schwer lohnen.

Sie beginnen sich zu ängstigen, wollen sich entschuldigen: er treibt sie alle von dannen; nichts ist ihre Rede.

Mit sehr betrübten Herzen gehn sie hinweg; die Teufel treiben sie in Qualen, die ihnen nie weichen.

Sie haben in Wahrheit zwiefalt Ungemach: des Himmelreiches sie darben und in Feuer sie hausen.

In den Himmel aber fahren von dannen die trauten Diener Gottes, die rechten und die guten mit fröhlichem Gemüthe;

In ewige Wonne fährt dieß Adelgeschlecht, in dauernde Freude; sie verdienten das hier.

Durch diesen ehrwürdigen frommen Dichter fühle ich mich in der That vollständigst befriedigt, nahm jetzt Fräulein Küngold das Wort, kaum daß Leodegar geendigt hatte. Ohne Zweifel entstammte er einem höchst edlen Geschlechte; denn er hat, obgleich er leider Mönch geworden ist, dennoch nicht vergessen, welche Rück-

sichten dem Stande, dem er entsproß, überall und immer gebühren. Alle seine Seligen gehören, wie er es so kühn und zugleich so schön ausspricht, Adelsgeschlechtern an, und von den Andern behauptet er, sie hätten den Geruch der Böcke verbreitet; eine überaus feine, aber wohlbegründete Bemerkung. Daß er dieß so offen und ohne alle Bemäntelung geradezu herauszusagen sich gedrungen fühlte, das freut mich von ihm. Wahrlich, hochwürdiger Herr, Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir eine gute Uebersetzung seines herlichen Gedichtes verschaffen. Ich bitte Sie darum; ich brenne nicht nur dasselbe ganz zu lesen, denn ich bin überzeugt, die nobelsten Sentiments in reichster Fülle darin noch zu entdecken, nein, ich kann es auch kaum erwarten, bis ich die Ehre haben werde, meine allergnädigste Prinzeß mit diesem sublimen Autor bekannt zu machen.

Auf allen Gesichtern spiegelte sich staunende Verwunderung über diesen Ausbruch der adeligen Gefühle des Hoffräuleins, und diese Verwunderung wollte eben einem starken Drange zum Lachen weichen, als Pater Leodegar sich also an das Fräulein wandte:

Die gewünschte Uebertragung des alten Gedichtes in das Neudeutsche sollen Sie haben, meine Genädigste; aber ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß, wie der Grund Ihrer unerwarteten Anerkennung des Dichters auf einem kleinen Irrthume beruht, Sie sich auch in Ihren Erwartungen getäuscht finden werden. Denn wenn Otfrid die Frommen ein Adelgeschlecht nennt — und dieser Ausdruck allein hat wohl Ihre Begeisterung für den alten Mönch erweckt — so meint er damit kein Adelsgeschlecht oder gar sämmtliche Adelsgeschlechter des heiligen Römischen Reiches, wo nicht der Christenheit. An den Adel durch Geburt denkt er hier eben so wenig, als Gott beim Weltgerichte wohl darauf sehen wird, sondern einzig an den durch Tugenden erworbenen Adel, der wie bekannt, keineswegs von der Geburt abhanget. Er denkt dabei einzig des alten Spruches: Edel ist, wen seine Tugend adelt.

Alle gönnten diese Zurechtweisung dem hoffärtigen Hoffräulein; sie selbst aber ward bald roth, bald bleich, und als alle ihre hülfeflehenden Blicke, die sie ihrem Ritter, dem Hauptmanne, zusandte,

wirkungslos blieben, — er war sehr eifrig beschäftigt, einen kleinen Helm aus Lindenholz zu schnitzen und vermied es, das Fräulein anzusehen, — so sagte sie endlich mit einer gewissen trotzigen Verbissenheit: Ich nehme das freie Recht der Auslegung eines Dichters für mich ebenso befugt in Anspruch, als Sie das thun, hochwürdiger Herr, und ich bin trotz Ihrer Einrede immer noch fest überzeugt, den Dichter recht verstanden zu haben. Hätte er das ausdrücken wollen, was Sie von Ihrem Standpunkte aus für gut finden ihn sagen zu lassen, so hätte er gewiß nicht das entscheidende Wort Adel gebraucht; er konnte ja eben so gut Tugend sagen. Also ich bleibe bei meiner Auffassung des Dichters, denn sie ist die allein richtige. Oder glauben Sie etwa, er habe denen zur Linken nicht aus guten Gründen den häßlichen, aber sehr bezeichnenden Geruch beigelegt? Wann hat man je solch ein Parfüm an dem Adel, auch dem ärmsten, bemerkt? Nein, und tausendmal nein! Kurz, ich habe recht, denn Alles spricht für meine Auffassung.

Da sich das genädige Fräulein auf das freie Recht der Auslegung beruft und so triftige Gründe für ihre Auslegung zu haben wähnt, sagte Haspinger, so wird es freilich wohl unmöglich sein, sie für eine andere zu gewinnen. Wir thun daher auch am besten, sie bei ihrer Ansicht zu belassen, wahren uns aber ebenfalls das Recht, bei unserer Ansicht zu beharren; und somit lassen wir, denke ich, diesen Gegenstand fallen.

Thun wir das immerhin, nahm jetzt Gräfin Irmgard das Wort; es bleibt uns noch anderes genug zu besprechen. Wenn ich z. B. Otfrids Darstellung des Gegenstandes mit den andern uns vorgetragenen vergleiche, so fällt mir nicht nur die Breite des Alamannen auf, sondern auch, wie häufig er selbst hervortritt mit Frage oder Ermahnung; die Wirkung davon ist bei ihm eben der gerügte Predigtton. Von epischer Ruhe, vom Aufgeben der eigenen Persönlichkeit ist bei ihm nicht viel zu merken, er verstößt demnach schon gegen das erste Gesetz der epischen Dichtkunst. Die ganze Schilderung trägt bei ihm bei weitem mehr ein subjectivisch-lyrisches Gepräge.

Ich wüßte nichts gegen Ihre Beurtheilung des Dichters vorzubringen, erwiderte Leodegar, und wenn Sie hinzusetzen, Otfrid hätte besser gethan, rein lyrischen Stoffen, denen er gewachsen gewesen wäre, sich zuzuwenden, statt sich an einen Gegenstand, dem er nicht gewachsen war, zu wagen, so werde ich Ihnen auch da nicht widersprechen. Die Lehre des alten römischen Dichters: „Wohl es erwäge, was die Schultern zu tragen vermögen und was sie verweigern" gilt für alle Dichter und für alle Zeiten.

In der That, nahm der Graf von Hünenberg das Wort, es war, so oft es auch geschah, immer ein Mißgriff, wenn man das Leben des Heilandes zum Gegenstande eines Epos machte. Nicht das Leben eines Mannes, seine That nur ist des Epos würdiger Gegenstand. Wo aber das Leben eines Mannes statt der That Lehre, und statt der äußeren Handlung Leiden darbietet: an einem solchen Leben verschwendet der epische Dichter seine Kraft vergebens. So alt diese Lehre ist, so häufig wird sie, selbst jetzt noch, außer Acht gelassen. Dem Leben des Heilandes aber fehlt zum Epos gerade das, was jedes Epos haben muß: äußere Handlung, und so mußte auch Klopstock, der übrigens eben so wenig ein Epiker war wie Otfrid, an diesem Stoffe scheitern. Oder liest man etwa heute seinen Messias noch? Damit leugne ich jedoch nicht, daß nicht einzelne Ereignisse in des Heilandes Leben für epische Behandlung geeignet seien, aber das Ganze ist es nicht. Diese Einzelheiten könnten herausgehoben und im Styl der alten epischen Legende schlicht und einfach erzählt werden, wobei nur zu vermeiden wäre, daß man nicht die Belehrung allzu sehr als Hauptzweck hervortreten lasse. Am Ende des Mittelalters und in neuerer Zeit sind solche Begebenheiten mit Glück behandelt worden.

Und dennoch, sagte Haspinger, so wenig auch Otfrid Epiker war, dennoch wagt er nur äußerst selten seine eigenen Gefühle als solche auszusprechen. Besonders warm und schön aber thut er es einmal im achtzehnten Abschnitte des ersten Buches, wo von der Heimkehr der Magier die Rede ist. Ich will die wenigen Zeilen in der Ursprache Ihnen mittheilen, damit Sie auch wissen, wie seine Sprache klang. Er sagt daselbst:

Wolaga elilenti, hartô bistu herti,
thû bist hartô filu swâr, thaz sagên ih thir in alawâr.
Mit arabeitin werbent thiê heiminges tharbent:
ih habên iz funtan in mir: nie ſand ih liabes wiht in thir.
Ni fand in thir ih andar guat suntar rozagaz muat,
sêragaz herzâ joh managfaltâ smerzâ.

Bitte, ſagte Berta, das klingt ſchön; man hört den Schmerz des Heimwehs recht vernehmlich herausklingen. Der arme Mönch mochte ſich wohl auch in ſeinem elſaßiſchen Kloſter nicht ganz heimiſch fühlen und ſtark mochte es ihn wohl dann und wann nach der Heimath ſeiner Kindheit hinziehen. Ach, die vergißt ſich ja niemals! Ich glaube zwar dieſe Worte ſo ziemlich verſtanden zu haben, dennoch möchte ich Sie bitten, dieſelben uns in unſerer heutigen Sprache mitzutheilen.

Gern, ſagte Haſpinger, ſo hören Sie alſo:

Weh, o Weh, du Fremde, du biſt gar zu herbe,
du biſt ſchwer, ach ſehr und gar, das kann ich ſagen dir fürwahr.
Mit Kümmerniſſen werben die der Heimath darben:
das erfand ich wohl an mir: Nicht fand ich Liebes je in dir;
Nicht fand in dir ich ander Gut, außer kummervollen Muth,
im ſchwerbetrübten Herzen manigfalte Schmerzen.

Sie erkennen hieraus, daß Otfrid zu fühlen und Gefühle auszudrücken verſtand; hätte er dieß nur öfter gethan, ſein Gedicht würde dadurch nur gewonnen haben. Allein dazu war er zu ſehr durch den Gegenſtand ſeiner Arbeit befangen. Aber es wird Zeit, daß wir uns bei dem frommen Benedictiner beurlauben. Die mitgetheilten Stücke laſſen ſeine Begabung wie ſeine Art und Weiſe hinlänglich erkennen und wir haben unſere Aufmerkſamkeit heute noch einem andern Gegenſtande zuzuwenden.

So nahm denn Leodegar ſein Buch wieder zur Hand und begann alſo:

Das Lied, das Sie jetzt vernehmen werden, iſt zwar ein Siegeslied, ein Lied auf den Sieg des auſtraſiſchen Frankenkönigs Ludwigs III. über die heidniſchen Nordmannen, erfochten in der Schlacht bei Saucourt im Jahre 881, gehört jedoch nichts deſto

weniger seiner ganzen Haltung nach in das Gebiet der geistlichen Dichtung. Da König Ludwig am 5. August 882 starb, vom Dichter jedoch als noch lebend gefeiert wird, so ergiebt sich hieraus, daß dasselbe wohl noch in dem Jahre des Sieges selbst gedichtet sein wird. Später als der Todestag des Königs darf dessen Entstehung auf keinen Fall angesetzt werden. Der Verfasser ist Hugbald, Mönch im Kloster des heiligen Amandus bei Valencienne, ein Mann, der zu dem besungenen Könige in näherem Verhältnisse stund und auch als lateinischer Dichter noch bekannt ist.

Die Raubzüge der Nordmannen, unter welchem Namen Dänen, Gauten, Schweden und Norweger begriffen werden, begannen schon sehr frühe, häufiger aber und massenhaft erst seit der berühmten Brâvallaschlacht zu Anfang des achten Jahrhunderts, und noch umfangreicher, seit Harald der Haarschöne die kleinen Stammhäuptlinge theils verdrängt, theils sich unterworfen und die Einherschaft in Norwegen im Jahr 862 gegründet hatte. Seit dieser Zeit fühlten sich die freiheitsstolzen und kampfgewaltigen Skandinavier in der Heimath nicht mehr heimisch und man kann ihre Wîkingszüge, wie sie selbst sie benannten, als die letzten Zuckungen der germanischen Völkerwanderung betrachten. Diese Züge nun hatten eine zwiefache Richtung; sie giengen entweder nach Westen (vestrvegr), zuerst nach England, dann nach Frankreich, Spanien, Italien bis nach Griechenland und Vorderasien; oder nach Osten (austrvegr), nach Finnland, Quenland und Gardariki, d. h. in das heutige Rußland. Feste Niederlassungen gründeten sie in Rußland (das Reich von Novogorod), in England (nördlich vom Humber), in Frankreich (die Normandie), und in Italien (Neapel und Sicilien); ja von hier aus schickten sie sich bereits an, das oströmische Reich zu erobern und Constantinopel zu ihrer Hauptstadt zu machen. Ihr Verfahren war im Ganzen überall dasselbe. Auf ihren Langschiffen, Drachen geheißen, liefen sie in die Mündungen der Ströme ein und besetzten dieselben, indem sie verschanzte Lager errichteten. Von hier aus drangen sie in das Innere der Länder ein, raubten so viel sie konnten, schleppten die Beute in ihr Lager und zogen auf neuen Raub aus, bis ihre Schiffe gefüllt waren,

worauf sie dann nach der Heimath zurückkehrten, wenn sie durch die Verhältnisse gehindert wurden, bleibende Sitze sich im Auslande zu gründen, oder durch sonstige Bande an ihre Heimath sich gefesselt fühlten. Die Führer der Flotten, oft Abkömmlinge edler Geschlechter, legten sich gewöhnlich den stolzen Namen der Seekönige bei, indem sie die weite See als ihr Reich betrachteten.

Einen solchen Raubzug nun unternahmen sie auch im Jahr 881 nach Frankreich, machten große Beute, wurden aber vom austrasischen Könige Ludwig III. auf der Rückkehr überrascht, geschlagen und der Beute wieder entledigt. Den Schrecken, den ein solcher Raubzug bei der schlechten Verfassung des Frankenreichs unter Karls des Großen Nachkommen überall erweckte und die grenzenlose Zerrüttung, die in Folge desselben eintrat, lernen wir aus dem Gedichte selbst deutlich erkennen. Ein Sieg über die allgefürchteten Nordmannen war demnach allerdings wichtig genug, um durch ein Lied verherlicht zu werden. Den Standpunkt des Dichters bezeichnet übrigens seine Ansicht von der Begebenheit, nach welcher er das Unheil nicht der schlechten Verwaltung des Reiches zuschreibt, sondern dem Zorne Gottes über die Unfrömmigkeit der Franken. Gott, sagt er, habe die Nordmannen gesandt, um die Franken dadurch an ihre Sünden zu erinnern und zur Buße zu ermahnen. Das Lied nun lautet:

Einen König weiß ich, geheißen ist er Ludwig,
der Gotte gerne dienet: ich weiß er ihm es lohnet.
Kind ward er vaterlos: des kam ihm sofort Trost:
sein nahm sich an der Herr, sein Erzieher ward er.
Er verlieh ihm Tüchtigkeit, treu Gesind in Freud' und Leid,
hier den Stuhl in Franken: Genieße des er lange!
Alles dieß er theilte dann unverweilt mit Karlmann,
seinem Bruder, all das Gut und was ihm erfreut den Muth.
Als dieß Werk vollendet war, sandte Gott ihm Prüfung dar,
ob so jung er Mühsal tragen möcht' und Leides Qual.
Grimmer Heiden Volk ließ er plötzlich gehen über Meer;
ließ der Franken Kinder mahnen ihrer Sünden.
Diese flugs Verlorene wurden, jen' Erkorene,
Züchtigung erduldete der es einst verschuldete.

Der zur Stunde war ein Dieb und er nicht des Todes blieb,
streng zu fasten der begann, ward seitdem ein frommer Mann.
Dieser übte Lug und Trug, jener schritt im Räuberzug,
zuchtlos lebt' ein dritter dann: doch jetzt büßte Jedermann.
Der Gebieter war da fern, wirr das Reich bis in den Kern,
sehr erzürnet war ihm Christ: leider, des entgalt's zur Frist.
Doch erbarmte dessen Gott, denn er sah die ganze Noth,
und den König hieß sofort reiten er zum Unheilsort.
„Auf, mein König, bringe Schutz meinem Volk vor Feindes Trutz;
denn des Nordmanns grimmes Schwert hat das ganze Land verheert."
„Herr, sprach Ludwig schnelle, sieh, ich bin zur Stelle,
und nicht hindre mich der Tod dir zu leisten dein Gebot."
Urlaub nahm zu Gott er drauf, schwang des Krieges Banner auf,
ritt dahin in's Frankenland, wo den Nordmann bald er fand.
Dankten alle Gott sofort die des Königs harrten dort,
riefen laut da: „König mein, lange harren wir schon dein!"
Laut aus frohem Muthe Ludwig sprach der Gute:
„Tröstet Euch, Gesellen, meine Nothgestallen;[1]
Wißt es, her mich sandte Gott, und er selber mir gebot,
daß ich muthig stritte hier in eurer Mitte
und mich selbst nicht spaarte, bis ich euch bewahrte.
Nun will ich, daß mir folgen alles Gottes Holden;
sehet unsers Lebens Frist schenkt, so lang' er will, uns Christ;
will er unsre Hinnenfahrt; deren hat er auch Gewalt.
Wer mit Kraft und Schnelle leistet Gottes Willen,
kommet er gesund davon, wird von mir ihm reicher Lohn;
bleibt er im Gefechte, seinem Geschlechte."
Nahm den Schild da und den Speer, muthig ritt er vor dem Heer,
wollt' zu Schanden machen seine Widersachen.[2]
Da nicht währte, traun, es lang, daß den Nordmann auf er fand;
lobte Gott wohl dafür laut, da er, was er wünschte, schaut.
Hei! wie kühn der König ritt, sang ein frommes Lied damit;[3]
dann erklang im Chor der Ton: „Kyrie eleison!"
Der Sang da war gesungen, der Kampf nun ward gerungen;
das Blut schien durch die Wangen: da die Franken rangen.

[1] Helfer in der Noth. [2] Gegner. [3] Während er gegen den Feind ritt. Alter Brauch.

Muthig focht da Männiglich, Niemand so wie Ludwig;
  Schnelligkeit und kühner Muth war vererbt dem König gut.
Diesen da durchschlug sein Schwert, dessen Stich durch jenen fährt;
  seinen Feinden sonder Wank schenkte, traun, er bittern Trank:
  jedem Sohn des Weibes weh ihm hier des Leibes!
Sei gelobt die Gotteskraft, Ludewig ward sieghaft;
  allen Heiligen sagt' er Dank, sein ward der Siegeskampf.
Und aber König Ludwig war des Streites selig;
  kampfbereit er immerdar war, wo dessen Noth war.
  Wolle Gott ihm mehren seines Reiches Ehren!

Sie haben recht gethan, hochwürdiger Herr, sagte Irmgard, als Leodegar geendet hatte, daß Sie dieses Lied den geistlichen Dichtungen zugewiesen haben. Ein Laie würde ohne Zweifel den Sieg ganz anders gefeiert haben.

Daran zweifle ich nicht im Geringsten, erwiderte ihr Haspinger. Dennoch hat unser Mönch es versucht, sich, so gut er es vermochte, dem Volksliede zu nähern. So ist z. B. dem Volksliede glücklich abgelauscht das Gespräch des Königs mit Gott, wenn man nicht lieber will, daß Hugbald dem Vorgange des Alten Testamentes folgte, und sein Gespräch mit dem ihn erwartenden Heere der Franken. Der Kampf selbst freilich ist arm und dürftig ausgestattet. Aber eine lebensvolle Kampfschilderung zu geben, lag auch wohl gar nicht in seiner Absicht, selbst wenn er, woran ich übrigens zweifle, dieß vermocht hätte. Die Auffassung der ganzen Begebenheit ist eben die beschränkte kirchliche, nach welcher jeder Krieg eine Strafe für die Sünden der Völker ist; und somit mußte der Schwerpunkt des Gedichtes auch anderswohin fallen. Auch die Form desselben ist eine kirchliche, nämlich die der Sequenzen, wie die unter die zweizeiligen Strophen eingemischten dreizeiligen beweisen, eine Form, aus der später die Leiche hervorgiengen, worüber bei der höfischen Lyrik ausführlich zu handeln sein wird. In ganz anderem Geiste wußte 57 Jahre später eine ähnliche Begebenheit ein angelsächsischer Dichter, der wohl auch ein Geistlicher war, darzustellen. Dessen Gedicht, das die Sachsenchronik aufgenommen und somit uns erhalten hat, will ich Ihnen jetzt zum Schlusse

unserer heutigen Sitzung vortragen. Seine Vergleichung mit dem Ludwigsliede giebt zu mehr als einer Bemerkung Veranlassung und zeigt den Angelsachsen bei weitem unbefangner und geistig freier als den Franken. Es feiert den Sieg des westsächsischen Königs Aedhelstân über den nordmännischen König Anlâf (Oleifr), der in Verbindung mit dem Schottenkönige Constantin in Northumbrien eingefallen war und bei Brûnanburg oder Brunnanburg im Jahr 938 geschlagen ward. Seine Form ist die alte stabreimende, die sich in Engelland weit länger als in Deutschland im Brauche erhielt. Es lautet:

König Aedhelstân, der Edlen Heerfürst,
des Burgvolks Baugvertheiler,[1] und sein Bruder auch
Edmund der Aedheling[2] ehrreichen Ruhm
mit Schwertes Schneide im schweren Kampfe
bei Brunanburg errangen. Die Brustbeschirmer
zerhieben sie, die Heerkampfschilde mit der Hammer Werke,[3]
Edwards Abkömmlinge. So war's ihnen angeboren
von den Magen her, daß sie im Mordkampf oft
wider der Feinde jeden die Fluren beschützten,
Hort[4] und Heimath. Die herben fielen,
der Schotten Schützen und der Schiffe Krieger,
gefällt die Frechen. Das Feld erwogte
von der Männer Blute, seit zur Morgenzeit
des Herren hohes Zeichen,[5] die Himmelleuchte,
im Grau der Wolken über die Gründe glitt,
Alles belebend, bis das edle Geschöpf
sich in die Wogen senkte. Mit Wunden lag da,
vom Geere durchbohrt, wie der goldhaarige
neidgrimme Nordmann, nimmer sich erhebend,
ob dem Schilde durchschossen, so der Schotte auch,
müde Mordes Saat. Mächtig verfolgten
mit der Wackern Wehrkraft die Westsachsen

[1] Baug ist Hals- oder Armring. [2] So hieß besonders der Thronfolger bei den Angelsachsen. [3] Den Schwertern. [4] Den Hort des Volkes, das Besitzthum desselben. Davon wissen alle alten Sagen. [5] Die Sonne ist der Heerschild Gottes, den er am Himmel aushängt.

auf der Füße Spur der Feinde Rotten;
hieben hintendrein auf die Heerfluchtschnellen
tapfermüthig den Tag hindurch
mit malmender Mordaxt. Die Myrker [1] versagten
hartes Handspiel den Helden keinem
derer die mit Anlâf über der Enten Weg [2]
an der Langschiffe Bord das Land aufsuchten,
zum Falle bestimmt im Gefechte. Fünfe lagen
Könige junge auf der Kampfstätte,
mit Schwertern erschlagen, so wie sieben auch
der Earle [3] Anlâfs, Unzahl des Heeres,
der Schiffer und der Schotten. Gescheucht ward fernhin
der Nordmannen Fürst, durch Noth getrieben
an Seeschiffes Bord. Mit schwacher Menge
(das Boot durchschnitt die Bucht) der Gebieter entwich
über die lichte Woge, sein Leben rettend.
Schlachtflüchtig auch der Schlaukopf eilte
nordwärts in sein Königreich Constantinus.
Der haargraue Heerfürst nicht erheben durfte
der Schwerter Gemenge; er ward der Sippen bar,
der Freunde beraubt auf der Volkkampfstätte,
geschlagen in der Schlacht. Den Sohn er ließ
auf dem Wahlfelde von Wunden durchfurcht
mit zerrissnen Ringen. [4] Nicht durfte rühmen sich
der haargreise Herscher der Heerkampfwerke,
der alte ungetreue. Auch Anlâf nicht
mit den Trümmern des Heeres trotzen durfte,
daß im Streite sie die stärkern wären,
auf der Heerkampfstätte der Helmzertrümmrung,
des Waffengemenges, das auf dem Wahlfeld sie
übten wider Edwards Abkömmlinge.
In genagelten Schiffen der Nordmann gieng
blutbespritzt auf der Brandung Rossen [5]

[1] Die Bewohner von Mercia, dem Marklande. [2] Das Meer. [3] Jarle, Grafen. [4] Ringharnisch. [5] Schiffen. Aus dinnes mere weiß ich, wenn es nicht eine Benennung des Meeres zwischen Engelland und Irland ist, nichts zu machen; ich lese daher dinnes (d. i. dynnes) merum.

über die dunkle Fluth Dublin zu suchen,
unmuthvoll traun, der Iren Landschaft.
So die Brüder auch beide zusammen,
der Herscher und der Aedheling, die Heimath suchten,
der Westsachsen Land, ihrer Wehrkraft froh;
ließen hinter sich den Heerfall theilen [1]
den schmutziggefiederten schwarzen Raben,
den Hornschnäbler, und den häsigen [2]
Aar, den afterweißen, [3] des Aases genießen,
den grätigen Geerhabicht [4] und das graue Thier
den Wolf des Waldes. Nie ein Wahlfeld trug
auf diesem Eilande seit alten Zeiten
der Gefallenen mehr, wie uns volkberühmte
Altersweise sagen, seit von Osten hier
die Angeln und Sachsen Einfahrt nahmen,
über breite Brandung die Britten suchten,
wacker in Waffen die Wälschen bezwangen,
ruhmstolze Recken das Reich erwarben.

Das ist freilich ein ganz anderes Siegeslied, als der klösterlich-fromme Gesang Hugberts, sagte, nachdem das Gedicht beendigt war, Wilmar; man hört ihm noch die mannhafte Lust am Kampfe an, und sein Verfasser, wenn er wirklich ein Mönch war, was jedoch keineswegs ausgemacht ist, mag wohl erst in späteren Jahren, nach einem thatenreichen Leben, in das stille Kloster eingetreten sein. Auch hier läßt sich noch deutlich erkennen, wie gewaltig die alte Dichtersprache gewesen sein muß. Aber wir haben uns heute wohl schon länger hier am Tische verweilt, als wir es voraussahen, und so versage ich mir, für jetzt weitere Bemerkungen zu machen oder Fragen zu stellen. Somit erhob sich die Gesellschaft und schritt, der Hauptmann voran, hin zum Theetische.

[1] Die im Heere Gefallenen. [2] Mit befiederten Beinen. [3] Weißschwänzig.
[4] Gierigen, zänkischen Kampfhabicht.

Vierter Abend.

Es war Abend geworden, und zwar früher als gewöhnlich. Draußen stürmte und tobte es, als ob die Windsbraut mit dem wilden Jäger ihren Hochzeitsreihen tanzte. Wild schlug dazu der Regen gegen die Fenster und schauerliche Stimmen umheulten die Thürme der alten Burg. Auch der See, der sonst so ruhig und harmlos zu ihren Füßen lag, schleuderte jetzt seine empörten Wogen hoch an dem Burgfelsen empor. Innen aber im hochgewölbten Zimmer herschte Heimlichkeit und Stille und hell leuchtete das Feuer im Kamine. Die Gesellschaft war versammelt und Leodegar begann:

Was Sie diesen Abend und zwar unter sehr angemessener Begleitung des laut hornenden oder heulenden Sturmwindes vernehmen werden, gehört zwar eigentlich nicht zur geistlichen Dichtung, wenigstens nicht zur christlichen. Auch sind gewöhnlich nur die Eingänge der Stücke erzählend. Dennoch, da die Sache mit der Kirche einst in Verbindung stund und wohl hier und da auch jetzt noch steht, so mögen diese Gedichte, wenn Sie wollen als Anhang, gegeben werden. Es sind Zauberlieder und Segensprüche, ursprünglich heidnisch, später aber von der Kirche aufgenommen und, so gut es gehen wollte, verchristlicht. Sie lassen sich, so weit wir sie bis jetzt kennen, in drei Abtheilungen theilen. Die eine soll heilen, die andere schützen oder retten, die dritte gar Uebles zufügen. Die letzte ist begreiflich am schwächsten vertreten, da sie keineswegs geeignet war, von der Kirche aufgenommen zu werden. Sie trugen sämmtlich im Heidenthume den Namen bei den Sachsen

galdor, in der Mehrzahl galdru, bei den Oberdeutschen galstar; der sie Singende oder Murmelnde hieß galari, galdari, galstarari, die Singerinn aber galstararâ; das Vermögen, durch Lieder zu zaubern, galdorcraft. Alle diese Wörter stammen von dem Zeitworte galan, gôl, singen, woher auch die Zaubersängerin der Nacht, die Nachtigal, nahtigala, ihren Namen hat. Neben galan galt auch das abgeleitete galôn, galôta, und galstarôn, galstarôta, und die Zusammensetzungen bigalan (bigôl), bigalôn (bigalôta), bigalstarôn (bigalstarôta), letztere sämmtlich in der Bedeutung besingen. Nach dem Glauben aller Heiden waren es die Götter, die alle Krankheiten schickten, deren Entstehungsgrund man nicht kannte, und sonach konnte auch nur bei ihnen die Heilung gesucht werden. Die Vermittler der Heilung waren daher zunächst auch die Priester gudjans, gotan, die Priesterinnen gudjôns, gotûn, oder die „weisen Frauen" hagatûsî, hagazûsî, die vom Hag, vom Wald Umschlossenen, die Waldfrauen. Aber wie diese durch ihre Sprüche heilen und schützen konnten, so verstanden sie es auch nach Umständen, die Uebel herbeizuführen. Als nach der Bekehrung die heidnischen Götter, weil man deren Nichtdasein nicht glaubhaft machen konnte, in Teufel umgewandelt wurden, wurden auch ihre Diener Teufelsdiener und die hagazûsî wurden Hechsen, Hexen. Da es nun Aufgabe der Kirche war, den Teufel immer und überall zu bekämpfen, so begreift man, wie christliche Geistliche durch Heilsprüche zu heilen, durch Segensprüche zu schützen, und zwar Menschen, Vieh und Aecker, sich bewogen fühlen konnten. In den ältesten Sprüchen erscheinen noch die Namen heidnischer Gottheiten, diese sind also heidnisch; später wurden dafür die Namen Christi, der Maria und verschiedener Heiligen eingeführt. Aber auch die heidnischen Sprüche sind von christlichen Geistlichen trotz ihrer Scheu vor dem Heidnischen aufgezeichnet worden, so daß es fast scheint, als hätten sie manchmal den Teufel durch den Teufel vertreiben wollen. Ursprünglich waren alle Sprüche metrisch abgefaßt und in ihnen hat sich, da sie formelhaft wurden, auch der Stabreim am längsten erhalten, selbst da noch, als die metrische Form zerrüttet oder gar vernichtet ward.

Später tritt auch hier der Reim ein, und zwar Innenreim und Endreim.

Aber, hochwürdiger Herr, rief plötzlich Küngold, als Leodegar Athem schöpfte, sagen Sie mir doch geschwind, ob solche Sprüche wirklich auch leisten, was man sich von ihnen verspricht?

Berta stieß Irmgard heimlich an und ließ um ihren Mund ein leises Lächeln erscheinen, das ihr gar nicht übel stund und das von ihrer Freundin still erwidert ward; Leodegar aber antwortete:

Es ist kein Zweifel, daß man ehedem an die Kraft derselben glaubte und daß das gemeine Volk wohl auch heute noch daran glaubt. Wohl möglich, daß, wenn auch nicht die Sprüche halfen, so doch der Glaube geholfen habe. Sie wissen ja, daß es in der heiligen Schrift heißt, „der Glaube könne Berge versetzen" und „dein Glaube hat dir geholfen."

Also, sagte das Hoffräulein, darf man nur fest glauben, daß der Spruch helfe und er hilft. Ob es nun der Spruch oder der Glaube thue, das kann gleichviel gelten. Es genügt, wenn nur die gewünschte Wirkung eintritt. — Aber ich weiß nicht, woher es kommt, das Licht hier am Tische macht mir Augenschmerz; ich will mich doch in jene Ecke dort begeben, wo, wie ich hoffe, das Licht mir weniger belästigend sein werde.

Während Berta Göthes Worte: „Und mit Geistes Stärke thu ich Wunder auch," mit halbleiser Stimme vor sich hinsang, erhob sich Küngold, begab sich in die Zimmerecke rechts vom Kamine, ließ sich dort auf einen Stuhl nieder, nahm heimlich ein zierliches Merkbuch aus ihrer Arbeitstasche, zog den Bleistift heraus und machte sich zum Schreiben fertig. Was sie aber schrieb, ob Sprüche oder nur Bemerkungen darüber, das erfuhr an diesem Abende Niemand.

Unser Gegenstand, fuhr inzwischen Leodegar fort, böte Anlaß und Gelegenheit, die Nachtseite des menschlichen Wesens zu berühren, über Glauben und Aberglauben, Wunderkuren, Geisterberufen und Geisterbannen zu reden; aber wir haben es hier nur mit den Sprüchen in schönwissenschaftlicher und literarischer Beziehung zu thun, denke ich, indem wir sie als Gedichte einer besonderen

Gattung betrachten und nur als Gedichte. In dieser Hinsicht ist es aber wohl am zweckmäßigsten, dieselben nicht nach der früher genannten Eintheilung zu betrachten, sondern ihrem muthmaßlichen Alter nach. Es ist freilich möglich, daß der am spätesten aufgezeichnete Spruch seinem wesentlichen Inhalte nach eben so alt ist, als der am frühesten niedergeschriebene; allein wir haben es jetzt vor Allem mit der Form zu thun und so beginne ich mit denen, die im neunten, zehnten Jahrhunderte bereits mögen aufgezeichnet worden sein. Ihr Eingang ist, wie ich bereits bemerkte, meist erzählend und es könnte wohl sein, daß diese erzählenden Verse zum Theil aus nicht mehr vorhandenen Gedichten entlehnt wurden. Daß ich hiebei auch auf die Angelsachsen, die an solchen alten Sprüchen vielleicht am reichsten sind, Rücksicht nehme, das wird bei Ihnen, denke ich, keiner Entschuldigung bedürfen. Gleich der erste Spruch gehört diesem Volke an. Hören Sie ihn; er soll gegen das oft plötzliche Eintreten des Stechens im Haupte helfen. Nimm, so beginnt die prosaische Vorschrift, Feberfuge (Bitterklee oder Fieberwurz, deutschen Ingwer), die rothe Nessel, die durch das Haus einwächst, und Wegbreite; walle es in Butter. Bei der Anwendung aber sprich:

Laut waren sie, o laut, da sie über'n Lee[1] ritten,
  waren einmüthig, da sie über's Artland ritten,
  die schafttragenden Weiber: schirm du dich nun da:
  vor diesem Neidzorn du genesen müßest!
Es stunden unter Linde,[2] unter lichtem Schilde
  dort die mächtigen Weiber; ihre Macht[3] sie bereiteten
  und sie gellende Geere sandten.
  Ich ihnen andern auch will senden
  fliegenden Flein[4] vorn entgegen.
    Aus! kleiner Speer, wenn er inne sei!
Saß ein Schmied, schlug Sachs[5] so kleines:
  Eisens Wunde verwerde[6] schwinde.
    Aus! kleiner Speer, wenn er inne sei!

[1] Hügel, zumal Grabhügel. [2] Schilde. [3] Sie schickten sich an, ihre Zaubermacht zu üben. [4] Pfeil, Wurfspeer. [5] Messer. [6] Höre auf zu sein.

Sechs Schmiede saßen, schmiedeten Geere,
würkten Wahlfeldspeere mit Wunderkünsten:
Aus! Speer, nicht inn, Speer,
wenn hier inne sei Eisens Theil;
Hagtyssen Werk, es soll haften nicht.
Wärest du in's Fell geschossen, wärest du in's Fleisch geschossen,
wärest du in's Blut geschossen, wärest du in's Gebein geschossen,
wärest du in's Lied [1] geschossen: nimmer sei dein Leib zerrissen!
Ob es wäre Asengeschoß, ob es wäre Aelbegeschoß, [2]
ob es wäre Hagtyssengeschoß: nun will ich helfen des.
Dieß dir zur Buße des Asengeschoßes; dieß dir zur Buße des Aelbegeschoßes,
dieß dir zur Buße [3] des Hagtyssengeschoßes: ich will dir helfen des.
In den Forst hin fahren die die Fleine sandten! [4]
heil im Haupte sei du! Gott nun helfe des.
Nimm das Sachs und wirf es in das Wasser.

Dieser Heilspruch, sagte der alte Graf, als Leodegar geendet hatte, bedarf für mich wenigstens noch einiger Erklärungen. Zunächst scheint er mir christlich; denn Gott wird zur Hülfe gerufen gegen Asen, Aelbe und Hagtyssen, die also bereits als Teufel gedacht sind; oder meinen Sie nicht?

Allerdings hat der Schreiber wohl an den christlichen Gott gedacht, antwortete Leodegar; dennoch könnte unter dem helfenden Gotte auch ein heidnischer, etwa Wôdan, ursprünglich gemeint sein; denn gerade diesen Gott werden wir später in einem Spruche als Helfer und Heiler genannt finden, obgleich ebenfalls auch ein Gott der Urheber des Schadens war. Doch, wie gesagt, ich will Ihrer Ansicht hierüber nicht entgegentreten und erwarte Ihre weiteren Fragen.

Ohne Zweifel sind die reitenden, schafttragenden und Speere werfenden Weiber des Einganges und die später genannten Hagtyssen oder Hexen die gleichen Frauen, sagte der Graf. Nun kenne ich zwar wohl die Hexen als Reiterinnen, aber nicht als Speerträgerinnen, Geerschleuderinnen. Was wissen Sie uns hierüber mitzutheilen?

[1] Glied. [2] Asengeschoß, Geschoß der Götter; Aelbegeschoß, Geschoß der Elfen. [3] Besserung, Heilung. [4] Die Hagtyssen.

Das Verhältniß dieser Weiber ist auch mir nicht völlig klar, antwortete Leodegar; aber vielleicht vermag Freund Haspinger uns hierüber Aufschluß zu geben.

Nach meiner Ansicht, antwortete dieser, haben wir es hier mit den Wunschmädchen Wôdans, den Walkyrien, zu thun, die bekanntlich wie auf der einen Seite eine höchst anmuthige, so auf der anderen eine sehr grauenhafte Erscheinung bilden. Da sie sich nun auch hier in ihrem bösartigen Wesen offenbaren, so mögen sie als Hagtyssen, Waldweiber, bezeichnet sein, kurz als Hexen. Uebrigens gibt Ettmüllers Abhandlung: „Ueber die weisen Frauen der Germanen, Zürich 1858," über diese mythologischen Wesen den genügendsten Aufschluß.

Aber was ist es mit dem Speer, den der Heilkünstler den Hagtyssen entgegensenden will, wie er drohet, fragte Irmgard, und was haben die Waffenschmiede hier zu bedeuten?

Es ist bekannt, antwortete Haspinger, daß die Heiden glaubten, feindliche Gewalten auch mit irdischen Waffen bekämpfen zu können. So wurden bei Verfinsterungen der Sonne oder des Mondes Pfeile abgeschossen, um die Wölfe, die da Sonne und Mond zu verschlingen drohen, zu verjagen. Nicht anders soll auch hier der abgesandte Pfeil oder Geer die Hagtyssen vertreiben. Wahrscheinlich ward er nach Norden hin geschossen, „denn vom Norden her kommt das Böse," wie das altfriesische Gesetz ausdrücklich sagt. Was die Schmiede betrifft, so sind die gemeint, welche dem Besprecher die Waffen gegen die Hagtyssen liefern. Für jetzt bedient er sich nur des kleinen Sachses oder Messers, das, wie wir in der Schlußprosa erfahren, in das Wasser geworfen wird. Wie er sich dessen aber zur Heilung neben den Kräutern und der Butter bedient habe, das leider erfahren wir nicht; und doch dürfte gerade hierin das Hauptverfahren bei der ganzen Heilung liegen. Die sechs andern Schmiede sollen ohne Zweifel den Hagtyssen andeuten, daß, wenn sie dem kleinen Messer nicht weichen wollten, der Besprecher auch noch stärkere Waffen gegen sie in Bereitschaft habe. Sechs Schmiede werden vielleicht erwähnt, weil der Besprecher annahm, daß sich sechs Hagtyssen hier zur Schädigung vereinigten. Die

Walkyrien erscheinen meist zu drei, sechs, neun, zwölf, vierundzwanzig. — Aber nicht nur mit den Hagtyssen will es der Besprecher aufnehmen; auch höheren Gewalten glaubt er sich gewachsen; deßwegen werden die Aelbe und sogar die Asen, die Götter, genannt. Die Aelbe scheiden sich bekanntlich in die durch ihre Schönheit berühmten Lichtälbe, deren Wohnort Alfheim heißt, und in die Dunkelälbe, die sich manigfach mit den Zwergen berühren und wie diese in den Steinklüften der Erde hausen. Beide stehn in der Mitte zwischen Asen und Menschen und erweisen sich gegen die letzten bald freundlich, bald feindlich. Der kleine Speer endlich, der hinaus soll, ist der Veranlasser der Stichschmerzen im Haupte des Kranken, den ihm entweder die Hagtyssen oder die Aelbe oder gar die Asen zugesandt haben.

Hiemit glaube ich den Galderspruch Ihnen so verständlich gemacht zu haben, als er es mir selbst ist, und wenn Niemand etwas hinzuzufügen hat, so kann sich Pater Leodegar einem zweiten Spruche zuwenden.

Ich lasse, sagte Leodegar, die beiden Merseburger Sprüche folgen, weil der erste uns die gleichen Frauen wieder vorführt. Sie sind im zehnten Jahrhunderte niedergeschrieben worden, doch reicht der erste schon seinen Sprachformen nach weit über dieses Jahrhundert hinaus. Er zumal hat nun eine sehr verschiedene Erklärung sich gefallen lassen müssen; die eine wird durch Grimm, die andere durch Wackernagel vertreten. Zwischen diesen wird man zu wählen haben; ich stimme, was mich betrifft, zu Grimms Erklärung, wenn auch in Einzelnem von ihm abweichend. Doch Sie sollen beide Erklärungen hören, dann mögen Sie selbst wählen. Der Spruch, der dazu dienen soll, einen Krieger aus der Gefangenschaft zu befreien oder ihn davor zu bewahren, lautet:

Einstmals saßen Idisi auf der Erde Scheibe;
diese Haft hefteten, die das Heer läßigten (hemmten),
jene klaubten nach Kopfbinden (Blumenkränzen):
Entspring den Haftbanden, entfahr den Feinden!

Grimm versteht nun unter dem Haft der zweiten Zeile die gesammten Götter, die bekanntlich im Altnordischen durch höpt,

bönd und haptbönd bezeichnet werden. In der Merseburger Handschrift findet sich nun die alte, entsprechende Wortform hapt und nicht die gewöhnliche gänge und gäbe haft; freilich beut sie auch heptidun statt heftitun, so daß man auf pt für ft kein zu großes Gewicht legen darf. Unter dem Heere (heri) verstand nun Grimm die Einherjar, d. h. die Helden Walhallas. Seiner Ansicht nach sitzen die Walkyrien von ihren Rossen ab, um die im Uebungskampfe befindlichen Götter und Helden zu scheiden, während Wackernagel nicht Götter (hapt) und Einherjar (heri) anerkennen, sondern nur Hafte, Banden, Fesseln und ein gewöhnliches Kriegsheer hier finden will. Das dritte streitige Wort ist nun das von mir durch „Kopfbinden" übersetzte kunioviddi, welches Wackernagel durch Kniebande, Kniefesseln deutet gegen Grimm, der Kränze darunter verstund. Sicher ist nun, daß das entsprechende angelsächsische Wort cynevidde, restis, redimiculum, also Kopfband, Haarbinde bezeichnet, und das deutsche kunaviddi, catena, ebensogut auch den Brustschmuck, torques, und die Stirnbinde bezeichnen kann, als eine gewöhnliche Kette. Dazu kommt noch, daß die Menge angelsächsischer mit cyne zusammengesetzter Wörter alle auf edle Geburt und hohen Stand hinweisen, kein einziges aber auf Knie. Auch scheint es mir, daß das clûbôn, klauben, wohl vom Pflücken der Blumen, aber nicht wohl vom Abbrechen der Holzwidden zum Fesseln gebraucht werden kann. Also bei den Blumenkränzen wird es sein Bewenden haben, auch wenn man keine Götter und keine Einherien annimmt. Nun kann ich mich zur ersten Zeile wenden, in deren Deutung ich von Grimm und Wackernagel abweiche. Die Worte der Urschrift lauten: Eiris sâzun idisi, sâzun hera duoder. Der mangelnde Stabreim zeigt schon, daß man erâ statt hera (hieher) lesen müsse, und damit fällt auch die ohnehin durch nichts zu begründende Deutung des duoder durch „dahin, dorthin" weg. Nun findet sich aber im Angelsächsischen ein das hochdeutsche duoder völlig deckendes thôdher, sphaera; ja selbst Graf hat ein thôthareid (I, 132) jusjurandum, verzeichnet, welches Wort dem altnordischen hringeidr, dem auf den heiligen Ring geschworenen Eid, in der Bedeutung entspricht. Und somit

wird erâ duoder als „der Erde Kreis, der Erde Scheibe“ gerechtfertigt sein. Idis, in der Mehrzahl idisî, bezeichnet Frau vornehmer Abkunft, ist also zur Bezeichnung der göttlichen Walkyrien passend gewählt. Zum Schlusse bemerke ich nur noch, daß die letzte Zeile keinen Stabreim, sondern Endreim hat (haptbandun: vîgandun), kurz ein otfriedischer Vers ist. Weiset das nicht darauf hin, daß die drei ersten Zeilen entlehnt sind?

In der That, sagte Baron Wilmar, das leuchtet mir ein; denn nehme ich an, alle vier Verse seien vom gleichen Verfasser, so begreife ich nicht, warum nicht alle entweder den Stabreim oder den Endreim haben. Das erklärt sich aber, wenn der Verfasser der Reimzeile die drei alliterirenden irgendwoher entlehnte. Und somit lassen sich auch wohl beide Deutungen vereinigen; man kann die Grimms als die esoterische, die dem alten Gedicht zukommende, die Wackernagels als die exoterische, die dem Spruche als Befreiungssprüche vom Verfasser der letzten Zeile gegebene bezeichnen. Ich denke mir den ursprünglichen Sinn der drei ersten Verse etwa so: Einst saßen Walkyrien, sie saßen auf die Erdscheibe ab von ihren Rossen, um die im Kampfe begriffenen Götter und Einherier zu trennen. Diese hielten die Götter zurück, jene hemmten die Helden, noch andere pflückten inzwischen Kränze. Ungelenk dagegen nimmt sich die exoterische Erklärung aus: Einst saßen Frauen auf die Scheibe der Erde. Die einen hefteten Hafte (Banden), die andern hielten das Heer zurück, die dritten pflückten Ketten. Sieht man nicht, daß die ersten und die dritten da genau das Gleiche thun? und doch soll jede der drei Gruppen ihr besonderes Geschäft haben, weil sonst die Theilung in drei Gruppen widersinnig ist.

Alle stimmten der von Wilmar deutlicher dargelegten Deutung Leodegars bei und dieser fuhr fort: Der zweite Merseburger Spruch soll gegen die Fußverrenkung eines Pferdes helfen; er lautet:

Fôl und Wôdan fuhren zu Holze:
da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenket.
Da besang ihn Sinthgund, Sunna ihre Schwester,
da besang ihn Frija, Folla ihre Schwester,
da besang ihn Wôdan, wie er wohl es konnte,

wie die Beinverrenkung so die Blutverrenkung,
so die Lidverrenkung (die Lähmung er heilte):
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Lid zu Lidern, als ob sie geleimet seien!

Bei diesem Spruche handelt es sich nur um die Deutung der Namen, d. h. der genannten Götter, und da hat Grimms Ansicht Aller Anerkennung erlangt; ich kann sie dießmal nicht theilen. Er nimmt nämlich an, Fôl (die Handschrift hat Phol, aber schon der Stabreim fuorun: Fôl zeigt, daß Fol, nicht Phol, geschrieben werden muß oder daß hier ph = f und nicht = pf ist) und Balder bezeichnen einen und denselben Gott, und das scheint mir unstatthaft. Denn wer hat denn den Fuß des Rosses verrenkt, wenn Fol und Balder derselbe sind? Es steht ja nicht: das Roß Balders hat sich den Fuß verrenkt, sondern: dem Rosse Balders ward der Fuß verrenkt. Der Verrenker muß also gegenwärtig sein und das kann nur Fol sein. Also drei Götter (wie ja immer drei zusammen, nur Thonar geht oder fährt allein), Wodan, Balder und Fol reiten in den Wald, ohne Zweifel um das Erwachen der Natur aus dem Winterschlafe zu befördern. Aber das ist einem der drei Götter zuwider und der kann nur Fol sein. Er hat also hier die gleiche Rolle, die sonst Loki hat, obwohl Loki und Fol kaum zusammen fallen, vielmehr verschieden sind. Jeder der Götter ist also einmal genannt, und damit Balder nicht zweimal genannt werde, sagte man nicht Fol, Balder, Wodan fuhren zu Holze, da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenket; ganz nach der beliebten Kürze des Alterthums. Ich erinnere nur an vit Scilling, wir beide Schilling, unc Adame uns Beiden dem Adam statt wir Beide, ich und Schilling, uns Beiden mir und dem Adam. Auch die lateinische christliche Umgestaltung eines sehr ähnlichen Spruches spricht für die Dreizahl. Sie lautet: Petrus, Michael und Stephanus ritten über Feld. Da sagte Michael: „Dem Rosse Stephans ist es angethan." Gott segne es, Christus segne es, und es fresse Gras und trinke Wasser. Daß freilich hier nicht Petrus der Schädiger sein kann, versteht sich von selbst. Die drei Heiligen hier werden die Götter Wôdan (Petrus), Thonar (Michael), Frô (Stephanus)

vertreten, wie auch anderwärts. Balder als ein Sonnengott und Wôdan als Gott der Stürme zur Tag- und Nachtgleiche haben auf das Herankommen des Frühlings Einfluß; Fôl, der dieß Herankommen hindern will und deßhalb das Roß des Sonnengottes lähmt, muß eine Wintergottheit, Frostgottheit sein. Zur Erklärung weiß ich nichts anzuführen, als daß es im Angelsächsischen ein Favl gibt, welches mit „unreiner Geist, immundus spiritus," übersetzt wird. Fôl verhält sich zu Favl aber wie Sôl, die Sonne, zu Sauil, Savil, oder wie das deutsche bôt zu gothischem baud, oder gôz zu gaut. Aber genug über die Buchstaben, gehn wir zur Sache zurück. Da das Roß des Sonnengottes gelähmt ist, kann der Frühling nicht erscheinen und die Weltordnung ist gestört. Daher die Sorge für die Wiederherstellung dieses Rosses. Von den Göttinnen, die, obwohl vergebens, ihr Galderlied singen, kannten wir bisher nur Sunna, Frija und Folla, nicht aber Sinthgund, die ihrem Namen nach eine Kriegsgöttin, eine Walkyrie, sein könnte. Aber da sie Schwester der Sonne heißt, was man nur hier erfährt, so würde sie besser zu einer Mondgöttin sich eignen. Der Name drückt „wandernde Kriegerin" aus, läßt sich also auch auf den Mond beziehen. Auch davon weiß man sonst nichts, daß Frija, die Gemahlin Wôdans, und Folla Schwestern seien; als Dienerin der Frija ist die Folla sonst bekannt. Da die Bemühungen der Frauen wirkungslos bleiben, so tritt Wôdan selbst ein und ihm, dem mächtigsten Gotte, dem Erfinder des Zaubers, gelingt es denn auch, das Roß zu heilen. Die beiden letzten Verse enthalten die für ähnliche Fälle geltende Formel. Zu Bein ist etwa ein „füge sich" hinzuzudenken. Diese beiden Merseburger Sprüche nun tragen durchaus nichts Christliches an sich, sie sind im Gegentheil völlig heidnisch und der zweite ist ganz besonders durch die Anzahl seiner Götternamen ausgezeichnet. Darin stehn eben diese beiden einzig da; denn alle anderen bis jetzt bekannt gewordenen deutschen Sprüche bieten nur Heidnisches neben Christlichem dar, wenn das erste nicht gänzlich getilgt ist.

Das ist allerdings merkwürdig, sagte Haspinger, und um so mehr, als es so leicht war und auch wohl oft geschah, die Namen

christlicher Heiliger an die Stelle der Götternamen zu setzen. Und doch durften die Götter, die ja hier Helfer sind, nicht als Teufel bezeichnet werden, wie z. B. in der altsächsischen Abschwörungsformel: „Ich entsage dem Teufel und allen Teufelopfern und allen Teufelswerken und Worten, dem Thûnar und Wôdan und dem Sachsnôt und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.“ Wäre man überall so unbefangen gewesen, wie der Merseburger Schreiber es war, wir wüßten mehr von unserer alten Götterlehre.

Solche Mengung von Heidnischem und Christlichem wird uns der nächste Segensspruch recht deutlich zeigen, nahm Leodegar wieder das Wort. Er gehört wieder den Angelsachsen an und soll einen Krieger auf seinen Heerfahrten vor allem Unheil schützen.

Ei! bester Herr Hauptmann, rief da rasch Berta, da müssen Sie ja recht genau aufachten; denn wer weiß, ob Sie nicht einmal solchen Spruch mit Nutzen brauchen könnten.

Ich denke, erwiederte Künrich, indem er sein kleines Schnitzmesser für eine Weile ruhen ließ, heutzutage haben alle diese Sprüche ihre Kraft wohl eingebüßt. Ich wenigstens habe nie gehört, daß unsere Krieger etwas anderes zu ihrem Schutze bedürfen als ihre Tapferkeit.

Und das unerschütterliche Bewußtsein, rief das Hoffräulein aus ihrem Winkel hervor, daß sie mit ihrer wanklosen Hingebung an die Fürsten für die gerechte Sache kämpfen.

Ich zweifele, Herr Hauptmann, daß alle ihre Standesgenossen Ihre Ansicht theilen, sagte Wilmar; denn man weiß ja, daß die Russen, als sie durch Deutschland zogen, kleine geweihte Messingtafeln trugen, und daß im schweizerischen Sonderbundskriege nicht nur die Fahnen der Sonderbündischen von Jesuiten und Kapuzinern geweiht wurden, sondern auch einzelne Streiter allerhand Amulete bei sich führten; ja ganze Abtheilungen ließen sich segnen, auf daß sie von den feindlichen Kugeln beschützt blieben.

Der Hauptmann von Stoffeln wollte antworten, fand jedoch nicht sogleich das, was schicklich zu sagen wäre, und das Hoffräulein hub schon ihr Haupt, um ihrem Freunde beizuspringen; allein der alte Graf, der dieses Gespräch beenden wollte, entschied, daß

das von Baron Wilmar Gesagte wohl nur auf die Menge und nicht auf die Offiziere Bezug habe, und ersuchte den Pater Leodegar fortzufahren. Dieser begann also:

Ich mich in diesen Gurt beschließe und in Gottes Huld befehle
wider den sehrenden Stich, wider den sehrenden Schlag,
wider den grimmen Graus, wider den gramen Schreck,
wider den großen Angstschreck, der allen leid ist, [1]
und wider all das Leid, das ein zu Lande fahre.
Sieggalder ich singe, Sieggurt ich trage,
Wortsieg und Werksieg, der zur Gewähr [2] mir tauge.
Nicht das Meer mich schädige, noch Mage mir schade,
noch mir für mein Ferch [3] jemals Furcht entstehe,
sondern heil mich halte der allmächtige, der Himmel Walter,
Vater und Sohn und der Fronegeist, [4]
aller Wunder würdiger Herscher.
Wie ich hörte den Himmelsschöpfer
Abraham und Isaak um Ehren [5] bitten,
Jacob und Moises, Joseph und David,
Even und Annen und Elisabeth,
Sachariä Weib und solche Menschen:
so auch Marien, die Mutter Christi,
[und die Gebrüder Petrus und Paulus] [6]
und auch tausend treuer Engel
rufe ich mir zur Ehre wider alle Feinde.
Sie mich führen und frieden und meine Fahrt beschirmen,
alle mich halten, meiner walten,
des Weges Berather. Es sei mir Ruhmes Hoffnung,
übers Haupt die Hand der Heiligen Dach,
Matthäus Helm, Marcus Brünne,
ein lichtes Leibesdach, Lucas mein Schwert
scharf und schneidig, Schild Johannes,
der lichtstrahlende Landwegseraph.
Fort ich fahre, Freund' ich treffe,
aller Engel Schutz, des Ewigen Hülfe.

[1] Graus, Schreck; Angstschreck, d. i. der Tod. [2] Bürgschaft, Sicherung. [3] Leben. [4] Heilige Geist. [5] Ehrengabe, Hülfe, Schutz. [6] Wohl Zusatz, da der Stabreim fehlt.

Bitte ich nun den Sieggott [1] um seine Gnade,
daß er mir gebe frohe Fahrt, frische und sanfte
Winde an den Wogenufern, Wetterhelle,
wallend Gewässer, [2] erwünscht dem Helden.
Bei allen Fahrten Freund' ich treffe,
seit mich des Himmelkönigs Hülfe müße
schirmen wider Leide. Sei mir des Lebens Gut,
in der Engel Anhauch der Athem gefestigt,
und in heiler Hand Himmelreiches Gunst,
so lang ich in diesem Leibe leben müße.

Dieser Spruch, begann Irmgard, als Leodegar geendigt hatte, unterscheidet sich sehr merkbar in seiner ganzen Haltung von den bisher vernommenen. Er hat ganz die Fassung eines Gebetes und ist schön in seiner Art. Aber Heidnisches kann ich darin eben nicht viel entdecken.

Ei, sagte Haspinger, wollen Sie den Sieggurt, den der Betende sich umgürtet, als christlich ansehen? Im Christenthum wüßte ich wenigstens ihn nicht nachzuweisen, obgleich man selbst im spätern Mittelalter noch Gürtel mit sehr verschiedenen Kräften kennt und erwähnt. Der Gürtel der Brünhild, der ihr ihre Stärke verleiht, ist Ihnen aus den Nibelungen bekannt, und er hat sein Seitenstück an dem Gürtel des Thôr, den megingiard, den der Gott umlegt, wenn er die Riesen zu bekämpfen geht. Im Laurîn giebt der alte Hildebrand dem Dietrich von Bern einen Gürtel und setzt ihn dadurch in den Stand die ihm früher unsichtbaren Zwerge zu sehen. Und soll ich Sie noch an den Gürtel der Aphrodite erinnern? Der Sieggurt also ist heidnisch. Ein anderer Segen erwähnt der Siegringe (Heute will ich mich gürten mit den heiligen fünf Worten, mit den heiligen Siegeringen, mit allen guten Dingen), und des Siegsteines wird ebenfalls in Gedichten Erwähnung gethan. Auch das diesem Sieggurt unmittelbar vorangehende Wort Sieggalder (sigegaldor) trägt leicht kennbares heidnisches Gepräge. Nicht

[1] Der Sieg verleihende Gott ist Wôdan. [2] Schiffbares, nicht durch Eisesbande gefesseltes Gewässer.

minder ist der weiter unten folgende Vers. „Nun bitte ich den Sieggott um seine Gnade“ heidnischer als er aussieht. Das zur Bezeichnung Gottes gewählte Wort Sigora nämlich ist ein Beiname Wôdans, und aus ihm ist das altnordische sîra, Herr (mit Beibehaltung des alten a im Nominativ) und das französische Sire, das englische Sir hervorgegangen. Die Gegenstände endlich, um die er den Gott bittet, „frische und sanfte Winde, helles Wetter, schiffbares Gewässer,“ gehören gerade in Wôdans Bereich. Sie sehen also, daß es schon Heidnisches im Spruche giebt.

Aber auch des Mythisch-christlichen bietet der Spruch genug, nahm Leodegar jetzt das Wort. Wenn die Engel die Berather des Weges heißen; die Hand der Heiligen ein Dach über das Haupt, die vier Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes: Helm, Brünne, Schwert und Schild genannt werden; wenn Johannes als der Seraph der Wege bezeichnet wird, so gehört dieß alles in das Gebiet der christlichen Mythe. Die eine Reise Antretenden tranken bekanntlich bis in das fünfzehnte Jahrhundert St. Johannis oder St. Gertruden Minne, um sich des Schutzes dieser Heiligen, die sicheren Weg und gute Herberge gewährten, zu versichern. Das Minnetrinken oder Trinken zum Gedächtniß Eines ist nun zwar wieder ursprünglich heidnischer Brauch, und es ward dabei der Name des Gottes genannt, dessen Schutz man begehrte; später aber galt Johannes als der Beschützer der Wege, Gertrud als Gewährerin guter Herberge, und so wurden die Namen dieser genannt. Es bietet also, wie ich schon früher bemerkte, dieser Spruch Heidnisches und Christliches in bunter Mischung. Nicht anders ist es in einem spätern oberdeutschen Reisesegen etwa aus dem eilften oder zwölften Jahrhundert, dessen erste Hälfte aus stabreimenden Versen, die zweite aus Prosa besteht. Er lautet:

Ich dir nach sehe, ich dir nach sende
mit meinen fünf Fingern fünf und fünfzig Engel.
Gott dich gesunden heim mir sende!
Offen sei dir das Siegethor, so sei dir das Säldethor!
Beschlossen sei dir das Wagethor, so sei dir das Waffenthor!

Des guten St. Uolrichs Segen vor dir und hinter dir sei gethan, wo du wohnest und wo du seist, daß da also guter Friede sei, als da war, da meine Frau, St. Maria, des heiligen Christes genas.

Hiebei giebt es nicht viel, aber doch einiges zu besprechen. Es werden vier Thore genannt, das Thor des Sieges, der Sälde oder des Heiles, des Wages oder der Wogen, und das Waffenthor. Zwei sollen für den Reisenden offen, zwei geschlossen sein, d. h. er solle Sieg und Heil haben, vor Wassers oder der Waffen Gefährdung frei bleiben. Da fallen mir denn die beiden Thore ein, durch die Zeus bei Homeros die Wahres verkündenden und die trügenden Träume den Menschen herabsendet. So schickt Wôdan durch das eine Thor den Sieg, durch das andere die Sälde, Heil und Glück auf die Erde herab. Aber aus den beiden andern Thoren tritt der Schreck der Wogen und der Waffen hervor, wobei ich nur noch daran erinnere, daß der Flußname Eider altdeutsch Egidora, Schreckensthüre, altnordisch Oegisdor, Thor des Meergottes Oegir, lautet, im Angelsächsischen aber Fîfeldor, Thor des Meerungeheuers heißt. Endlich lernen wir in St. Uolrich den dritten Reiseheiligen kennen.

Der nun folgende altsächsische Spruch soll gegen die Würmer helfen:

> Fahr aus, Nesso, mit neun Nessinklinen!
> aus von dem Marke an das Bein,
> von dem Beine an das Fleisch,
> aus von dem Fleische an die Haut,
> aus von der Haut an diese Strahle (Pfeil):
> Herr, es werde so.

Der hier beschworene Nesso ist der Erzeuger der Krankheit; seine Brut, die Nessinkelein, helfen ihm dabei, deshalb werden auch sie besungen; denn wenn nicht alle ausfahren, wird der Kranke nicht heil. Den Nesso dachte man sich wohl in der Gestalt eines großen Wurmes. Auch bei dieser Heilung wird eine Waffe gebraucht.

Aber bis jetzt, unterbrach ihn Berta, haben Sie nur Heilsprüche mitgetheilt. Wenn es gegen alle Krankheiten solche gäbe,

und sie wirklich hülfen, so wäre dieß Heilverfahren in der That bequemer als Tränke Pulver und Pillen zu schlucken. Doch ich wäre begierig auch einen Spruch zu hören, wodurch Einem etwas angethan werden kann. Auch solche gehören vor unseren Richterstuhl, wenn wir über die Sache ein gerechtes Urtheil finden sollen.

Ho, Ho! rief da Irmgard; Seht mir doch das Mädchen an! Ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß solche Bosheit in dir stecke; denn was du da von Richterstuhl und Urtheil finden sagtest, ist doch nur Beschönigungsvorwand.

Gewiß, sagte da mit Würde und Salbung das Hoffräulein, der Böse ist mächtig und schlau, und man sehe nur zu, daß man nicht in seine Fallstricke gerathe.

Ich danke für die freundliche Warnung, entgegnete ihr Berta; aber mein Gedächtniß ist, wie Sie ja wissen und es selbst schon oft genug sagten, schwach, und somit dürfte ich nicht im Stande sein einen solchen Spruch im Gedächtnisse treu zu bewahren; ein Notizenbuch aber habe ich nicht zur Hand.

Und ich muß mir Ihre giftige Anspielung verbitten, sagte Küngold, indem sie ihrer Gegnerin einen grimmen Blick zusandte. Wenn ich das eine oder das andere mir aufzeichne, so geschieht dieß nur, um meiner gnädigsten Prinzeß darüber gelegentlich Mittheilungen machen zu können. Sie nimmt an allem Geistigen regen Antheil, und es wird ihr gewiß höchst angenehm sein zu erfahren, daß wir uns hier diesen Herbst hindurch mit so tiefsinnigen Dingen beschäftigt haben.

So will ich denn, sagte Leodegar mit einem eigenthümlichen Lächeln einige derartige Sprüche mittheilen, obgleich ich das eigentlich nicht im Sinne hatte. Aber Berta's Neugierde darf nicht unbefriedigt bleiben, und das gnädige Fräulein würde es mir nachtragen, wenn ihr Bericht durch meine Schuld unvollständig bliebe. So hören Sie denn:

Wohlauf Alb und Aelbin,
Zwerg und Zwergin,
obenan und untenan,
du solt zu dem und dem gan.

Du solt sein Bein necken,
du solt sein Fleisch schmecken,
du solt sein Blut trinken
und in die Erde sinken.
Amen
in aller Teufel Namen!

Diesen Spruch hatte Leodegar mit dem Ernste eines Beschwörers gesprochen. Alle brachen darüber in ein Gelächter aus, und bemerkten nicht, wie emsig Küngold mit Nachschreiben beschäftigt war.

Nun sagte Irmgard, als sie zu lachen aufhörte, wenn Alb und Aelbin, Zwerg und Zwergin ihrem Auftrage nachkommen und nicht barmherziger sind als der Beschwörer, so wünsche ich dem unglücklichen Wirthe Standhaftigkeit und Geduld. Ich will doch gleich dem Armen, daß das Unheil nicht gar zu arg werde, mit einem Spruche, der mir gerade einfällt, zu Hülfe kommen:

In Gottes Frieden du fahre,
sein Engel dich bewahre,
der Leib sei dir beinern,
das Herz sei dir steinern,
das Haupt sei dir stählern,
der Himmel sei ein Schild dir,
die Hölle sei dir versperret,
alles Uebel sei vor dir verirret!

So! wenn dieser Spruch hilft, so werden Aelbe und Zwerge ihre Zähne vergebens sich ausbeißen. Man lachte abermals, Leodegar aber fuhr fort: Des nächsten Zauberspruches bedient sich ein Liebender oder eine Liebende, wenn sie den Gegenstand ihrer Liebe zu sich wünschen:

Zaunstecken, ich wecke dich,
mein Lieb das wollt' ich.
Viel mehr ich begehr',
als aller Teufel Heer.
Rühr dich, Zaunstecken,
alle Teufel müßen dich wecken
und hinführen in das Haus,
da mein Lieb geht ein und aus.

Du fahr in die vier Wände,
wo sich mein Lieb hin wende.
Es ist wohl aller Ehren werth,
ich send' ihr einen Stock zum Pferd.
Ich rufe her euch alle gleich
bei den drei Nägeln reich,
und bei dem rosenfarbnen Blut,
das aus Gottes Wunden floß.
Ich gebiet' euch Teufel her,
ihr bringet zu mir mein Lieb her
zwischen Himmel und Erden,
daß es nicht berühr' die Erden;
führt es ob allen Bäumen her,
Das ist an euch mein Begehr,
wie man führte unsre Frauen gleich,
da sie fuhr in ihres Kindes Reich.

Nimm die Charakteres alle zu dir, blase dreimal auf die Hand, schlage dreimal gegen die Teufel, so mögen sie dir nicht schaden.

Puh! rief Berta aus, als der Spruch beendigt war, für einen Liebhaber dieser Art würde ich mich schönst bedanken. Da möchten einem ja die Haare zu Berge stehn, wenn man an eine Luftreise unter solcher Begleitung nur denkt. Es wäre höchstens ein Wagniß für die Vortänzerinnen des wilden Heeres, die Herodias und Farahild. Puh! In diesem Augenblicke schlug der Regen mit solcher Gewalt gegen die Fenster, daß sie laut klirrten und unmittelbar davor zerriß der Sturm eine alte Linde, daß man das Krachen der berstenden Aeste deutlich im Zimmer hören konnte. In der That, es ist schrecklich, solches anzuhören und zumal bei solchem Toben draußen, sagte Küngold; dennoch möchte ich Ew. Hochwürden um gütige Mittheilung der erwähnten Charaktere bitten. Sie dürfen mir dieselben schon ohne Ihr Gewissen zu beschweren mittheilen. Meine gnädigste Prinzeß ist überaus wißbegierig und mag nichts Halbes leiden. Könnte ich nun ihrem Befehle, besagte Charaktere ihr anzugeben, nicht entsprechen, so würde sie mich der Nachlässigkeit zeihen und mich tüchtig ausschelten. Also nochmals, ich bitte darum.

Ich stehe Ihnen mit Vergnügen zu Dienste, meine Genädige,

sagte Leodegar. Zeichnen Sie sich gefälligst zwei Dreiecke so, daß sie durcheinander durchgehn und dadurch sechs Spitzen bilden. In die obere Spitze schreiben Sie ein I, das bedeutet Isaschar; in die rechtsfolgende Spitze ein griechisches X, das bedeutet Chiridonius; in die folgende ein griechisches Epsilon, das bedeutet Eleazar; in die nächste kommt ein Sigma, das besagt Sasamoth; in die nächste gehört wieder ein E, welches Elohim bedeutet; in die letzte endlich links oben kommt ein L, welches Laban heißt. Solcher Figuren soll man sechs haben; aber auf der zweiten nimmt das X die oberste Stelle ein, auf der dritten das E, auf der vierten das S u. s. w. Diese sechs Buchstaben soll man sechs Mal hintereinander rasch aussprechen, vom I jedesmal anhebend, indem man gegen die gerufenen Geister dreimal mit der Hand schlägt. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann.

Ich bin Ihnen für Ihre Güte sehr dankbar und werde nicht unterlassen, sie der gnädigsten Prinzeß gebührend zu rühmen, sagte das Hoffräulein, indem sie die Dreiecke zeichnete und die sechs Namen daneben schrieb.

Bevor ich zum letzten, wiederum Mythologisches bietenden Spruche mich wende, will ich noch einen kleinen, unverfänglichen ihnen vortragen, der da lieb und werth machen soll, er lautet:

> Ich trete über die Schwelle,
> nehme Jesum zu meinem Gesellen;
> Gott ist mein Schuh,
> Himmel ist mein Hut,
> heilig Kreuz ist mein Schwert:
> wer mich heut sieht habe mich lieb und werth.

Zu erklären giebt der Spruch nichts, es genügt, auf seine schlichte, doch schöne Einfalt hinzuweisen. Der letzte Spruch nun, womit wir von den Galdern Abschied nehmen, soll dienen, krankgemachte Aecker wieder fruchtbar zu machen. Er ist uns angelsächsisch aufbewahrt und lautet:

Hier ist die Buße (Mittel zur Heilung), wie du magst deine Aecker herstellen, wenn sie nicht wohl wachsen wollen oder ihnen irgend ein Uebel angethan ist durch Hexerei oder Zauber.

Nimm also in der Nacht, ehe es tage, vier Wasen an den vier Seiten des Landes und bezeichne wo sie vorher standen. Nimm dann Oel und Honig und Hefe, Milch von jedem Vieh, das auf dem Lande sei, und ein Stück von jedem Holze, das auf dem Lande wachse, außer von harten Bäumen, und nimm von jedem namhaften Kraute einen Theil, außer von der Klette (glappe, agrimonia), und thue daran Weihwasser und beträufle damit den Standort der Wasen und sprich dann die Worte: „Wachset und vermehret euch und erfüllet die Erde im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" und dreimal „Unser Vater;" trage darauf die Wasen zur Kirche und der Messepriester singe vier Messen über die Wasen, und man wende das Grüne gegen den Altar. Sodann bringe man die Wasen hin, wo sie früher waren, vor Sonnenuntergang, und man habe sich gemacht aus Queckbaum (juniperus) vier Kreuze und man schreibe an die Enden: Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, lege die Kreuze in die Löcher, setze die Wasen darauf und spreche neunmal das Wort „Wachset" und ebenso oft „Unser Vater." Wende dich dann ostwärts, verneige dich demüthig siebenmal und sprich dann diese Worte:

> Ostwärts ich stehe, um Ehren ich bitte,
> ich bitte den milden Herren, ich bitte den mächtigen Herren,
> ich bitte den heiligen Himmelreicheswart,
> die Erde ich bitte und den Obhimmel
> und die sichernde Sancta Maria
> und des Himmels Macht und die hohe Wohnung,
> daß ich möge diesen Galder durch die Gunst des Herrn
> mit Zähnen entzäunen, durch Zwanggedanken
> erwecken das Wachsthum uns zum Weltgebrauche,
> erfüllen dieß Gefilde in festem Glauben,
> daß wachsen diese Wasen, wie der Weissage sprach,
> daß der hätte Ehre auf Erden, der da Almosen
> gäbe gütig um Gottes Willen.

Wende dich dreimal nach der Sonne hin, strecke dich der Länge nach nieder, sage die Litaneien her und sprich dann das Sanctus Sanctus Sanctus bis zum Ende. Singe dann mit ausgestreckten

Armen das Benedicite und Magnificat und das Pater noster und empfiehl es Christe, der heiligen Maria und dem heiligen Kreuze zu Lobe und zu Würdigung und dem zur Ehre (Hülfe), der das Land habe, und allen denen, die ihm untergeben sind.

Wenn dieß alles gethan ist, dann nehme man fremdes Saatkorn von Bettlern und gebe ihnen zweimal so viel als man von ihnen nehme und versammle alles sein Pfluggeräthe. Dann zerreibe man an dem Pflugbaume Weihrauch und Fenchel, geheiligte Seife und geheiligt Salz. Nimm dann das Saatkorn, lege es auf den Leib des Pfluges, sprich dann:

Erke, Erke, Erke! Erden Mutter,
gönne dir der Allwalter, der ewige Herscher,
wachsende Aecker und wuchernde,
tragende und trühende, [1]
dann so schöner Schäfte [2] Wachsthum,
und der guten Gerste Wachsthum,
und des weißen Weizens Wachsthum.
Es gönne ihm [3] der große Herscher
und seine Heiligen, die im Himmel sind,
daß seine Ernte beschirmt wider alle Feinde
und wider jegliches Böse geborgen sei,
wider alle Lüppe, [4] die auf's Land man säe.
Den Walter ich nun bitte, der diese Welt erschuf,
daß Weibes Zunge, Mannes Zauberkraft
diese Worte niemals wenden mögen.

Wenn man nun den Pflug forttreibt und die erste Furche anbricht, dann sprich:

Heil sei du, Folda, Volkes Mutter,
sei du grünend in Gottes Schutze,
mit Futter gefüllet zu Volkes Nutzen!

Nimm dann Mehl von jeglicher Art und backe in der inwendigen Hand einen breiten Laib, knete ihn mit Milch und mit Weihwasser und lege ihn unter die erste Furche; dann sprich:

Acker, voll des Futters diesem Volke hier,
wonnig wachsender, sei geweihet du

[1] Gedeihende. [2] Halme. [3] Dem Besitzer. [4] Gift, Zauberei.

in des Heiligen Namen, der den Himmel schuf,
und die Erde, unsre Heimath.
Der Gott, der diese Gründe schuf, gönn' uns grünende Gaben,
daß uns der Körner jegliches komme zu Nutzen.

Da hätten wir ja eine vollständige kirchliche Feier, nahm jetzt der Graf von Hünenberg das Wort, den Kirchgang mit den Wasen samt den darüber gesungenen Messen, Gott, Maria, Christum, die vier Evangelisten samt allen Heiligen, Weihwasser, geweihte Seife und geweihtes Salz, Weihrauch und Fenchel, Worte der Bibel und kirchliche Gesänge, die Wendung der grünen Rasenfläche gegen den Altar, kurz eine reich ausgestattete kirchliche Feier. Daneben giebt es freilich nun wieder auch so manches Heidnische, worüber ich um nähere Auskunft bitten möchte. Manches freilich hat sich bis heute erhalten, z. B. daß man in solchem Falle fremdes Korn, nicht eigenes säen soll, und am besten ist das von Armen erbettelte; denn dieß ist gleichsam Gott selbst gegeben worden und vermag darum auch jeder schädigenden Kraft am kräftigsten zu widerstehn. Auch daß man in solchem Falle nicht hartes Holz, sondern weiches, und auch manche Kräuter nicht nehmen dürfe, mag theils physischen, theils mythischen Grund haben. Alles dieß gilt jetzt noch. Auch daß die Erde, der Obhimmel, des Himmels Macht und die hohe Wohnung, d. i. die Säle der Götter, angerufen werden, — wozwischen sich freilich „die sichernde Sancta Maria“ eigenthümlich ausnimmt, — bedarf keiner besonderen Erklärung; aber was soll es heißen, wenn der Mann bittet, „daß er diesen Galder mit Zähnen entzäunen möge?“

Entzäunen, sagte Leodegar, heißt den Zaun, der etwas einhegt, beschützt, niederbrechen; den Zauber entzäunen würde also bedeuten, das, was den Zauber schützt, vertilgen. Aber weshalb dieß mit den Zähnen geschehen soll, begreife auch ich nicht.

Ich weiß nicht, ließ Haspinger sich hören, ob der Ausdruck nicht auf eine symbolische Handlung Bezug hat, wobei die Zähne in Thätigkeit kamen. „Ich möchte ihn mit den Zähnen zerreißen“ ist übrigens heute noch ein nicht seltener Ausdruck des Zornigen.

Wenn der Zorn hier spräche, ließe ich diese Erklärung schon gelten, meinte Irmgard; aber hier spricht kein Zorn.

Lächelnd rief da Berta: Wenn ich einen Knoten lösen will und dazu mit den Fingern nicht ausreiche, so bediene ich mich hie und da wohl der Zähne, und oft gelingt es mir auf diese Weise. Könnte dieß nicht zur Erklärung dienen?

Ihr Einfall ist gar nicht übel, sagte lächelnd Leodegar, und wir wollen Ihre Erklärung gelten lassen, bis wir eine bessere erhalten. Uebrigens ist es nicht unmöglich, daß wirklich ein Knoten hierbei auf diese Weise gelöst, folglich eine symbolische Handlung vollzogen ward.

Berta hat allerdings einen anschlägigen Kopf, auch wenn sie nicht die Treppe hinunter fällt, sagte mit gutmüthigem Spotte Irmgard. Die eine Anschlägigkeit zeigt sie uns heute, von der andern hat es ihr gestern beliebt uns den Beweis zu liefern, als sie — —

Schweig! rief da halbschmollend Berta, indem sie der Freundin den Mund zuhielt; das ist unser Geheimniß und gehört gar nicht vor diesen Gerichtshof. Sagen Sie uns lieber, bester Herr Professor, wer ist denn die dreimal genannte Erke, die Mutter der Erde? Von dieser Göttin habe ich noch nie etwas gehört.

Ich auch nicht, antwortete Haspinger; sie wird nirgends sonst genannt, und dennoch dürfte der Name echt sein. Warum soll die Göttin Erde, die nordische Jördh, die Mutter Thors, nicht auch ihre Mutter haben? Hochdeutsch würde der Name Erchâ, im Genitiv Erchûn lauten, und im altnordischen aber Jarka, Genitiv Jörku. Im Angelsächsischen könnte neben Erce auch Eorce, im Genitiv Eorcan, gelten. Die altdeutsche Sprache kennt die Namen Erchano und Erchana, und der Mannsname Erchanbert, der damit zusammengesetzt, ist heute noch in Brauch. Das altdeutsche Adjectiv erchan übersetzt die Wörter ingenuus, egregius, summus, specialis und erchanbruodar bezeichnet den Vollbruder, den edelgebornen Bruder. Das gothische airkns drückt das griechische *γνήσιος* aus, also gut, echt, und im Kanton Zürich heißt ein hoher, freistehender Berg Irchel, mit L statt N in der Ableitung.

Aber um Gottes Willen! das ist viel zu gelehrt für uns, rief da Berta; sagen Sie uns lieber schlechtweg, was der Name bedeute; alle Ihre Ableitungen und Vergleichungen erlassen wir Ihnen von Herzen gern.

Nun, antwortete Haspinger, Erke mag die einheimische, die edle, vollfreie bedeuten. Sind Sie damit zufrieden? Doch um Sie nicht länger von der harrenden Tasse fern zu halten, will ich nur sogleich den letzten Namen, der uns geboten wird, hier anreihen, nämlich den Namen Folde, der abermals die Erde bezeichnet und mit Feld und Gefilde zusammenhängt. — Die mitgetheilten Galdersprüche mögen als Beispiele genügen. Sind erst mehrere bekannt gemacht, so wird sich noch so manches aus ihnen und über sie selbst ergeben. Daß vieles darin hochdichterisch ist, werden Sie an diesen Proben schon ersehen haben. Damit wollen wir für heute schließen.

Da nun was der erste Zeitraum an merkwürdigen deutschen Gedichten bietet, vorgetragen und besprochen war, beschloß die Gesellschaft für zwei Abende Vorträge und Besprechung auszusetzen. Der eine wollte dieß, die andere jenes noch einmal lesen, und Haspinger wie Leodegar wurden deßhalb um Aushändigung der von ihnen behandelten Gegenstände gebeten. Beide willfahrten gern. So überlassen wir denn die Frauen und Herren ihren Beschäftigungen und benützen die uns gegönnte Frist, um einige Begebenheiten, die seit dem geschilderten Frühstücksmorgen auf Forsteck sich ereignet hatten, jetzt mitzutheilen.

Noch haftet wohl im Gedächtnisse unserer Leserinnen und Leser, daß das Hoffräulein Küngold von Herblingen an jenem Morgen plötzlich in Zorn das Zimmer verließ, und daß ihr der Hauptmann Künrich von Stoffeln und die Frau von Teufenstein folgten, um, wenn es erreichbar, sie von der gedrohten Abreise zurück zu halten.

Als das zürnende Fräulein nun auf ihrem Zimmer ankam, und ihre Koffer und Schachteln, die jetzt gefüllt werden sollten,

sah, erschrak sie plötzlich darüber, daß sie so unvorsichtig gewesen war, ihre Abreise so unbedingt zu erklären. Suchte man sie nicht zu halten, so sah sie sich in schwerer Verlegenheit. Sie wußte nur zu gut, daß ihre „allergnädigste Prinzeß," nebenbei gesagt, eine ehrbare Jungfrau von 47 Jahren, sich jetzt, wie jeden Herbst, auf einem kleinen Landschlößchen befand, wohin sie stets nur eine Kammerfrau und ein Kammermädchen mitnahm, um ihren geringen Einkünften einige sehr nöthige Schonung angedeihen zu lassen, obgleich sie vorgab, es sei ihr durchaus Bedürfniß wenigstens einige Wochen im Jahre frei von allen Fesseln und Festen des Hofes zu leben. Hier beschäftigte sie sich denn sehr angelegentlich mit allen Dorfklatschereien, und gewisse Weiber mußten ihr wöchentlich dreimal über alles, was im Dorfe und einige Stunden weit in der Runde vorgieng, Bericht erstatten. Das nannte sie sich um das Wohl des Volkes bekümmern. Ach, wäre sie eine „Landesmutter" gewesen, wie viel Gutes würde sie nicht schon gethan haben, wie sie meinte! So freilich sei leider sie genöthigt mit dem Anhören sich zu begnügen. Zu ihr also konnte Küngold nicht; wo sollte sie also hin? Sie hatte zwar in der kleinen Fürstenstadt noch eine alte Muhme, mit der sie auch rücksichtlich der Gesinnung recht gut übereinstimmte; aber diese hatte sieben Möpse und vierzehen Katzen, und Küngold wußte es schon, denn sie hatte bereits es mehr als einmal erlebt, gieng sie zu ihr, so ward sie gleich am Morgen nach ihrer Ankunft feierlichst zur Pflegerinn dieser wohlgezogenen allerliebsten Thiere eingesetzt und in Pflicht genommen, und noch obendrein sollte sie dieß als eine ganz besondere Begünstigung von Seiten der würdigen Muhme gebührend anerkennen. Dieß Amt aber behagte ihr noch weniger als die Gespräche auf Forsteck, wo sie doch noch in vielen anderen Dingen eine Beschwichtigung ihres Aergers fand, was bei der alten Muhme ganz und gar nicht der Fall war. Darum war sie denn auch so ärgerlich über sich selbst, daß sie ohne Zweifel, wenn ihre Kammerjungfer gerade zugegen gewesen wäre, dieser ohne weiteres die Ohrfeigen gegeben hätte, die sie sich selbst hätte geben mögen. Da diese jedoch zu ihrem Glücke nicht im Zimmer war, so setzte sich das Fräulein an das

Fenster und stützte nachdenklich ihr sorgenschweres Haupt in ihre linke Hand. Es ergieng ihr, wie nach der Rabbinen Behauptung es einst dem Lande der Verheißung ergangen sein soll. So lange das Volk Gottes darin wohnte war es so ausgedehnt, sagen sie, daß man von einem einzigen Berge 666,000 Städte gesehen habe; seit aber das Volk Israel daraus vertrieben worden, sei es zusammengeschnurrt wie eine Bockshaut, die man dem Bocke abgezogen. Gerade so war das Hoffräulein jetzt zusammengeschnurrt, seit diese Sorgen von ihrem Herzen Besitz genommen, wie die Heiden vom Lande der Milch und des Honigs. So traf sie jetzt der Hauptmann, der mit wohlberechneter Absicht seine Schritte sogleich bedeutend gemäßigt hatte, sobald er aus dem Lesezimmer hinaus war; ja er hatte sogar noch Zeit gefunden, mit seinem Burschen einige Worte zu wechseln und ihm verschiedene Aufträge zu geben, die sich klar auf sein längeres Verweilen im Schlosse bezogen. Die eigene Ueberdenkung der Sachlage von Seiten des Hoffräuleins sollte seiner Beredtsamkeit gehörig vorarbeiten, oder wie er es auszudrücken beliebte, der Befehlshaber der zu berennenden Festung solle die äußeren Werke freiwillig räumen.

Und es ergieng alles nach seinem Wunsche, und zwar ohne daß er genöthigt war, seine Zunge besonders anzustrengen. Das Fräulein war erbötig auf Forsteck zu bleiben, und zwar hauptsächlich aus Rücksicht auf ihn, wie sie versicherte; doch forderte sie wie billig als Gegenleistung die feierliche Zusage, daß er sie, sollte sie je wieder einen solchen Kampf zu bestehen haben, kräftiger unterstützen wolle, und daß er sobald als möglich Gelegenheit suche, den falschen Baron Wilmar, der ihr weit mehr als alle anderen verhaßt sei, vor die Klinge zu bekommen; an den naseweisen vorlauten Frauen werde sie sich selbst gelegentlich zu rächen wissen. „Denken Sie sich, lieber Freund, sprach sie mit Nachdruck, ja mit einer gewissen Begeisterung, wie herlich und höchst ehrenvoll für Sie das klingen wird, wenn man in der Residenz sagt: der Herr Hauptmann Künrich von Stoffeln habe sich mit dem Baron Wilmar von Hausen geschlagen, weil dieser es gewagt, in seiner und des Hoffräuleins von Herblingen Gegenwart sich achtungswidrig über

den Adel auszusprechen, und er habe sein edles Blut für die gute Sache vergossen! Denken Sie sich es doch nur! und dazu kann denn Ihnen der Verdienstorden für militärische Tapferkeit unmöglich entgehn!"

Ganz gut! meinte der tapfere Hauptmann, indem er sich bedenklich hinter den Ohren rieb; aber doch noch lieber sollte es mir sein, wenn man sagen könnte, der Baron sei der Verwundete, was auch wohl der Fall sein dürfte, wenn er es wagen sollte, mir mit dem Degen entgegen zu treten; denn ich führe meine Klinge trotz dem berühmten Falstaff, oder wie dieser ausgezeichnete Soldat Shakespeare's heißt, auf Ehre! Allein ich zweifle, daß er es wagt, mit blanker Waffe mir entgegen zu treten, und wenn er Pistolen wählt, dann weiß man nicht, wessen Kugel trifft. Nun, wir wollen jedoch sehen, was sich machen läßt, nur Zeit müssen Sie mir lassen.

Das Fräulein war es schließlich auch so zufrieden; zu einem Zweikampfe jedoch solle und müsse es kommen, wenn er wolle, daß sie bleibe. Der Hauptmann versprach demnach das seinige zu thun, und somit war das Verkommniß unter den Verkommenen geschlossen; plötzlich aber sagte Küngold: Nein, ich kann doch nicht mit Ehren hier bleiben, wenn ich nicht ausdrücklich darum gebeten werde. Nie würde es mir meine gnädigste Prinzeß verzeihen, wenn ich ohne diese Genugthuung bliebe.

Dafür lassen Sie nur mich sorgen, meine Verehrteste, erwiederte ihr der Hauptmann; ich traf die Frau von Teufenstein bereits auf dem Wege zu Ihnen, aber der feurige Wunsch, nur meinem Einflusse auf Ihr großes Herz diesen so schönen Sieg zu danken, bewog mich die würdige Frau zu bitten, ihren Eintritt noch etwas zu verzögern. Ich weiß schon, wo ich sie treffe, und ich räume ihr jetzt den Platz.

Gut! sagte das Fräulein, gehen Sie, aber geben Sie ihr ja zu verstehn, daß Sie mich unbeugsam, unerbittlich fanden; das gute Mütterchen muß doch auch ihre Freude an mir haben. Gehn Sie also, aber in einer halben Stunde erwarte ich Sie wieder hier, Sie sollen mich auf einer Gondelfahrt begleiten. Ich bedarf

in der That des sanften Schaukelns der Wellen, um mein empörtes Blut allmählig zu besänftigen. Also auf Wiedersehen!

Der Hauptmann küßte die ihm mit dem Vollgefühl einer Königin hingestreckte Rechte und verließ das Gemach des Hoffräuleins. Zehn Minuten später trat die Frau von Teufenstein bei ihr ein und traf dieselbe in der wieder angenommenen schmerzlich betrübten Stellung am Fenster.

Aber beste Küngold, begann sie sanft, Sie werden doch nicht Ernst machen mit Ihrer Drohung? Glauben Sie mir doch, Niemand hat es böse gemeint. Sie kennen ja Irmgard, sie kommt so leicht in Eifer und dann bedenkt sie nicht immer, daß ihre Worte doch verletzen können, wenn sie es auch nicht sollen.

Die Frau Gräfin sollte aber wissen, zum wenigsten ist sie alt genug dazu, sagte bitter Küngold, was sie sich, und, einer Hofdame gegenüber, dieser schuldig ist. Da sie dieß, wie es scheint, nicht wissen will, so ist es am besten, ich reise.

So gieng es noch lange fort, und die gute Frau von Teufenstein schien gar nicht glücklich in ihrer Bemühung, den angenommenen Starrsinn des Hoffräuleins zu schmeidigen. Doch endlich fand Küngold selbst, es dürfte Zeit sein einzulenken und sie benahm sich demgemäß. Als ihr daher die würdige Frau zum mindesten dreimal noch die Zusage wiederholt hatte, daß ihr Irmgard gewiß selbst die Versicherung geben werde, gar nicht an die Möglichkeit einer Beleidigung gedacht zu haben, fügte sich Küngold endlich so weit, daß sie heute noch hier bleiben wolle, aber morgen unwiderruflich abreise, wenn sie nicht von Irmgard diese Versicherung erhalte. Streng genommen sollte sie zwar eigentlich auf Abbitte, oder wenigstens auf Entschuldigung bestehn, das verlange ihre Würde und Stellung; allein sie wolle dießmal noch die Verwandtschaft und das zuweilen doch auch schon gezeigte gute Herz der Gräfin, vor allem aber den Umstand berücksichtigen, daß die Versöhnung der Wunsch ihrer stets verehrten Tante sei, und sich mit der einfachen Versicherung begnügen. Dagegen müsse sie darauf fest beharren, daß nie wieder in ihrer Gegenwart so unwürdige Gespräche geführt würden.

Die Frau von Teufenstein versprach Küngolds Forderung der Gräfin Irmgard zu hinterbringen, und verließ, glücklich darüber, daß sie die Sühne zum wenigsten so weit herbeigeführt habe, das Zimmer des Hoffräuleins, die ihr mit einem boshaften Lächeln nachsah. Bald darauf trat der Hauptmann wieder ein, Küngold nahm Hut und Mantel, reichte ihrem Ritter den Arm, und das würdige Paar schritt über den Burghof und dann die Felstreppe hinab zum See. Hier angekommen, fanden sie nur einen schmalen Kahn; in der Mitte des Sees aber erblickten sie den Ruderer oder Bootsmann des Grafen auf der Gondel. Was war zu thun? Zurückzukehren konnte das Hoffräulein sich nicht entschließen, und da der Hauptmann ihr bei seiner Ehre zuschwur, es sei für ihn ein Leichtes, sie in dem Kahne bis zur Gondel hinzurudern, so betrat sie, unterstützt vom Arme Künrichs, das schwanke Schifflein und ließ sich auf der einzigen Querbank nieder.

Der Hauptmann, sehr erfreut, auch von dieser Seite dem Fräulein sich vortheilhaft zeigen zu können, sprang so unvorsichtig in den Kahn, daß derselbe höchst bedenkliche Schwankungen zu machen begann. Das Hoffräulein schrie laut auf vor Angst und wollte hinaus, aber Künrich ergriff rasch die Ruder, kreuzte sie, griff damit in die Wogen, und hinaus schoß der Kahn in den See gleich einem Pfeile. Bevor Küngold ihr Verlangen auszusteigen entschiedener wiederholen konnte, war der Kahn schon ein gutes Stück vom Lande weg. Sie mußte sich also in ihr Schicksal ergeben, faßte aber krampfhaft mit beiden Händen die Borde des Kahnes, gleichsam als hoffte sie dem Schwanken desselben dadurch Einhalt thun zu können, und empfahl einmal über das andere ihrem Ritter die größte Vorsicht. Der Hauptmann that was er konnte; aber vielleicht gerade in Folge der ewigen Mahnung des Hoffräuleins ward auch er unruhig, verlor die Sicherheit der Kahnführung, die wohl kaum so groß war, wie er selbst früher es wähnte, griff mit den Rudern falsch ein, und plötzlich schwammen beide im Wasser, aber nicht wie stolze Schwäne, sondern eher wie Hahn und Henne, wenn sie durch einen Unglücksfall in das ihnen ungewohnte Element gerathen sind. Zum Glücke war der

Bootsmann dem Kahne mit der Gondel entgegen gefahren, als er sah, daß jener auf diese zuhielt. Ihm gelang es denn auch bald, das Fräulein in die Gondel zu heben, da er ohne Bedenken und ohne erst um Erlaubniß zu fragen es wagte mit seiner bäuerischen Faust den adeligen rechten Arm der Dame, den sie in seiner Nähe zufällig emporstreckte, zu fassen und festzuhalten, bis er seine zweite Faust der ersten zu Hülfe senden konnte. Er legte sie also für das erste auf den Boden der Gondel nieder, da sie um keinen Preis sitzen wollte, und überließ sie sich selbst; dann sah er sich nach dem Hauptmanne um. Dem war es inzwischen gelungen, das von seinem Kahne herabhängende Ruder zu ergreifen und sich an demselben bis zum Borde des Schiffleins hinzuarbeiten. Dieß ergriff er nun mit beiden Händen und ließ Hülfe rufend seine Stimme laut erschallen. Der Bootsmann trieb die Gondel dicht an den Kahn und schickte sich eben an, dem Hauptmann Hülfeleistung zum Einsteigen in die Gondel zu bieten, als das Hoffräulein sich höchst erzürnt dagegen erhob und darauf bestund, der Hauptmann solle, wenn er nicht vorziehe, seinem nichtsnutzigen Leben ein Ende zu machen, in seinen Kahn zu kommen suchen, mit dessen Führung er sich so unverschämt gebrüstet habe. Dieß schrie sie so laut, daß Künrich es nothwendig hören mußte, und nur mit Widerstreben gab sie endlich so viel zu, daß der Bootsmann ihm in den Kahn helfe; denn sie entdeckte, daß dieß doch geschehen würde, auch wenn sie nicht einwillige. Aber ihre zornige Bosheit gereichte zum Heile des Hauptmanns; denn durch die Nöthigung, wieder zu rudern, bewahrte sie ihn vor den Folgen der Durchnässung, die sie selbst zu tragen hatte. Künrich eilte denn auch sofort an das Land zu kommen; aber der Bootsmann war genöthigt langsam zu rudern, da Küngold einen kräftigen Ruderschlag durchaus nicht dulden wollte. So kam denn der Hauptmann weit früher an dem Landungsplatze an, sprang die Treppe hinauf, ohne auf das Fräulein zu warten, gieng auf sein Zimmer, kleidete sich rasch um und zündete gemächlich seine große Meerschaumpfeife an. Küngold dagegen ward weit später gelandet und brauchte, da ihr nasses Kleid sie am raschen Gehn hinderte,

ziemliche Zeit, bevor sie das Burgthor erreichte. Hier nun hoffte sie zum mindesten sechs hülfreiche Hände zu treffen, aber sie täuschte sich. Niemand kam ihr entgegen, denn Niemand wußte etwas von ihrem Unfalle. Selbst nicht einmal der alte Hofhund, der vor seiner Hütte am Thore stund, wedelte ihr einen freundlichen Willkomm entgegen, denn auch ihm hatte sie nie ein freundliches Wort gegönnt. So schlich sie denn, wie die weiße Frau, den langen Gang entlang nach ihren Zimmern, schellte die Zofe herbei, beohrfeigte sie links und rechts, weil sie nicht sogleich entgegengeeilt sei und jetzt mit dem Auskleiden nicht fertig werden könne, kroch dann in ihr Bette und befahl ihr sofort Thee zu bereiten und sogleich den Arzt herbeizurufen.

Ihre Befehle wurden von dem weinenden Mädchen vollzogen. Der Thee ward gebracht, der Arzt erschien (er war zum Glück gerade zu Hause, als ihm der Ruf zukam), verschrieb ihr die nöthigen Heilmittel, ohne auf ihre Bemerkung, daß sie das und jenes durchaus nicht nehmen könne, besonders zu achten, und empfahl sich, nachdem er ihr das nöthige Verhalten angegeben hatte, mit dem Troste, wenn sie folge, so werde das unfreiwillige Bad kaum bedenkliche Folgen haben. Das Hoffräulein war höchlichst unzufrieden mit dem umstandlosen Benehmen des Arztes und der, wie sie meinte, zu wenigen Rücksicht, welche er ihrem hochadeligen Leichname gewidmet hätte, und sie hätte wohl sofort einen höflicheren Arzt aus der Residenz mittelst eines Privateilzuges herbeschieden, wenn dieß von ihr allein abgehangen hätte. So mußte sie sich schon herbeilassen, das bittere Tränklein des „Dorfquaksalbers,“ wie sie den Arzt zu nennen beliebte, einzunehmen. Aber es wirkte und, Dank der sorgfältigen Pflege, die man ihr widmete, vermochte sie bereits am dritten Tage wieder das Bette zu verlassen.

Während ihrer Niederlage hatte sie sich alle Besuche entschieden verbeten; nur die Frau von Teufenstein durfte von Zeit zu Zeit ihr Zimmer betreten, und einmal empfing sie auch den alten Grafen. Alle anderen jedoch wurden nicht angenommen, weil sie, wie sie vorgab, auf den Befehl des Arztes jede Aufregung scheuen müsse. Der unglückliche Hauptmann aber, der Johannes des

Täufers Amt so ungeschickt, wenn auch wider Willen, geübt hatte, ward bedeutet, daß er ihr weder jetzt noch jemals wieder vor Augen kommen solle. So lange das Lager sie fesselte, hielt sie auch diesen ihren Beschluß aufrecht. Als sie aber später fast den ganzen Tag hindurch auf ihrem Zimmer einsam weilte; denn die Besuche Irmgards und Berta's waren begreiflich immer nur kurzdauernd, und die Frau von Teufenstein war durch die Hausgeschäfte verhindert, ihr halbe Tage lang Gesellschaft zu leisten; so ward sie nach und nach milder gegen den armen Seehelden, und als dieser endlich, durch Irmgard und Berta ermuntert, es wagte, ihr Gemach nach langer vergeblicher Belagerung mit Gewalt zu stürmen und den kühnen Sieger sofort dadurch in einen demüthigen Besiegten umwandelte, daß er sich ihr zu Füßen warf und flehentlich bat, sein Ungeschick ihm zu vergeben: da zwang ihr gutes Herz sie, wie sie feierlichst erklärte, den Sünder wieder zu Gnaden anzunehmen.

Das war das eine Ereigniß, welches die Bewohner von Forsteck erst etwas beunruhigte, dann aber mehr zum Lachen reizte. Das andere war weniger romantisch, aber erfreulicher. Es war nämlich am Tage, an welchem die zweite Sitzung stattfand, ein Brief vom Sohne des alten Grafen von Hünenberg eingegangen, worin er meldete, daß er in Hamburg angelangt sei, von dort an den Rhein zu gehn gedenke und in acht bis zehn Tagen auf Forsteck einzutreffen hoffe. Der alte Graf hatte darauf sofort ihm gemeldet, was bereits im Werke sei, und ihn gebeten seine Heimkunft zu beschleunigen, wenn er nicht besondere Zwecke noch zu erreichen suche. Dieser Brief war nach Köln gesandt worden, wohin der Heimkehrende von Hamburg aus zunächst zu gehn gedachte. So hatten Irmgard und Berta die Tage über genug zu thun mit der Einrichtung der Zimmer des jungen Grafen; denn er sollte durchaus alles genau so wiederfinden, wie er es vor einigen Jahren verlassen hatte, auf daß es ihm sogleich recht heimisch auf Forsteck werde. Da mußte denn manches wiederum herbeigebracht werden, was man hatte entfernen müssen, z. B. allerhand Blumen und Gewächse, die Huno, so hieß der junge Graf, in einem der

Zimmer mit Sorgfalt pflegte. Auch mußte der Jäger auf Befehl des alten Grafen die Gewehre Huno's sämmtlich reinigen und in Stand setzen, denn dieser war nicht minder ein Freund der Jagd.

Demzufolge hatten alle auf Forsteck jetzt ihre dringende Beschäftigung, und sie thaten wohl, sich etwas damit zu beeilen; denn Huno traf noch früher ein als man ihn erwartete. Er hatte einen Freund, der nicht weit von Köln am Rheine wohnte und den er auf seiner Heimreise zu besuchen versprochen hatte, nicht in der Heimath angetroffen und war so ohne Aufenthalt weiter geeilt und bereits am Tage nach der vierten Abendunterhaltung auf Forsteck angelangt. Man hatte deßhalb und auf seinen Wunsch hin beschlossen, noch einige Abende mehr auszusetzen, damit er völlig heimisch werde und dann um so ungestörter an den Unterhaltungen theilnehmen könne. Er wollte dafür die Abende mit Vorzeigungen von allerhand Dingen auszufüllen suchen, die er theils vorausgeschickt, theils erst mitgebracht, und die er während der Tage in seine Sammlungen einzureihen sich vorgesetzt hatte.

So wurden in der That fünf Abende durch anderweitige Unterhaltungen ausgefüllt, und erst als man alles besehen und besprochen hatte, was Huno für jetzt vorzuweisen für gut fand, wurden die Sitzungen wieder aufgenommen.

Fünfter Abend.

Die Gesellschaft war versammelt. Haspinger, wiederum Vorseß, begann also, nachdem er den Grafen Huno als neuen Theilnehmer kurz begrüßt hatte.

Wenn wir, verehrteste Anwesende, den behandelten Zeitraum als den des Absterbens der volksthümlichen Heldendichtung kennen lernten, so mögen wir den nun folgenden als die Zeit einer neu beginnenden Blüthe derselben begrüßen. Freilich liegen zum wenigsten zwei Jahrhunderte zwischen den beiden Zeiträumen, die für uns als bar aller Frucht auf diesem Gebiete erscheinen; dennoch muß auch in ihnen die einheimische Heldensage vom Volke gehegt und gepflegt worden sein; denn woher käme sonst den Sängern des zwölften Jahrhunderts die Kunde derselben? Uebrigens waren es in diesem Jahrhunderte, wie auch wohl früher, gewiß meist nur einzelne Begebenheiten, die als selbstständige, in sich abgeschlossene Ereignisse in den Liedern behandelt wurden, wenn auch die Vereinigung mehrerer Begebenheiten zur umfangreichen Heldendichtung bereits begonnen zu haben scheint. Auf jeden Fall werden wir die einfacheren Sagen als die älteren, reineren zu betrachten haben, selbst wenn sie später als die umfangreicheren sollten aufgezeichnet worden sein.

Ein solches einfaches, nur aus zwei enge verbundenen Begebenheiten, Beleidigung und Vergeltung, bestehendes Gedicht ist das Mähre von Adelger, baierische Stammsage, wie wohl auch baierischen Ursprunges. Es ward, gleich anderen Sagen und Legenden, in „der Könige Buch,“ oder die Kaiserchronik aufgenommen, durch welches auf „geschichtliche Wahrheit“ Anspruch machendes Sammelwerk eines Geistlichen die „lügenhafte“ Volkssage

verdrängt werden sollte. Freilich ist im Adelgersliede nichts weiter geschichtlich als die Eroberung des Landes südlich der Donau durch die Baiern und der Name des römischen Kaisers Severus, womit Alexander Severus (von 222 bis 235 nach Christ) gemeint ist, dem das Land, wie das Lied behauptet, abgewonnen ward. Dieser Kaiser unternahm nun zwar einen Zug gegen die Germanen, aber gegen die rheinischen, nicht gegen die an der Donau, und fand seinen Tod bei Mainz durch die eigenen Soldaten, nicht, wie unser Lied will, am Inn durch die Baiern. Die Eroberung des Landes südlich der Donau durch die Baiern fand jedoch erst um das Jahr 508 Statt, und früher wird schwerlich auch der Name Baiovarii erwähnt. In ältern Zeiten werden sie unter den Thüringen, noch früher unter den Markomannen mitbegriffen. Der Lech (Licus) trennte die Baiern seitdem von den Schwaben, die Ens (Anisus) von den Avaren oder Hunnen. Ihre südlichen Nachbaren waren die Langobarden, mit denen sie noch um 687 im Streite lagen; mit den Avaren aber kämpften sie unter ihrem Herzoge Theodo zu Anfang des siebenten Jahrhunderts. Auch Kämpfe gegen die Schwaben und gegen ihre nordöstlichen Nachbaren, die Czechen, welche zugleich mit den Avaren vorgedrungen waren und das von den Baiern verlassene Land, Böheim, besetzt hatten, werden zu jener Zeit kaum ausgeblieben sein, obgleich ihrer die Geschichte nicht erwähnt. Diese Kämpfe der Baiern in Folge ihrer Landnahme mögen nun die geschichtliche Grundlage der Kämpfe unsers Liedes bilden. Einen Baierherzog Adelger aber kennt weder die Geschichte noch die sonstige Sage. Der erste geschichtliche Baierherzog hieß Garibald; er steht aber um 554 bereits unter fränkischer Oberhoheit. Es scheinen daher die Baiern zugleich mit den Thüringen ihre Selbständigkeit verloren zu haben. Auf Garibald folgte Thassilo I., den Childibert einsetzte. Von einer Abhängigkeit des Baiernherzogs vom Kaiser zu Rom, wie das Lied sie annimmt, kann geschichtlich also keine Rede sein; ein solches Verhältniß möchte eher von dem weit älteren Markomannenreiche gelten.

Die Geschichte bietet also, wie Sie sehen, nur wenig zur Erläuterung des Liedes. Seinen Verfasser kennen wir nicht; die

Fahrenden pflegten bekanntlich ihre Namen nicht zu nennen. Das Lied nun lautet aber:

1. Zu Baiern saß ein Herzoge,
   der stund in gar großem Lobe,
   geheißen war er Adelger.
   Oft schon hatte gehandelt er
   wider der Römer Hulden:
   nicht länger wollten sie's da dulden.
2. Dem Kaiser kam die Mähre,
   in seinem Reiche wäre
   nirgendswo ein Weltmann,
   der zuwider ihm so hätte gethan:
   wollt' er länger es vertragen,
   es brächte wahrlich seiner Ehre Schaden.
3. Seine Boten er sandte
   hin zum Baierlande,
   daß er zu Hofe käme,
   den Zorn dem Herrn benähme;
   dort er sollt' ihm Rede stehn
   über seine Schuld und sein Vergehn.
4. Als der Herzog es vernahm,
   aus der Ruhe traun er kam;
   er wußt', es gieng' ihm an das Leben.
   Nun hatt' er einen Rathgeben,
   den rief er zur Keminaten: [1]
   „Nun sollst du mir allererste rathen!
5. Stets war dein Gedanke gut.
   Sieh, ich bin in Unmuth:
   Rom hat nach mir gesendet,
   ich fürchte, sie mich schänden.
   Möcht' ich's über werden,
   ich miede gerne Römische Erde."
6. Da sprach der alte Rathgebe:
   „Also gerne als ich lebe,
   so rath' ich dir nach Ehren:
   fürchte dich nicht sehre;

[1] immer, Gemach.

willst du mir folgen,
so besende alle deine Holden. [1]

7. Du magst nimmer fechten
zuwider Römischem Rechte.
Fahr du hin gen Rome,
ehre du die Krone:
will er etwas noch darüber,
das ergeht dem Kaiser leichtlich übel."

8. Da rüstete sich der Herzoge,
zu fahren hin zu Königes Hofe.
Als ihn der König ansah,
mit großem Zorn er zu ihm sprach:
„Wie? du wagst zu kommen?
mit Recht wird dein Leben dir genommen!"

9. Da sprach der Herzog Adelger:
„Dein Bote leitete mich her!
Nach rechtem Urtheile
der Römer allgemeine
will deine Huld ich gwinnen,
König, all nach deinen Gnaden dingen." [2]

10. Da sprach der König Sever:
Genade kenn' ich keine mehr.
Das Haupt soll man dir abschlagen,
dein Land soll andern Herren haben!
Du hast mir Leides gethan:
die Rache will ich heut an dir empfahn!"

11. „Wie deine Mannen riethen
über mich gebiete!
Was zu Buße man will,
des bedünkt mich nicht zu viel."
Da halfen ihm Romäre,
sie sprachen, mildrer Mann nirgends wäre.

12. Sie schnitten ab ihm sein Gewand,
daß an den Knien es wiederwand; [3]
sie schnitten vorn ihm aus sein Haar,
sie wollten schänden ihn fürwahr;

[1] Vasallen. [2] Auf Genade sich übergeben. [3] Endete.

sie wollten mit den Dingen
den theuren Herrn von seinem Rechte bringen. [1]

13. Als der theuerliche Mann
zurück zur Herberge kam,
da trauerten seine Holden.
Im Muth er war erbolgen, [2]
er wähnte sich vernichtet,
da man also über ihn gerichtet.

14. Da sprach der alte Rathgebe:
„Herr, es wolle Gott dein pflegen!
nun laß dein Trauren sein.
Folgest du dem Rathe mein,
es ergeht nach deinen Ehren:
das soll die Römer dich bitten lehren!"

15. Da sprach der Herzog Adelger:
„Dein Rath brachte mich her!
Magst du mit deinen Sinnen
mich jemals wieder bringen
an die Stätte, da ich saß,
ich traue dir immer desto baß."

16. Der Alte sprach ihm aber zu:
„Nun heiß mir das Gleiche thun,
was dir, Herr, ward gethan.
Beschneid auch alle deine Mann.
Nun, was willst du mehre?
ich behaupte dir all deine Ehre.

17. Da berief er seine Mann,
in Sondersprache er sie nahm:
„Wer mir hilft in dieser Noth,
wenn ich selbst nicht liege todt,
dem will ich leihen und auch geben,
der sich um meinetwillen läßt bescheren."

18. Schnell sie sich beschoren,
die mit ihm kommen waren;
sie schnitten ab auch ihr Gewand,
daß an den Knien es wiederwand;

[1] Dem Rechte der Freien und Edlen. [2] Erzürnt.

sie waren lang gewachsen:
herlich waren sie geschaffen.

19. An dem andern Morgen fruh
der Herzog gieng dem Hofe zu.
Als ihn der Kaiser an sah,
mit halbem Muthe er zu ihm sprach:
„Was sagest du mir, lieber Mann,
wer hat dir, Held, diesen Rath gethan?“

20. Da sprach der Herzog sonder Wahn:
„Ein mein Dienstmann.
Auch müßen alle dulden wir,
die wir kamen her zu dir,
was einem geschieht zu Leide:
das ist unser Brauch daheime.“

21. „Nun gieb mir denselben Mann,
daß ich sein mich freuen kann,
so du scheidest hinnen;
des hast du meine Minne
hinfür immer mehre:
ich lohne wohl es dir mit Gut und Ehre.

22. Der Herzog that es ungern,
doch mußt' er fügen sich dem Herrn.
Er nahm den Mann bei der Hand,
er befahl ihn in seine Gewalt,
der Herzog diesen seinen Mann.
Zu dem Könige er nun Urlaub nahm.

23. Da sie waren auf den Wegen,
da riethen wieder die Rathgeben,
er schickte Boten in das Land,
geböt' ihnen bei der rechten Hand,
sie ehrten ihn mit der Sitte,
daß sie das Gewand sich abschnitten.

24. Und die das unterließen,
das Haar vorn stehn auch ließen,
verloren hätten sie die Hand.
Als man anderwärts befand,
daß Baiern sich beschnitten,
da liebte ihnen allen diese Sitte.

25. Darnach stund's unlange,
die Freundschaft war zergangen
zwischen Römern und dem Herzogen:
man rügte ihn aber da zu Hofe.
Sie sprachen übel dazu,
wie er solches wagte je zu thun.

26. Man gebot Adelgere,
so lieb ihm sei die Ehre,
er käme flugs zum Lateran,
man wolle dort sein Wort empfahn.
Der edele Herzoge gut
ward darüber etwas ungemuth.

27. Einen Boten er sandte
hin zum wälschen Lande,
zu seinem alten Dienstmann:
ob er Treue je gewann,
daß er ihm also stille
entböte jetzt des reichen Königes Willen.

28. Da sprach der alte Dienstmann:
„Du sprichst mich vergebens an.
Als ich in seinen Diensten stund,
den besten Rath ich that ihm kund.
Dem Könige er mich hin gab:
damit schnitt er meinen Rath ab.

29. Ob ich verriethe nun das Reich,
den Ungetreuen ich thäte gleich;
jedoch ein Mährlein will ich sagen
dem Könige, magst du heim es tragen
und sagst du's deinem Herren,
es ziemt ihm wohl zu seinen Ehren."

30. An dem nächsten Morgen fruh
der Alte gieng dem Hofe zu.
„Hörst du's? lieber Herre,
ich gedenke alter Mähre;
willst du, Herr, jetzt lauschen mir,
ein gar schönes Mährlein sag' ich dir.

31. Ein Mann auf seinem Gute saß
(mein Vater einst mir sagte das),

der zog sich einen Garten,
thät sein mit Fleiße warten;
er zog drin Wurz und auch Kraut:
der Garten ward ihm inniglichen traut.

32. Ein Hirsch ward sein gewahr.
Des Nachtes schlich er immer dar
eine Stiegel nieder,
da sprang er immer über.
Kraut und Gemüse
das bedünkt' ihn alles gar süße.

33. Das trieb er gar manchen Tag,
bis der Garten wüste lag.
Der Gärtner ward des gewahr,
schleunig hub er sich dar:
als der Hirsch dannen wollte,
seinen Frevel er büßen sollte.

34. Ein Ohr er ihm abschlug;
seine Schnelle ihn dannen trug.
Der Gärtner stellt' ihm wieder nach,
den Schwanz er ihm ab brach
wohl zur Hälfte, hört' ich sagen:
„Diese Zeichen sollst du von mir tragen!"

35. Doch in kurzen Stunden
heilten seine Wunden
und er strich hinwieder
an die alte Stiegel:
Kraut und Gemüse
legte er ihm alles wüste.

36. Der Mann ward des innen.
Mit gar schlauen Sinnen
eilte er, mit Netzen
den Garten zu umsetzen
wo der Hirsch hinüber
wollte über seine alte Stiegel.

37. Der Mann ergriff seinen Spieß,
den Hirsch er da an lief,
durch den Bauch er ihn stach,
das Wort er darnach sprach:

„Die Süße wird dir sauer:
mein Kraut bezahlst du mir theuer!“

38. Den Hirsch er entwürkte
wie von Recht er sollte;
er zog ihm ab die Haut,
auf brach er ihm den Bauch,
alles das Herder [1]
legt' er nieder an die Erde.

39. Eine Füchsin arge
lag in einer Furche;
als der Mann vom Hirsche wich,
die Füchsin dazu her schlich;
das Herz sie dannen zückte,
ihres Weges sie damit rückte.

40. Als der Mann zurücke kam,
wohl gefiel ihm sein Bejag.
Da das Herz er nirgends fand,
er schlug zusammen Hand mit Hand;
er eilte sonder Zweifel,
er sagte es schleunig seinem Weibe.

41. „Ich kann dir's nicht verschweigen,
ich muß dir Wunder zeigen:
Der Hirsch, den ich getroffen,
ist wunderlich beschaffen;
er ist groß, stark und gut:
nur daß er in sich kein Herze trug.“

42. Da antwortete ihm das Weib:
„Das wußt' ich wohl seit mancher Zeit,
denn er litt die Schmerzen.
Hätt' er gehabt ein Herze,
da das Ohr er hatte verloren,
den Garten hätte er wohl verkoren!“ [2]

43. Diese wohlerdachte Mähr
blieb dem Boten Sinnes leer;
er einfältig sie vernahm.
Mit Zorn er heim von dannen kam

[1] Eingeweide. [2] Aufgegeben.

wieder in das Baierland,
wo er bald auch seinen Herren fand.

44. Als den Herzogen er erschaut,
das Wort sprach er überlaut:
„Wie viel ich Mühsal auch erlitt,
da hab' ich nichts erworben mit,
das werth dir einer Bohne:
was sandtest du mich hin nach Rome?

45. Er gab nicht Rath noch Lehre,
ein Mährlein seinem Herren
er sagt' und hieß mich mit ihm gehn
zu Hof, das Mährlein recht verstehn,
und hieß mich's dir daheime sagen:
daß er immer üblen Tag müße haben!"

46. Als der Herr gehört das Spell,[1]
sprach er: „Wohl, ihr Helden schnell,
der König will mit Netzen
meinen Leib umsetzen;
nun wisset aber sicherlich:
zu Rom nicht sollen sie gefährden mich!

47. Sucht man mich im Baierland,
man findet mich bereit zur Hand,
ob ich mich Herzens rühmen kann.
Und wollen meinen lieben Mann,
sie finden hier bösen Kauf:
sie gewinnen Stiche durch den Bauch!"

48. Am Hofe hat man bald vernommen,
der Herzog wollte nimmer kommen;
da zürnte wohl der König Sever
immer mehr und immer mehr,
daß nicht er kommen wollte;
er sprach, daß er selbst ihn suchen sollte.

49. Mit gemeinem Rath sofort
entbot sein Heer der Kaiser dort;
in kurzer Frist durch Heeresbann
er dreißig tausend wohl gewann,

[1] Erzählung.

alles gute Knechte,
die wohl gerüstet waren zum Gefechte.

50. Mit Helmen, Halsbergen
fuhren sie von Berne; [1]
das Heer folgt' ihm überall,
sie ritten durch's Trienterthal;
da freuten sich die Feigen [2]
auf das reiche Land zu Baiern.

51. Dem Herzoge kam die Kunde,
daß Rom in kurzer Stunde
ihn suche mit so großem Heere,
er könne sein sich nicht erwehren;
da faßte sich der Held gut
einen festen tugendhaften Muth.

52. Zu bestimmtem Tage
entbot er Freund' und Mage,
beide Sippen und auch Mann;
um Hülfe sprach er alle an.
An einem Fluß, der heißet Inn
da kamen alle sie zu ihm hin.

53. Der Fürst auf einen Hügel trat,
zu den Baiern er da sprach:
„Ihr Helden viel vermeßen,
nun sollt ihr nicht vergeßen,
nun sollt ihr mir auch leisten
was ihr mir so oft habt verheißen.

54. Man thut mir großes Unrecht.
Zu Rom da stund ich einst gerecht,
wo man mir that die Schande
an Haar und an Gewande;
da gewann ich Kaisers Huld,
nun suchet er mich gar ohne Schuld.

55. Doch das wäre keine Noth,
läge schnell der Kämpfer todt;
sie drohen uns mit Schanden:
in ihrer Kerker Banden

[1] Verona. [2] Dem Tode verfallen.

morden Römer unsern Leib
und höhnen hier im Land uns Kind und Weib.
56. Sie stiften Raub hier und Brand:
so gewinnet Baierland
hinfür nimmermehre
Tugend und auch Ehre
die's zu meiner Zeit besaß:
nun so wehrt euch, Helden, desto baß!
57. Wehret Leib und auch Land!"
Alle reckten auf die Hand:
wer ihm jetzt entrönne,
nimmer der gewönne
weder Lehn noch Eigen;
da stürbe Niemand als die Feigen.
58. Herolden den Markgrafen
sandt' er hin entgegen Schwaben;
einen Streit er stritt mit Kraft.
Gott ihn machte sieghaft:
den Herzogen Brennen er fieng,
an einen hohen Galgen er ihn hieng.
59. Den Grafen Rudolfen
und andre seine Holden
mit seinen Brüdern zwein
sandt' er gegen Böheim;
zu Salre der König lag
mit großem Heere wohl bereit zum Schlag.
60. Von da verheert' er Baierland.
Als ihn der Grafe Rudolf fand,
da nahm er selber seine Fahn
und rannte kühn den König an;
er schlug den König Osmigen:
die Seinen flohen ohne Muth zu siegen.
61. Den Burggrafen Wirant
schickt' er gegen Ungarland;
er hieß ihn mit den Hunnen schlagen.
Es kann Euch wahrlich Niemand sagen,
wie viel der Hunnen todt da lag:
sie jagten sie den sommerlangen Tag.

62. Der Herzoge Adelger
führte selber sein Heer
hin zu Brixen an das Feld;
da schlugen auf sie manches Zelt.
Das sahn der Römer Wartmann:
schleunig banden sie ihr Banner an.

63. Da brach mancher Eschenschaft.
Volkwin mit großer Kraft
stach des Königes Fenner,[1]
daß den schnellen Helden
des Geeres Spitze durchbrach.
Das Wort er gar vermessenlich da sprach.

64. „Den Zins bring deinem Herren
und sage dem König Severen:
That er meinem Herren Schande
an Haar und an Gewande:
es ist gekommen an den Tag,
daß er's ihm viel wohl vergelten mag."

65. Sein Banner wieder auf kam.
Das Roß er mit den Sporen nahm,
er durchbrach die weite Schaar:
sie blieben da alle gar:
wie wenige der entkamen,
die da nütze oder tapfer waren.

66. Römer die viel kühnen,
ihre Fahnen die grünen
wurden alle blutroth;
ihre Schaaren litten Noth.
Sie vergoßen all' ihr Blut:
nie erlag so mancher Held gut.

67. Die schnellen Jünglinge
mit viel großem Grimme
mochte man da schauen
auf den Tod verhauen.
Da fiel Mann über Mann:
das heiße Kampfblut weithin da rann.

[1] Bannerträger.

68. Ueber eine Meile
hörte man die Weile
nichts als ach und weh.
Nie man hörte seit noch eh,
daß also kühne Helden
einander schickten zu des Todes Selden.[1]

69. Sie wollten weder durch den Tod
noch durch irgendwelche Noth
von der Wahlstatt kehren,
verlassen ihren Herren;
mit Ehren sollt' er scheiden:
des mußte mancher hier das Leben meiden.

70. Der Tag begann zu bleichen,
der Römer Heer zu weichen;
sie waren gar verhauen.
Volkwin konnt' es schauen:
die Fahne hieß er kehren
hin, wo hielt der König Severe.

71. Baiern die bewährten
mit ihren scharfen Schwerten
gegen den König drangen;
ihr Kampflied sie sangen.
die Römischen Knechte
mochten weder fliehen da noch fechten.

72. Das ersah Severus klar,
daß hier fern der Sieg ihm war;
das Schwert warf er aus der Hand.
„Rom, dich hat Baierland
hier geschändet also sehr:
zu leben nicht gedenk' ich länger mehr!"

73. Als der König erschlagen lag,
der Herzog steckte seinen Schaft
zu dem Haselbrunnen.
„Das Land hab' ich gewonnen
Den Baiern hier zur Ehre:
die Mark soll ihnen dienen immermehre!"

[1] Wohnungen.

Um lange Erläuterungen Jemand anzugehn haben wir bei diesem einfachschönen Gedichte nicht nöthig, sagte Irmgard, als Haspinger geendigt hatte. Nur eine Frage erlaube ich mir, und zwar an unsern kampfkundigen Vetter, den Herrn Hauptmann, nämlich die, ob die Baiern in ihren Kämpfen gegen Schwaben, Czechen, Hunnen und Römer sich nicht etwa des Saurüßels bedient haben und eben darum die feindlichen Schaaren so schnell zu durchbrechen befähigt waren?

Der gute kriegsgeschichtkundige Hauptmann kam durch diese Fräge in einige Verlegenheit; denn er wußte nichts vom Saurüßel, außer vom gebratenen, und von dem konnte hier doch keine Rede sein. Er rückte auf seinem Seßel hin und her und wußte nicht, was er sagen sollte. Da erlöste ihn der alte Graf, indem er sich also zu seiner Nichte wandte:

Deine Frage, liebe Irmgard, beweist uns zwar, daß du sogar auch in der alten Kriegsgeschichte zu Hause bist, was ich wahrlich nicht von dir vermuthet hätte; aber der Saurüßel oder die Keilstellung kam nur bei Kämpfen des Fußvolkes vor, und die im Gedichte geschilderten Kämpfe sind lauter Reitergefechte. Es wird nicht nur der Ausdruck „Anrennen" (vom Fußkämpfer gilt „Anlaufen") gebraucht, sondern auch einmal des Rosses namentlich gedacht.

Ganz recht, ganz recht, rief da Künrich plötzlich, es heißt ja von einem der baierischen Führer, er habe sein Roß gespornt. Ja, eben dasselbe würde ich erwiedert haben, wenn der Herr Graf von Hünenberg mir nicht zuvorgekommen wäre, auf Ehre.

Aber so viel ich weiß, entgegnete Irmgard, war es doch erst Kaiser Heinrich I., der das Hauptgewicht im Kampfe vom Fußvolke auf die Reiter übertrug, und alle hier erwähnten Kämpfe fallen ja lange vor seine Zeit.

Ohne Zweifel, nahm jetzt Graf Huno das Wort; aber es ist eine Eigenheit aller mittelalterlichen Gedichte, daß sie immer nur Sitte und Brauch der Zeit schildern, in welcher sie entstunden, obgleich die Dichter wußten, daß die Begebenheiten einer früheren Zeit angehören. Die neueren Dichter freilich folgen ihnen hierin

nicht nach; sie suchen nämlich immer, so weit es ihnen möglich ist, Sitte und Brauch der Zeit zu schildern, welcher die Begebenheiten angehören, finden dabei jedoch nicht selten sich genöthigt, Dichtung statt Wahrheit zu geben.

Also hat meine voreilige Frage doch zu einer sehr sachbezüglichen Bemerkung geführt, und dafür, lieber Huno, bin ich dir von Herzen dankbar, sagte Irmgard.

Jetzt aber erlauben Sie mir auch eine Frage, selbst auf die Gefahr hin, daß auch sie voreilig erscheine, nahm Berta das Wort. Das bedünkt mich eine sonderbare Strafe, die die Römer dem Baierherzog auferlegen: war diese Strafart denn im zwölften Jahrhunderte oder früher gewöhnlich? Ei da konnte manche Frau und mancher Herr ja leicht zu der Ehre kommen, gelegentlich einmal auch herzogliches Haar auf ihrem Haupte zu tragen.

Die Haarschur als Strafe für Vergehen, sagte Haspinger, ward nur an Frauen, nicht aber an Männern vollzogen. Etwas anderes war es, wenn ein Merowing der Wittwe seines Bruders, ihr Scheere und Dolch überreichend, die Wahl ließ, ihre zwei unmündigen Söhne geschoren oder getödtet zu sehen; denn mit der Haarschur wurden die fränkischen Fürsten damals ihrer Herscherrechte bar und mußten sich ins Kloster begeben. Wenn sie also zwar fürstlich stolz, aber nicht mütterlich antwortete: „Lieber todt als geschoren," so begreift sich das eben darum. Bei den Franken waren nur die Merowinge, das königliche Geschlecht, voll und lang behaart, alles Volk aber, Freie wie Edle, ließen ihrem Haare nicht den vollen Wuchs. Sie trugen ihr Haar gescheitelt, an den Seiten lang herabhangend, am Hinterhaupte aber kürzer geschnitten. Hieraus begreift sich auch, wie den Franken unterworfene deutsche Stämme die fränkische Haartracht, und wohl gezwungen, annahmen. Von den Friesen meldet es ein altes friesisches Lied, obgleich dasselbe die Haarschur als eine von Seiten des Frankenköniges Karls des Großen den Friesen für ihre Erstürmung der Stadt Rom bewilligte Ehrenauszeichnung darstellt. Es sagt nämlich:

Auf ihr Haupt er die Krone stieß,
all darum er sie scheeren ließ;
dran mochte sehen Jedermann,
daß er sie hatte frei gethan.

Aber unter Karl dem Großen bestand das merowingische Vorrecht nicht mehr; eben so wenig haben unter ihm die Friesen Rom erobert; es ward also ein älterer Vorfall, die Annahme fränkischer Haartracht durch die Friesen, mit dem berühmten späteren Frankenkönig in Verbindung gebracht.

Auch die Langobarden scheinen das Haar beschnitten zu haben; wenigstens war es bei ihnen Sitte, daß der König dem Fremden, dem er Volksrecht ertheilte, das Haar schor. So ist es leicht möglich, daß die an dem Baierherzog vollzogene Haarschur vielleicht eine wenn auch nur vorübergehende Unterwerfung eines Theils der Baiern unter die Langobarden, die in unserm Gedichte Römer genannt sind, anzeigt. Wenn dasselbe nicht damit schließt, daß der Baierherzog nach dem Siege das Haar wieder wachsen läßt, so erklärt sich das aus dem Umstande, daß die Baiern wohl sehr bald darauf die Oberhoheit der Franken anerkennen, folglich die mit der langobardischen übereinstimmende fränkische Haartracht annehmen mußten. Hieraus haben wir nun ersehen, daß ursprünglich die Baiern gleich den Sweven im Gegensatz zu Franken und Langobarden vollen Haarwuchs trugen, jenen folglich auch hierin näher stunden als diesen. Auch der nur bis zum Knie reichende Rock ist langobardische Tracht. Die Besiegten machten sich also äußerlich gänzlich den Siegern gleich.

Nicht wahr, lieber Herr Hauptmann, sagte Berta mit schalkhaftem Lächeln, grade wie die bezopften Preußen nach der Schlacht bei Jena den zopflosen Franzosen sich gleich machten? Aber wir sind nun hinsichtlich der Haarschur der Baiern völlig befriedigt, denke ich; drum zu einer andern Frage: Sagen Sie uns doch, wo der Haselbrunnen zu finden ist, an welchem der Baierherzog nach dem Siege seinen Geerschaft in die Erde stößt. Das wäre ein herlicher Ort für ein zu errichtendes Siegesdenkmal, wenn

man es nicht vorziehen sollte, dem Herzog Adelger seinen verdienten Platz in der Ruhmeshalle anzuweisen.

Dieser Haselbrunnen, erwiederte Leodegar, wird wohl nicht weit sein von dem berühmten Birnbaume, an welchen der aus dem Kyffhäuser hervorgegangene Friedrich Rothbart nach dem Siege über die Feinde seines Volkes seinen Schild aufhängt. Haselbrunnen (in der Urschrift steht adjectivisch heselen brunnen) bedeutet einen mit Haselstauden umgebenen Brunnen, ein Name, der an hundert Orten vorkommen kann. Es wird also Schwierigkeit haben, den hier gemeinten nachzuweisen, wenn er nicht ganz und gar der Sage angehört, wie der genannte Birnbaum.

Ich weiß nicht, ob ich nicht zu weit gehe, wenn ich an das altnordische hasla erinnere, welches „einen zum Kampfe bestimmten Ort mit Haselstauden bestecken" bedeutet, sagte Huno. Bei den Skandinaviern war dieß üblich. Wäre diese Sitte auch bei den Baiern, Langobarden, Schwaben nachweisbar, so könnte die Umgebung des fraglichen Brunnens mit Absicht zum Kampfplatze erwählt sein; auffinden aber dürfte man ihn auch dann nicht. Mit dem Siegesdenkmal wird es also wohl keine Eile haben, um so weniger, als auch noch der Herzog Adelger als geschichtlicher Baierherzog nachzuweisen wäre. Die geschichtlichen Ereignisse, wenn deren zu Grunde liegen, haben sich hier ganz zur Sage, aber zu schöner Sage verflüchtigt.

Da Sie mir bei dem besprochenen Gedichte so theilnehmend bis zur Südspitze des Baierlandes und bis nach Rom über Berg und Thal gefolgt sind, so hoffe ich, Sie werden mich bei dem nun folgenden erst nach Trier, dann auf der Mosel und dem Rheine in die Nordsee und von hier durch den Canal und über das mittelländische Meer bis nach Jerusalem begleiten. Das Gedicht nämlich, das Sie gleich sollen kennen lernen, ist nichts mehr und nichts weniger als ein „befreites Jerusalem;" oder, daß ich mich bestimmter ausdrücke, es ist ein alter heidnischer Naturmythus, der

sich im zwölften Jahrhunderte in ein befreites Jerusalem umgewandelt hat. Jetzt, meine ich, werden Sie sich wohl nicht mehr verlockt fühlen, etwa das berühmte Gedicht des Torquato Tasso zur Vergleichung herbeizuziehen. Unser Gedicht trägt den Namen Orendel; denn dieser Held ist der Befreier, und zwar er ganz allein; er ist die personificirte Idee der Kreuzzüge. Ein Druck vom Jahre 1512, und eine, aber weit schlechtere, Handschrift von 1477 haben uns das Gedicht erhalten. In beiden ist die ursprüngliche vierzeilige Strophe zerstört; nach der Ueberlieferung des Druckes jedoch läßt sich dieselbe wieder herstellen, nicht aber nach der der Handschrift, die bei ihren Umänderungen tiefer eingegriffen hat. Des Gedichtes Sprache ist die eigenthümlich rheinische der Umgegend von Trier. Da der Umfang desselben die Mittheilung des Ganzen nicht erlaubt, so muß ich mich mit einem Auszuge begnügen, der jedoch nichts wesentliches übergehen soll. Auch wähle ich für meinen Auszug die Prosa, doch werden Ihnen einzelne beibehaltene Strophen über die metrischen Verhältnisse des Gedichtes genügenden Aufschluß geben. Der Verfasser, ohne Zweifel ein Fahrender, ist unbekannt. Seiner Erzählung schickt er voraus die Legende vom grauen, ungenäheten Rocke Christi, deren er nicht entbehren konnte, weil sein Held diesen Rock in allen Kämpfen statt eines Panzers trägt. Besser wäre diese Legende freilich am schicklichen Orte eingeflochten; allein solche Kunsttüchtigkeit darf man nicht immer erwarten.

Der graue Rock ist, wie die Legende uns sagt, aus der Wolle eines Lammes gewoben worden. St. Maria spann, und St. Helena († etwa 300 Jahr nach Christ) wob die Wolle. Der Rock ist nicht genähet und unzerreißbar. Jesus trug ihn, und nach der Kreuzigung erbat sich ein Jude diesen Rock von Herodes zur Belohnung dreißigjähriger Dienste. Er erhält ihn und begiebt sich damit zu einem Brunnen, um die Blutflecke auszuwaschen; aber sie bleiben. Als Herodes dieß erfährt, gebietet er dem Juden bei Lebensstrafe, sich nicht mehr in diesem Rocke sehen zu lassen. Da verwahret ihn dieser in eine Steinkiste, führt ihn zum Meere und wirft ihn in die Wogen, daß er nie mehr gefunden werde. Da kam aber

eine Sirene daher geschwommen, brach die Kiste auf und trieb den Rock drei Tage lang, bis er zum Gestade von Cypern gelangte, wo er sich neun Klafter unter die Erde verbarg. Nach neun Jahren jedoch kam der Rock wieder empor. Da fand ihn ein Mann, der zum h. Grabe wallte und Tragemund hieß: dem waren zweiundsiebenzig Reiche kund. Er wusch ihn in der Fluth des Meeres; aber die Blutflecken blieben. Da erkennt er, daß es Christi Rock sei, den weder er noch ein anderer Mensch tragen dürfe, und wirft ihn abermals in die Fluthen. Sofort kommt ein Wallfisch herbei, verschlingt den Rock und nimmt ihn so mit auf den Grund des Meeres hinab. Hiemit bricht der Dichter für jetzt ab und wendet sich zu seinem eigentlichen Gegenstande.

Da bin ich denn doch begierig zu erfahren, wie der Rock aussehen wird, wenn der Wallfisch einige Jahre hindurch sich mit der Verdauung desselben abgemüht hat, sagte Berta; freilich an einem Rocke, den Jesus getragen und St. Helena gewoben hat, darf uns nichts mehr unglaublich scheinen.

Hüten Sie sich! sagte Pater Leodegar, mit aufgehobenem Finger warnend; noch jetzt wird dieser Rock zu Trier aufbewahrt, und vor etwa zwanzig Jahren war er öffentlich zur Verehrung ausgestellt.

Sie glauben doch nicht, hochwürdiger Herr, daß der Rock zu Trier derselbe sei, der in dem Magen des Wallfisches eingebeizt war, oder? So fragte Berta, und machte einigermaßen große Augen.

Das ist eine Gewissensfrage, erwiederte ihr Leodegar; aber warum soll ich an etwas nicht glauben, woran sogar Bischöfe zu glauben behaupten?

Ei, weil die Bischöfe andere Gründe für diesen Glauben haben als Sie, sagte Berta.

Ich meine, sagte der alte Graf, um diesen Wortwechsel zu enden, bei dem Glauben komme es ganz und gar nicht immer auf Vernunftgründe an. Uebrigens denke ich denn doch, daß man heutzutage diese Legende wohl kaum mehr geltend machen wird, selbst dann nicht, wenn man die Echtheit des Rockes zu Trier nicht bezweifeln möchte. Es giebt genug Legenden, die die Kirche nie anerkannt hat, und diese dürfte eine der Art sein. Doch lassen wir diesen Gegenstand fallen; ich bitte, bester Herr Professor, fahren Sie fort.

Ja wohl! stimmte der Hauptmann von Stoffeln bei. Auf Ehre, ich bin jetzt doch begierig zu hören, wie der Wendel, oder wie er heißt, zu dem grauen Rocke kommen wird.

Haspinger fuhr also fort:

I.

Zu Trier saß ein König, Eigel genannt, dem zwölf Königreiche dienten. Er hatte drei Söhne: zwei erbten seine Reiche, Orendel aber gewann die Stadt Jerusalem. Dreizehn Jahre erzog ihn der König mit Sorgfalt, dann gab er ihm das Schwert am St. Stephanstage. Der junge Ritter begab sich sofort in eine Capelle und bat die h. Jungfrau, daß sie ihn einen guten Ritter werden lasse. Von hier dann gieng er zu seinem Vater und bat ihn, ihm ein ebenbürtiges Weib zu geben; der alte König aber sagte, er kenne keine Jungfrau, die ihm ebenbürtig und doch ihm nicht verwandt sei, eine einzige ausgenommen, die, eine hehre Königin, jenseit des Meeres wohne. Sie besitze zugleich Weisheit und weltlichen Ruhm; sie sei eine Sonne aller Frauen und heiße Breide. Ihr diene das h. Grab und dazu viel Heidenschaft; möge er sie gewinnen, so habe er stets Ehre davon. Orendel ist sofort entschlossen, um der Jungfrau willen die Heimat zu verlassen, und bittet, sein Vater möge ihm zweiundsiebenzig Schiffe ausrüsten und mit allem versehen, was zum Unterhalt acht Jahre lang nöthig sei. Eigel willfahrt, und nach drei Jahren schweben die Schiffe auf den Wogen. Acht Könige mit ihren Vasallen will der Vater dem Sohne mitgeben; dieser aber sagt, er solle keinen wider seinen Willen zwingen, Weib und Kind zu verlassen; denn wer auf dem Meere sterbe und den Fischen zur Speise werde, dem versage Gott sein Reich; von ihnen aber werde er am jüngsten Tage die Seele fordern; auch sei mit erzwungenen Streitern böse fechten. Diesen Gründen fügte sich der alte König.

II.

Zwölf Schmiede saßen; sie das nicht vergaßen,
  Silber sie da gliedeten, aus Golde sie da schmiedeten.
Sie schmiedeten gar manchen Sporn, das schuf der König hochgebor'n;
  der junge König lobesam die Stahlringe da nahm.

„Wo seid ihr Könige," rief er laut, „die tapfer ihr und kampfvertraut,
die mir als Gesellen folgen auf die Wellen?"
Da huben sich an eine Schaar acht Könige gewaffnet gar,
acht Könige edel und auch reich, mit tausend Rittern jeder gleich.
Der junge König lobesam zum andern Male rufen begann:
„wo seid ihr werthen Dienestmann, die mit mir wollen fahren dann?"
Da hub sich wiederum eine Schaar, tausend Ritter gewaffnet gar;
doch konnt' er von dem Ringe die Herren nimmer bringen.
Da hieß er zwei Ölbende [1] tragen auf den Hof wohlgeschlagen
aus rothem Golde manchen Sporn: das schuf der König wohlgebor'n.
„Nun her! ihr stolzen Helden, ihr kaufet nicht die Hölle
um das Gold also roth, und müßtet ihr auch leiden Noth!"
Um die Rede bitter ließen's nicht die Ritter;
die stolzen Helden jungen, wie bald sie auf sprungen.
Rasch sie sich bückten, die Sporen sie auf zückten;
da blieben zwei alleine: die nahm der König beide.

Der junge König nimmt Urlaub und die Helden rudern nun die Mosel hinunter, dann auf dem Rheine in das Meer, wo sie die wohlausgerüsteten Meerschiffe besteigen. Sechs Wochen hindurch ist die Fahrt glücklich; dann aber wirft ein Sturmwind die Krieger in das Lebermeer, wo sie drei Jahre lang fest liegen. Da bittet Maria ihren Sohn, Orendel beizustehn, und Jesus sendet einen Wind, der die Schiffe aus dem Lebermeere heraus treibt. Die Herren sind erfreut, ziehen ihre Segel auf und fahren in Ehren weiter. Bald jedoch haben sie neues Mühsal zu bestehen.

Im wüsten Babylon saßen zweiundsiebenzig Könige, die kühn und vermessen waren. Unter ihnen war besonders einer, Beligan, den Christen feind. Als dieser nun die Annäherung der Christen vernimmt, bemannt er seine Raubgaleeren und segelt hinaus, sie zu bekämpfen, wird aber von Orendel geschlagen. Fünfhundert Heiden ertrinken; die anderen entrinnen. Nach dem Siege fuhren die Helden auf Jerusalem zu und kämen der Stadt so nahe, daß sie das h. Grab erblickten. Aber jetzt überfällt sie ein Sturm, der alle Schiffe versenkt; Orendel allein vermag sich zu retten, alle

[1] Kamele.

andern ertrinken. Durch die Wogen wird er an das Land geworfen, wo Stock und Stein seine Kleider zerreißen, so daß er bloß dasteht. In seiner Noth ruft er St. Wieland von Bari um Hülfe an, und um sich gegen die wilden Vögel zu schützen, wenn Gott sein vergesse, gräbt er sich in die Erde ein und verharret in diesem Zustande drei Tage hindurch; noch am vierten Morgen lag er in Sorgen.

Ich möchte Sie gleich jetzt um einige Erläuterungen bitten, unterbrach den Vortragenden Gräfin Irmgard. Läsen Sie weiter, so könnte man leicht Eines über dem Andern vergessen. Wie habe ich zu verstehn, daß Gott denen sein Reich versage, die im Meere sterben und den Fischen zur Speise werden?

Es war im Heidenthum allgemeiner Glaube, antwortete Haspinger, daß die Seelen der Verstorbenen, deren Leichnam nicht bestattet ward, der Ruhe entbehrend umher irren und in den Gefilden der Todten keine Aufnahme finden. Sie erinnern sich wohl, daß die Athener im Peloponnesischen Kriege zehen Feldherren zum Tode verurtheilten, bloß weil sie die Leiber der im Kampfe Gefallenen bei einem Sturme auf dem Meere zu sammeln nicht vermochten. Das Recht der Todten auf Bestattung war überall heilig und unverletzlich. Ward es einem versagt, so geschah dieß aus besonderem Grunde. Es war Folge der Strafe oder des Hasses, je nachdem es Verbrecher oder Feinde betraf. Bei den Deutschen wurden auch die dem Wodan Geopferten nicht begraben, sondern an Galgen oder Bäume gehängt, weßhalb er Hangatyr, Hanggott, heißt. Als Germanicus auf die Wahlstatt kam, wo sechs Jahre zuvor Arminius die Legionen des Varus vernichtet hatte, fand er da große Haufen dürrer Menschengebeine an einem Orte dick auf einander gehäuft, am andern zerstreuet, wie der Tod einen jeden ergriffen hatte. An Bäumen waren die Köpfe römischer Hauptleute angenagelt. Hier stunden Galgen, daran man die Gefangenen gehenkt hatte, dort Altäre, bei denen andere geopfert worden waren. Die Römer machten große Gruben, warfen die Gebeine hinein und errichteten ein Denkmal aus Erde und Wasen.

Ohne Zweifel, sagte Graf Huno, hatten die Deutschen das ganze römische Heer schon vor dem Beginne des Kampfes dem Wodan geweihet, was bekanntlich auch bei einem späteren Kampfe zwischen Hermunduren und Chatten der Fall war. Solche Fälle widersprechen daher auch nicht dem sonst allgemein gültigen Gebote der Bestattung, welches ein Eddalied, das Sigurdrifumâl, also ausdrückt:

> Das rath' ich dir zum neunten, daß du nackte Todte hüllest,
> wo du im Felde sie findest;
> seien es Seuchtodte, seien es Seetodte,
> oder seien es kampftodte Kämpfer.
> Ein Hügel sich hebe dem heimgegangenen,
> Hände wasch und Haupt,
> kämm' ihn und trockne, eh die Kist' ihn aufnimmt,
> und bitte, daß er selig schlafe.

Jetzt begreife ich recht wohl die Aeußerung Orendels, sagte Berta; aber was soll die Austheilung der goldenen Sporen bedeuten, welche das Stück erwähnt, das so ganz die Gestaltung eines Liedes hat?

Nichts weiter als symbolisch kund thun, daß alle, die dem jungen Könige folgen, ihm in seinem Solde folgen, antwortete ihr der alte Graf. Goldene Sporen waren ein Abzeichen der Ritter; wer aber Ritter ward, übernahm die Verpflichtung, die Kirche zu vertheidigen. Da Orendel mit der Darreichung der Goldsporen ihnen zugleich diese Pflicht auferlegt, so versteht es sich auch, daß sie in seinen Sold traten. Die Pflicht der Heerfolge hatte ihre Beschränkung und Niemand konnte gezwungen werden, so fern hin Heerfolge zu leisten.

Aber das Lebermeer, wo liegt denn das? fragte Berta.

Im Gebiete der Märchen und Schiffersagen, antwortete Baron Wilmar. Nicht ohne Grund nimmt man an, daß vielleicht schon die Phönicier im grauen Alterthum die Sage vom Lebermeere aufgebracht haben. Man dachte sich darunter ein Meer, dessen Gewässer gallertartig und so dick sei, daß die Schiffe darin sich nicht bewegen könnten vermittelst menschlicher Kraft. Solche Dinge

wurden ersonnen und verbreitet, um andere von entfernter Schiff-fahrt abzuhalten. In ihm liegt auch der Magnetberg, der alle Schiffe an sich ziehet. Später ward auch wohl das todte und das rothe Meer mit dem Namen Lebermeer belegt. Der erste Theil des Namens gehört zu liberen, gerinnen, und zu lab. Eine andere Form ist Klebermeer. Mit der Ortskenntniß des Dichters stand es übrigens nicht zum besten, da er das alte Babylon und sogar auch Jerusalem sammt dem h. Grabe an das Meer setzt. Ein sicherer Beweis, daß der Dichter an keinem Kreuzzuge sich betheiligt hatte, folglich auch seine Schilderung der Oertlichkeiten in Jerusalem nicht auf eigener Anschauung beruhet.

Dieß alles sind Dinge, die sich eigentlich von selbst verstehn, ließ sich Küngold vernehmen; aufgefallen ist mir jedoch, daß seine königliche Hoheit, den Prinz Orendel, den alten Wieland in seinen Nöthen anruft. Der ist mir doch weder im „Oberon" noch in „Idris und Zenide" als besonders fromm oder gar heilig erschienen.

Der Dichter Wieland wäre wohl ein etwas wunderlicher Heiliger, zumal in einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts, sagte lächelnd Leodegar; aber St. Wieland von Bari ward besonders von nothhaften Seefahrern angerufen.

Jetzt, meine ich, ist wohl alles einer Erläuterung bedürftige erläutert, nahm Haspinger wiederum das Wort; ich fahre also fort, wenn es Ihnen recht ist.

III.

Da hörte Orendel plötzlich das Meer rauschen und erblickte einen Mann in einem Schiffe. Er ruft ihn an, der Fischer aber hält ihn anfänglich für einen entsprungenen Dieb und will ihn tödten. Orendel sagt, er sei gestern auch noch ein Fischer gewesen; seine Gesellen jedoch seien im Sturm umgekommen; er möge ihn doch um Maria's Willen zum Diener annehmen. Der Fischer heißt ihn darauf in das Schiff treten, drohet ihm aber, daß er ihn in das Meer werfe, wenn er ihm nicht sofort das Schiff mit Fischen anfülle, da er sich gerühmt ein Fischer zu sein.

Da nahm Orendel das Netz und warf es in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes in die Fluth, und Gott sandte ihm St. Petern zu Hülfe, so daß er bald so viel Fische fieng als das Schiff faßte. Darüber spricht ihm Meister Eise der Fischer seinen Dank aus und nimmt ihn mit.

Sie wenden sich nach dem Hause des Fischers an der Clause (den Dardanellen?). Des Fischers Weib steht an der Thüre und bewillkommt ihren Gatten, spricht aber ihre Befürchtung zugleich dahin aus, daß der nackte Mann sie wohl nicht unberaubt lassen werde. Eise beschwichtigt sie, rühmt des Mannes Fischerkunst und sagt, daß er ihn in Dienst genommen habe. Vierthalb tausend Fische waren gefangen, darunter auch ein Wal, der, als man ihn aufschnitt, den grauen Rock noch unverdauet im Magen trug. Die Frau räth ihn wieder in das Meer zu werfen, Eise aber meint, er sei wohl fünf Schillinge werth und er behalte ihn. Orendel bittet um den Rock, Eise aber sagt, er gebe ihn nicht, außer er werde abverdient. So dient Orendel dem Fischer sechs Wochen lang bis zum Tage des h. Thomas, erhält dann aber nur ein Paar Hosen, drei Pfenninge werth, und ein Paar Schuhe von Rindsleder. Orendel beklagt sich, daß er so bekleidet nicht unter biedere Leute gehn könne, worauf Maria ihren Sohn bittet, ihm aus der Noth zu helfen. Jesus heißt sie selbst ihm helfen, und so sendet sie ihm durch einen Engel dreißig Pfenninge zum Ankaufe des grauen Rockes. Zugleich sagt ihm der Engel, daß sein ertrunkenes Gefolge im Himmel sei; Gott selbst habe dasselbe dahin geleitet. Noch vierzehn Volkkämpfe müsse er bestehn, aber der Rock werde ihn besser als ein Panzer schirmen. Erfreut begiebt sich Orendel auf den Markt, wo Eise den Rock feil bietet. Hier nun wirkt Gott das Wunder, daß der Rock, wo irgendwer ihn angreift, zerreißt, und so überläßt ihn Eise an Orendel um die dreißig Pfenninge. Orendel legt ihn an, und er ist wie neu. So bittet denn nun Orendel um Urlaub, daß er zum h. Grabe gehn dürfe. Er erhält ihn und dazu noch vom Fischer ein Paar neue Hosen, von der Fischerin aber drei Pfenninge Reisegeld.

IV.

Schnell eilte er nun auf Jerusalem zu, so daß ihm Niemand zu folgen vermochte. Da begegneten ihm dreihundert Heiden, von einem Riesen geführt; die fiengen ihn, führten ihn über hohe Berge und legten ihn in einen tiefen Kerker. Da bittet Maria ihren Sohn um der Ehre seines Grabes willen, für das Orendel sich erhoben habe, ihn zu befreien, und Jesus sendet den Engel Gabriel, den Kerker zu öffnen und den Gefangenen zum h. Grabe hinzugeleiten. Als Orendel das h. Grab erblickt, spricht er: „Beides, Leib und Seele, sollst du empfangen." Bald sah er vier Tempelherren sich nahen, die die Messe singen wollten. Als sie vollendet war, war Niemand da, der ihn zu sich eingeladet hätte; er setzte sich also traurig an die Burgmauer. In der Burg aber war großer Lärm, worüber er sich wunderte; da kam ein Burgmann auf ihn zu, der ihn Herr „Graurock" nannte, weil er seinen Namen nicht wisse, und dieser Name blieb ihm seitdem. Auf seine Frage, was der Lärm zu bedeuten habe, erhält er die Antwort: Tempelherren treiben Kurzweil vor der Königin Breide. „Sage mir, spricht er, welche ist die Königin?" „Siehest du dort zwölf Jungfrauen an der Zinne stehn? Die mitten inne ist die Königin."

Nun gieng der Graurock über den Hof, wo er Helden unter grünen und rothen Bannern reiten sah. Da wünscht er sich auch ein Roß, damit er sehe, was er werth sei. Er erblickt in einer Laube zwei saracenische Herren beim Schachspiel sitzen, den König Mercian und seinen Bruder Schrutan, die sich beide auf die Hand der Königin Breide Hoffnung machten. Er gieng zu ihnen und bat sie um Roß und Schild um unsers Herren Milde willen. „Ja, du Waldbauer, sagte Schrutan, das wird dir zu schwer." „Ich sage Euch, Herr, entgegnete der Graurock, Ihr werdet es noch entgelten, daß Ihr mich gescholten habt." Der Graurock wollte sich entfernen, Mercian aber hieß ihn verweilen. „Wisse zwar, sprach er, daß wir nichts um deines Gottes willen thun; doch will ich dir heute Roß und Schild nicht versagen; nur sage mir, wenn du sie mir im Kampfspiele verlierst, was soll ich zum

Entgelte haben?" „Mich selbst als Sclaven," entgegnete der Graurock, und sofort ließ Mercian Roß und Schild herbeiholen. Das Roß war schwarz und drei Männer mochten es kaum halten. Als Mercian sah, daß das Roß so wild war, sprach er: „Führe es zu jenem Steine, daß es dich beim Aufsteigen nicht verletze; drei Knechte, sage ich dir, hat es mir bereits erschlagen." „Den Spott, Herr, vergebe Euch Gott!" sagte der Graurock und führte es schön an den Fürsten vorüber. Schnell nahm er dann den Schild an den Arm und den gewaltigen Speer, den man ihm reichte. Dann umgürtete man ihm ein gutes Schwert und setzte einen Helm auf sein Haupt. Wie ein Held sprang er in den Sattel ohne Stegreif. Nun aber konnte er die vorn zu breiten Schuhe nicht in den Steigbügel bringen; er zog sie also aus und warf sie weg, tadelte den Schuster, der sie so breit gemacht, entschuldigte ihn jedoch auch wieder, da er ja nicht gewußt habe, daß sie ein Ritter tragen solle. Da sandte ihm Christus zwei goldene Schuhe, und als er diese angelegt hatte, war er stolz und froh.

Als er fest zu Rosse saß, erschütterte er mannhaft seinen Speer. „Siehst du's, Schrutan? sagte Mercian, es werden heute noch viele kühne Helden von seinen Händen todt liegen; er wird manchen Mann in Noth bringen." „Was gäbest du dem zum Lohne, der dir diesen Graurock brächte? entgegnete Schrutan. Nun, ich will den kühnen Degen an meinem Speere dir bringen, daß Männer und Frauen ihren Schimpf mit ihm haben sollen." „Bruder Schrutan, sagte Mercian, mir werde nicht zu Theile, was du an ihm erwirbst!" Diese Rede erregte Schrutans Zorn. Er rüstete sich, bestieg sein Roß und rannte mit gesenktem Speere gegen den Graurock; dieser aber empfieng den Stoß, als wäre er eine Steinwand. Dann aber rannte er gegen Schrutan so, daß dieser durch den Stich getödtet zur Erde sank. Darauf tödtete er noch vierundzwanzig Heiden, die ihn anritten, und fieng dann zwölf Rosse ein und brachte sie Mercian. „Hier hast du deinen Lohn, sagte er; ich aber will zurück zum Kampfe." „Wisset, Herr Graurock, rief Mercian, der Teufel brachte Euch her; der müsse auch Euch wieder in die Hölle hinabführen." „Wollt Ihr mich

des Scheltens nicht erlassen, entgegnete der Graurock, so müßt Ihr auch eines von mir haben!“ Mit diesen Worten wandte er sein Roß um und ließ es vor der Königin Breide hoch empor springen.

„Sehet diesen schlichten Ritter! sagte die Königin. Er führt nichts anders als einen grauen Rock; wollte Gott, er wäre in Sammt und Seide gekleidet. Möchte ich einen Boten haben, der den Held zu mir zu laden sich getraute! Sie trachten alle nach seinem Leben; er muß mich wahrlich dauern. Schiltwin, du sollst mein Bote zu ihm sein.“ „Frau, entgegnete Schiltwin, das kann nicht geschehen. Meine Augen haben ihn heute wohl beschauet; er sieht die zornigen Wolfsblicke; ehe ich zu Worte käme, hätte er mir das Leben genommen.“ Dann aber erbot er sich Bote zu sein, jedoch ohne Schild und Schwert. Sofort ritt er hin auf den Hof, wo ihn der Graurock gräulich anblickte. Da sagte Schiltwin: „Ich begehre nicht dir Feind zu sein. Dir entbeut Jungfrau Breide, die edle Königin, ihren Gruß. Keinem Mann mag sie holder sein als dir, Held; das kann ich dir wahrlich sagen.“ „Das vergelte ihr Gott, Herr,“ sagte der Graurock, daß sie mich fremden Mann zum Diener annehmen will. Wenn ich hier meinen Willen vollbracht habe, so will ich alles thun, was ihr lieb ist.“ Hierauf fieng er sechs Rosse und gab sie dem Boten zum Lohne. Als Schiltwin in die Burg zurück kam, fragte Breide, was für ein Mann der Graurock sei? „Er ist breit von Schultern, sagte Schiltwin, und blickt grimmig. Hättet Ihr dreißigtausend Mann, er wagte sie allein zu bekämpfen.“

Als die Tempelherren von dieser Botschaft hörten, trachteten sie aus Haß gegen die Königin dem Graurock nach dem Leben und sandten nach einem furchtbaren Riesen, Namens Mentwin, dem besten Kämpen des Landes, der statt des Rosses einen jungen Elephanten ritt. Als er ankam und nach dem Graurock fragte, sagte Mercian: „Dort siehst du ihn. Er ist ein kernichter Mann, du wirst ihm nichts anhaben!“ „Warum hat man mich hergerufen? schrie der Riese. Kämpfe ich mit dem Männlein da, so habe ich nur Schande davon. Den nehme ich unter meinen Arm

und werfe ihn auf den Grund des Meeres hinab!" „Vertrüge ich dir das, entgegnete Orendel, so wäre ich sanften Gemüthes. Aber du thust besser, dich in den Wald zurück zu trollen, und laß uns kleine Leute am Leben." Da ergriff den Riesen grimmer Zorn; mit beiden Sporen stachelte er sein Thier, schüttelte kräftig den Speer, sprengte gegen den Graurock und gab ihm einen gewaltigen Stich. Kaum blieb der Graurock im Sattel, doch vergalt er ihm es schnell. Kein Wort sprach er, als er gegen den Riesen ansprengte; aber mit Zorn stach er auf ihn, daß er sammt dem Elephanten zu Boden stürzte. Als die Tempelherren das sahen, erschracken sie und jammerten; der Graurock aber sagte spottend: „Schweiget doch, ihr Herren! er ist in seinen Waffen sanft eingeschlafen. Nun steh auf, Kind, binde dein Meerrind, daß es dir nicht entlaufe, oder du hast es verloren." Darauf ergriff er den Elephanten und zog ihn über den Tempelhof. „Wo ist nun das fahrende Volk, rief er, für das Gott noch immer sorgte? Die mögen das Unthier nehmen." Froh ward darüber das fahrende Volk; sie kamen auf den Kampfplatz und beschauten den Elephanten von allen Seiten. Dem Riesen zogen sie aber sofort all sein Waffengeschmeide ab. „Nun wohl her, Arme und Reiche! riefen sie. Wer mit uns trinken will, der setze sich her zu uns!" Noch hielten zwölf Heidenkönige auf dem Kampfplatze. Da ritt der Graurock wieder in den Kampf und schlug tiefe und weite Wunden. Sechs Könige schlug er todt, die anderen aber entflohen. Da der Graurock sah, daß Niemand mehr kämpfen wollte, warf er sein Roß herum und ließ es hoch empor springen vor Jungfrau Breiden der Königin.

Breide die Königin gieng ihm entgegen und grüßte ihn freundlich. „Zwar sollte ich Euch nicht grüßen, sprach sie, denn Ihr habt mir meine Vasallen erschlagen, die mir das h. Grab beschirmen sollten." „Das habe ich nicht, Frau, sprach der Graurock; keinen Christen habe ich getödtet. Eure heidnischen Knechte thun mir Unrecht. Schonte ich daran nicht Euer, es müßte allen an das Leben gehn." Da sagte Breide, die schönste aller Frauen: „Nun, Jüngling, küsse mich, das Kind eines Königes. Mir sagte

Gottes Stimme von dem Sohne Eigels: Er hob sich von Trier mit zweiundsiebenzig Kielen: die sind ihm alle versunken; Niemand kam davon außer der König: der soll nun mein Herr sein und herschen über die Burg zu Jerusalem." „Ihr irret Euch, Frau, sagte der Graurock; ich bin nur ein armer Mann, der um Gottes willen zum h. Grabe gieng." Wie es auch um diese Rede sein mochte, sie küßte den wackern Held. Das sah der Heide Mercian, er kam eiligst herbeigelaufen und sagte: „Ei, Frau Breide, ist das recht gethan, daß Ihr mit meinem Knechte koset?" Sofort ließ sie den Graurock von der Hand. „Wie nun, Held? sagte sie. Selten sah man traun so tapferen Knecht." Da sprach der Graurock: „Dem ist nicht so, das weiß Gott. Er lieh mir sein Roß; aber sein eigen ward ich nie." „Laß die Rede, schrie da Mercian, oder ich heiße dich vor die Burgmauer führen und züchtigen." Da ballte der Graurock seine Faust und schlug den Heiden zu Boden. „Diesen Dienst habe ich dir gethan, sagte er; begehrst du des, so diene ich dir mehr." „Dieses Wortes sage ich dir Dank!" sagte da Breide, und sofort hieß sie den Heiden greifen und binden. Da wollte man den Fürsten in einen Kerker führen, aber der Graurock bat für ihn. „Ich habe ihm Leid gethan, sagte er, ich habe seinen Bruder getödtet." Da hieß sie ihn ihm nach seinem Willen thun. Sofort zerschnitt er ihm seine Bande. „Bei deiner Ehre, sprach er, sage nie mehr, daß ich dein Knecht sei." Schnell schwang sich der Heide auf sein Roß und ritt zum Thore hinaus gen wüsten Ascalon; sie aber nahm den Graurock bei der Hand und führte ihn in ein Wohngemach. Man trug ihm Fleisch und Fisch auf; Wild und Zahm gab man ihm genug, so gut man es nur immer haben mochte. Da ruhete nun der stolze Held sieben Tage lang.

Hier mögen wir füglich einen Stillstand machen und uns, wenn Sie wollen, zur Besprechung von Einzelheiten wenden; die inneren Feinde des h. Grabes sind bezwungen; in den folgenden Abschnitten hat es Orendel mit den äußeren zu thun.

Im dritten Abschnitte, sagte Irmgard, wird Orendel, das ist klar, mit dem nöthigen Rüstzeuge ausgerüstet, um seine Aufgabe,

die Befreiung des h. Grabes, lösen zu können. Auffallend dabei ist mir nur das Benehmen Eise's; er zeigt sich habsüchtig, was ich nicht erwartet hätte.

Habsüchtig ist Eise nun zwar nicht; aber der kostbare Rock will verdient sein, und so muß sich Orendel zum Knecht erniedrigen, um sein würdig zu werden. Freilich hätte der Vorschlag, den Rock abverdienen zu lassen, recht wohl von der Frau des Fischers ausgehen können; aber der Dichter fand es nicht für nöthig, da die Sinnesart Eise's überhaupt eine etwas rauhe ist. Er zeigt überall rauhe Derbheit, die ihm sogar etwas Riesenhaftes giebt, und mit Zartsinn nicht vereinbar ist.

Ihre Erklärung, lieber Herr Haspinger, könnte genügen, und sie würde es auch, erwiederte Irmgard, wenn Eise nach Verfluß der Dienstzeit den Rock gäbe, aber das geschieht nicht.

Nein, es geschieht nicht, sagte Leodegar, aber wohl nur, wie ich denke, um der h. Jungfrau wiederum Gelegenheit zum Einschreiten zu geben. Ihr, der Patronin der Kreuzzüge, kam es zu, ihren Streiter auszurüsten, nachdem er sich durch Demuth dessen würdig gezeigt, und das geschieht nun. Eben darum lehnt es auch Christus ab, hier zu helfen.

Nun genügt die Erläuterung völlig, sagte Irmgard. Aber weßhalb wird jetzt das Dienstverhältniß Orendels zu Eise nicht gelöst, da er doch mit der neuen Bekleidung auch in einen neuen Dienst eintritt?

Diese Frage wird wohl, wie ich meine, das Gedicht selbst später beantworten, sagte der alte Graf; aber zu welcher Zeit haben denn Tempelherren den Kirchendienst in der Kirche des h. Grabes gehabt? Könnte diese Angabe nicht dazu dienen, die Entstehungszeit des Gedichtes näher zu bestimmen?

Ich glaube kaum, erwiederte Leodegar. So lange es Tempelherren in Jerusalem gab, werden die Priester des Ordens in der Kirche des h. Grabes freilich auch Messen gelesen haben, gleich den Priestern aller anderen Orden. Tempelherren fand man in Jerusalem jedoch nur seit der Stiftung des Ordens, im Jahr 1118, bis zur Eroberung der Stadt durch Salaheddin, im Jahr 1188.

Zu dieser Zeit gab es nun aber keine christliche Königin mit saracenischen Dienstmannen daselbst. Uebrigens giebt sich unser Gedicht selbst nur als die Ueberarbeitung eines älteren, für uns verlorenen Gedichtes.

Aber lassen sich im Gedichte denn durchaus keine geschichtlich begründeten Ereignisse nachweisen? fragte Berta.

Es giebt freilich einige geschichtliche Begebenheiten, die mit denen im Gedichte erwähnten eine gewisse Aehnlichkeit haben, sagte Haspinger; allein hieraus möchte ich noch nicht schließen, daß dieselben denen im Gedichte wirklich zu Grunde liegen; sie sollen jedoch an der geeigneten Stelle mitgetheilt werden. Hier erwähne ich nur, daß Jerusalem von den Saracenen unter dem Kalif Omar im Jahr 636 erobert ward und bis zum Jahre 1099 in ihrem Besitze blieb. Die Christen wurden damals nicht vertrieben, noch überhaupt, so lange die Herschaft der Araber dauerte, der Religion wegen gekränkt. Erst unter Abdalla, im Jahre 757, traten Verfolgungen ein und das friedliche Verhältniß zwischen Christen und Saracenen ward nie mehr völlig oder dauernd hergestellt. Wollten wir also auf dieses Verhältniß, das auch unser Gedicht anerkennt, Gewicht legen, so hätten wir die Zeit von 636 bis 757 als die Zeit der Begebenheiten unseres Gedichtes anzunehmen, wogegen freilich Manches wiederum streitet. Der Tempel des heiligen Grabes z. B. ward vom ägyptischen Kalif Hakim im Jahr 1010 zerstört, vom griechischen Kaiser Romanus Argyrus aber mit Erlaubniß des Kalifen im Jahr 1033 wieder aufgebaut. Auf diese Zerstörung könnte die später von unserem Gedichte erwähnte Wegnahme und Entweihung des Tempels vielleicht Bezug haben, wie die Zurückeroberung durch Breide auf die Wiedererbauung durch Romanus. Bei Ascalon wurden die Saracenen geschlagen in den Jahren 1099, 1101, 1102, 1115, 1123, und da von dieser Stadt aus sehr oft Raubzüge unternommen wurden, wurden die Mauern derselben im Jahr 1154 von den Christen gebrochen, weßhalb sie im Gedichte „Wüsten Ascalon" heißt. Sie sehen also hieraus, daß es eine mißliche Sache wäre, die Kämpfe des Gedichtes mit denen der Geschichte vereinbaren zu wollen, um so

mehr, als alle Personennamen des Gedichtes der Geschichte unbekannt sind.

Nun muß ich Sie noch um eine Erkäuterung bitten, bester Herr Hauptmann, wendete sich Irmgard jetzt lächelnd an Künrich. Wie Sie hörten, ward ein Turnier geschildert, welches freilich einen ernsten Ausgang nimmt. War es denn Turniersitte, daß das Roß des Besiegten dem Sieger anheim fiel? Das mußte ja die an sich schon kostspieligen Waffenspiele noch kostspieliger machen.

Meine Quellen enthalten darüber nichts, erwiederte Künrich mit einiger Verlegenheit, und ich bin also nicht im Stande, Ihnen darüber Auskunft zu geben.

Allerdings, nahm der alte Graf das Wort, war es bis zum vierzehnten Jahrhundert mindestens Sitte, daß die Knappen, deren jeder Ritter wohl einige bei sich hatte und die ihn mit neuen Speeren versehen mußten, um den Abgang zu ersetzen, die Rosse der Besiegten einfiengen, die dann gelöst werden mußten. Auch wurden die Ritter selbst wohl zuweilen gefangen fortgeführt und mußten dann sich lösen. Zuweilen wurden die Lösungssummen schon vor dem Kampfe festgesetzt. So hatte denn allerdings Orendel die Pferde der Besiegten als sein Eigenthum zu betrachten, wie er ja auch das entlehnte Roß zu vergelten gehabt hätte, wenn er besiegt worden wäre. Die Schildprobe oder den Nachweis, daß der am Turnier Theilnehmende zur Theilnahme berechtigt sei, kennt das Gedicht noch nicht. Dieser Brauch kam auch wohl erst später auf, als Adel und Ritterwürde Bedingung der Theilnahme geworden war und jeder Nichtberechtigte oft mit Schlägen aus den Schranken gewiesen ward. Es wird jedoch später noch oft Gelegenheit sein, über das Turnierwesen zu sprechen und so mag dieß Wenige hier genügen.

Nur eine Frage erlauben Sie mir noch, sagte Berta: War es denn erlaubt, sich eines andern Reitthieres als eines Rosses zu bedienen, wie z. B. Mentwin einen Elephanten reitet.

In der Wirklichkeit gewiß nicht, schon weil dadurch die Gleichheit der Kampfrüstung aufgehoben worden wäre, antwortete Haspinger; aber in Gedichten kommt dergleichen schon vor, jedoch wohl

nur als dichterische Freiheit. — Ich kann nun also mit dem Gedichte fortfahren; doch will ich vorher noch eines Gegenstandes gedenken, der übersehen ward, der Schelte nämlich. Unter Schelte verstand man Beleidigung durch ehrenrührige und deßhalb verbotene Worte, wie hier Waldbauer und anderwärts Schrat, Waldschrat, d. h. Geist, Waldgeist. Orendel rächt sich also an Schrutan, weil er von ihm bescholten war. Nun wieder zum Gedichte.

V.

Da kamen aus wüsten Ascalon vierzehntausend Heiden, die der Riese Liberian führte. Er legte sich vor die Burg und rief hinein: „Seid Ihr da innen, Frau Breide? So gebet uns den Graurock heraus auf den Tempelhof oder wir verbrennen das Grab und tödten die Christen.“ Als Frau Breide das hörte, stund sie auf und gieng zum Graurock. „Herr, sprach sie, nun kamen aus wüsten Ascalon vierzehntausend Heiden, die heischen Euch drohend vor die Burgpforte hinaus.“ „Des walte Gott! Frau,“ sprach der Graurock. Des Morgens, als es tagte, gieng der Graurock auf den Hof und Frau Breide hieß ihm ein Roß bringen und eine mit Golde reich verzierte Brünne auf den Hof tragen. Er legte sie an, zog aber darüber den grauen Rock. Darauf bat der Graurock sie um ein gutes Schwert und sie befahl, ihres Vaters Davids Schwert herbei zu bringen. Der Kämmerer brachte eine Lade herbei und schloß sie mit drei Schlüsseln auf; doch hatte er davon wenig Gewinn. Daraus nahm er ein kostbares Schwert und gab es in die Hand der Königin. Sofort schlug sie es gegen eine Mauer: da brach es in drei Stücke. Zornig schlug sie mit dem Griffe den Kämmerling über den Rücken und trat ihn unter ihre Füße. Laut schrie dieser, bat um sein Leben und verhieß ihr seines Herren Schwert zu zeigen. So führte er die Maid mannstief unter die Erde und hier grub man das alte Schwert Davids heraus. Es steckte in guter Scheide, war breit und scharf und schnitt Stahl und Eisen. Sie nahm und gab es dem Graurock. „Sieh! sprach sie, nimm dieses Schwert! kein Mann führte es, ohne den Sieg zu haben.“ Schnell gürtete er sich es um, und sie selbst setzte ihm

auf das Haupt den Helm, den König David in manchem Streite getragen hatte. Um ihn herum lag eine leuchtende Krone von Gold. Als dieß die Herren sahen, sprachen sie höhnend: „Ei, sehet doch diesen König! Vor dem trauen wir uns noch zu behaupten. Nichts ist sein eigen als der graue Rock; wahrlich, nicht einen Schritt weit folgen wir ihm!" Der Graurock achtete nicht auf diese Rede, sprang ohne Stegreif in den Sattel, nahm Schild und Speer und ritt aus der Stadt. Hinter ihm schloßen sie die Thore und ließen ihn allein reiten; aber Gott half ihm und so mochte er gern kämpfen. Schnell ritt er bis über den Jordan, wo er Liberianen fand. Sie sprengten mit großem Grimme gegen einander; der Graurock aber stach dem Gegner durch das Kettelhemd. Als der Riese todt am Boden lag, schlug der Graurock dem Bannerträger der Heiden das Haupt ab und dreimal durchbrach er das Heer. Die Heiden flohen über das Feld mehr als eine Meile weit. Tapfer ritt der Graurock hinter ihnen drein; so erschlug der Sohn Eigels hier manchen Held. Da gewannen die Heiden unsanftes Lager in Holzstößen und auf Alben: überall sahen sie ihn; er aber kehrte mit Ehren nach Jerusalem zurück.

Entgegen gieng ihm Breide, die schönste aller Frauen. Als sie ihn erblickte, sprach sie freundlich: „Willkommen, Herr Graurock! Noch kenne ich Euch nicht, sonst würde ich Euch anders nennen; doch sollst du mein Herr sein, ein hehrer König über die Burg zu Jerusalem!" Dann küßte sie den Held und führte ihn in die Burg. Sie bereitete ihm ein Bad, legte ihm drauf einen neuen Mantel um und setzte ihm die Krone auf das Haupt, die König David an seinen hohen Festen trug. Da saßen sie nieder, aßen und tranken; als sie aber schlafen giengen, brachte ihm ein Engel die Weisung: neun Jahre lang keiner Minne mit Breiden zu pflegen, und er legte sein Schwert zwischen sich und die Frau. Als Breide ihn fragte, ob dieß so bei ihm Landsitte wäre, theilte er ihr die Weisung mit, worauf sie sagte: er solle sein Schwert nur einstecken, sie könne schon Jungfrau bleiben. Seitdem ruhete er sechs Wochen lang.

VI.

Darauf hub sich ein neuer Kampf. Aus wüsten Babylon kamen sechszehntausend Heiden, die der König Baligan führte. Er ritt an die Burgmauer und rief hinein in die Burg: „Seid Ihr da innen, Breide, die schönste aller Frauen? so gebet uns den Graurock heraus auf den Tempelhof, oder wir brennen das Grab und tödten die Christen. Den Graurock will ich an einen Galgen henken, Ihr aber sollt mein Weib werden.“ Als Breide dieß hörte, gieng sie zum Graurock und sagte ihm, was ihm und ihr angedrohet sei; er aber gieng sofort an die Zinne und rief dem Heiden zu: „Hebe dich, du Wagenstange, hin über den Jordan! dahin komme ich dir zu Leide. Wenn nicht Gott es wendet, sollst du mit deinem Leben mir büßen.“ Da ritt der Heide zurück zu seinem Heere und sagte ihm, daß der Graurock ein Held sei, aber er wolle ihn an einen Galgen henken und Breide müsse sein Weib werden.

Da gieng Frau Breide zum heiligen Grabe, ließ sich auf ihre Knie nieder und betete: Herr der Himmel, behüte mir meine Ehre und beschirme mir den Mann, der mir helfen soll dein Grab zu vertheidigen.“ Sofort schwebte ein Engel zu ihr hernieder und sprach: „Hörest du mich, Breide? Edle Königin, beut alle deine Macht auf Euch zum Schutze!“ Auf diese Rede gieng sie flugs hin zum Glöckner und befahl ihm zu läuten. „Ich muß alle meine Dienstmannen haben!“ Der Glöckner läutete und sofort versammelten sie sich und schritten in den Palast, wo Breide und der Graurock war. „Ihr Herren, sprach sie, ich mahne Euch an Eure Treue; lasset es Euch leid sein, daß der Heide Baligan mir meinen Mann und all meine Ehre nehmen will.“ Da bat der Graurock, daß sie ihm ihn überlasse. „Und wäre er so groß wie ein Thurm, ich fechte mit ihm!“ Frau Breide gebot also ihren Dienstmannen, daß sie ihm beistünden, und sie schwuren ihm Eide, aber sie schwuren Meineide. Der Graurock hub sich nun an die Zinne, von wo er auf der Heide manche Banner schweben sah. Da gürtete er sein Schwert um, setzte den Helm auf, bestieg sein Roß, nahm Speer und Schild und ritt zum Thore hinaus. Sogleich sprengte ihm Baligan entgegen. Einen dreifachen Panzer trug er

um seine Brust: der eine war von Horn, der andere von Silber, der dritte von leuchtendem Stahle. Sie zerstachen ihre Speere auf einander, bückten sich hinter die Schilde und zogen die Schwerter. Die Helden schlugen auf einander, daß die Funken über das Feld hinstoben. Immer grimmiger ward Baligan; er schlug dem Graurock einen so gewaltigen Schlag, daß er unter seinem Schilde lag. Das erbarmte die Königin St. Maria und sie bat ihren Sohn, Orendel um der Ehre seines Grabes willen, für das er ausgezogen sei, aus der Noth zu helfen. „Das soll geschehen, liebe Mutter," sprach unser Herr, „sogleich heiße ich ihm helfen." Und Christ sandte einen Engel, der Orendels Muth kräftigte, so daß er flugs dem Heiden das Haupt abschlug.

Jetzt erst brachen die sechszehntausend Heiden, die verborgen lagen, hervor. Das sah Breide von der Zinne herab und schnell rüstete sie sich selbst, zog die Brünne an, die vier goldene Geeren hatte, woran man die Königin erkannte, gürtete sich ein Schwert um, band den Helm auf, schwang sich auf das Roß, nahm den Schild und ließ sich ihre stählerne Stange reichen. Dann ritt sie zum Thore hinaus nach dem Jordan hin und schlug eine weite Straße durch die Heiden, bis sie Orendels ansichtig ward. „Held, rief sie da, bist du irgendwo wund oder bist du noch unverletzt?" „Ich bin unverletzt, antwortete er, aber mein Roß ist ermüdet; möchte ich nur ein frisches haben!" Da sah Breide einen Syrer auf hohem Rosse, sprengte gegen ihn hin und schlug ihn nieder. Darauf nahm sie das Roß beim Zaume, führte es dem Graurock zu und hielt ihm selbst den Stegereif. Als er auf dem Pferde saß, ward sein Herz fröhlich. „Um deiner Liebe willen halte dich nun mir zur Seite, sprach Breide, so wird uns kein Unfall begegnen." Als die Tempelherren die Königin selbst im Kampfe sahen, schämten sie sich und ritten hinaus auf das Walfeld. Da wollte Breide ihre Dienstmannen selbst angreifen, aber der Graurock wehrte ihr. „Um Gott, rief er, das unterlasset! Zweiundsiebenzig Schiffe führte ich von Trier; die versanken mir im Meere; wären meine Vasallen mir hieher gefolgt, die wären treulich zu mir gestanden." Da dieß Breide hörte, rief sie erfreut: „So bist du es, Orendel!

so hat dich Gott mir gesendet! Nun ist es mir wahrlich lieb, daß ich treu zu dir gestanden bin, und nie will ich von dir wanken.“

Haspinger schwieg, um Fragen oder Bemerkungen entgegen zu nehmen. Hier merkt man deutlichst, nahm das Hoffräulein das Wort, daß der Dichter dem gemeinen Volke angehörte. Wie abgeschmackt, von einer Königin zu behaupten, sie habe einem Ritter ein Roß zugeführt und ihm selbst den Stegereif gehalten! Und wie albern die Behauptung, sie habe einem Manne ein Bad bereitet und einen Kammerherrn allerhöchst eigenhändig geschlagen und unter ihre Füße getreten! Nein! dieser alberne Poet hat nie die Ehre gehabt, einer fürstlichen Person auch nur auf hundert Schritte nahe zu kommen, er hätte dann nimmer solchen Unsinn ersinnen können. Nicht wahr, Herr Hauptmann, Sie stimmen mir vollständig bei? Doch, wie könnten Sie auch anders!

Was die Schlagfertigkeit königlicher Hände betrifft, sagte Baron Wilmar lächelnd, bevor noch der Hauptmann etwas zu erwidern wußte, so haben wir allerdings einige geschichtlich beglaubigte Beispiele. Ich erinnere nur an die weltgeschichtliche Ohrfeige, die Lord Essex von der Königin Elisabeth erhielt, und gegen die Majestät dieser wird unser genädiges Hoffräulein doch wohl kaum etwas einzuwenden haben? Und wenn Hofdamen ihre Kammermädchen auf diese Weise, wie man sagt, zuweilen beglücken, so sehe ich in der That keinen Grund, warum nicht Königinnen Kammerherren unter Umständen die gleiche Ehre erweisen sollten.

Das Hoffräulein ward aschgrau im Gesicht, so daß der Graue Rock nicht grauer gewesen sein dürfte; der Hauptmann aber, der da glaubte, diese Gelegenheit wenigstens zur halben Einlösung seines Wortes ergreifen zu müssen, sagte, daß er sich eine nähere Erklärung der gethanen Aeußerung später privatim vom Herrn Baron auszubitten im Fall sein werde; denn solche Aeußerungen könnten doch nur absichtliche Kränkung bezwecken. Irmgard und Berta machten große Augen; Wilmar lächelte und erklärte sich zu jeder Erklärung bereit; der alte Graf nahm seine schalkhafte Miene

an und wünschte bei dieser Erklärung zugegen zu sein, da er vielleicht auch Einiges zur Vollständigkeit derselben beitragen könne, das Hoffräulein aber warf dem Hauptmanne einen Blick zu, der ihm gleich dem Ritter Delorges sein nahes Glück verkündigte; Leodegar aber, der verhindern wollte, daß dieser Vorfall nicht den ganzen Abend verderbe, fragte plötzlich: Aber was ist denn das, der Vater der Breide, der König David, soll doch nicht etwa gar der alte Judenkönig sein?

Wer anders könnte gemeint sein? entgegnete Haspinger, der gern in das Bestreben seines Freundes eingieng. Solche Gedichte fragen nicht nach Geschichte und Zeitrechnung; der berühmte Name genügt ihnen. Uebrigens könnte man, wenn es nöthig wäre, — aber es ist es nicht, — das Wort Vater in weiterem Sinne nehmen und Ahnherrn darunter verstehen. Wichtiger als David ist mir sein Schwert. Sie haben uns mit Sieggürteln und Siegringen bekannt gemacht; hier finden wir ein Siegschwert. Solche siegbringende Waffen verliehen im Heidenthume die Götter ihren Lieblingen. Wodan zumal war es, der Schwert und Speer verlieh, wie Sagen melden. Auch Zwerge fertigen und geben solche Schwerter — das berühmteste ist der Tyrfing —; aber zuletzt bringen sie doch ihrem Besitzer Verderben. Auch das Schwert Attila's war ein solches Siegschwert, das göttlich verehrte Schwert des scythischen Kriegsgottes, das ein Hirte aus der Erde gegraben hatte und dem Könige überreichte. Später kam es durch die Mutter des Königs Salomon von Ungarn an den Herzog Otto von Baiern, darauf an Kaiser Heinrich IV., endlich an Liutbald von Mersburg, der durch dasselbe bei einem Sturz vom Pferde den Tod fand. — Der Kämmerling des Gedichtes, der mit einem untergeschobenen Schwerte betrügen will, hat ganz Wesen und Eigenschaft eines Zwerges, er wird daher von Breiden auch gerade so behandelt, wie später der trügerische Zwerg Alban. Auch der Umstand, daß das Siegschwert mannstief unter der Erde verborgen ist, wie der gestohlene Hammer Thors neun Rasten tief, weiset auf einen Zwerg hin. Von dem Helme weiß das Gedicht nichts Besonderes zu sagen; aber es wird der mythische Schreckenshelm sein, der Œgishialmr,

der jedem lebenden Wesen Schreck einjagte; denn Orendels Anblick erregt den Saracenen solchen Schrecken, daß sie ihn überall zu sehen wähnen und sich in Holzstößen und auf Viehweiden (Alben) verkriechen. — Der zuletzt erwähnte Gebrauch des Schwertes zwischen Mann und Frau auf dem Lager war altdeutsche Sitte. Es ließen sich viele Beispiele dazu anführen, wenn es nöthig wäre.

Könnte diesem Doppelsiege am Jordan nicht der Sieg Baldoins II., des Königs von Jerusalem, der im Jahr 1121 erfochten ward, zu Grunde liegen? fragte Leodegar. Freilich waren die daselbst besiegten Saracenen aus Damascus und nicht aus Ascalon oder Babylon. Aber es wird neben den Saracenen bei dieser Gelegenheit auch ein seldschukischer Sultan Balag genannt und dieser Name klingt doch stark an den Namen Baligan an.

Auch dieß zugestanden, sagte Haspinger, gewinnen wir doch nichts weiter, als daß wir die Entstehung unseres Gedichtes erst nach 1121 ansetzen dürfen. Wir haben nirgends geschichtliche Namen im Gedichte, sondern sagenhafte, mythische, und so dürfen wir auch nirgends geschichtliche Ereignisse in treuer Darstellung erwarten. Wurden solche benutzt, so wurden sie doch gänzlich umgestaltet. Wir werden davon noch anderweitige Belege erhalten.

Aber schön ist das Benehmen der Königin, die sich selbst erhebt, dem Helden beizustehen, als die Tempelherren sich treulos erweisen, sagte Irmgard. Und jetzt endlich giebt sich auch Orendel ihr zu erkennen, nachdem sie ihm ihre Liebe durch die That bewiesen, was nicht minder schön ist. Warum jedoch wehrt ihr dann Orendel, die Treulosen zu bestrafen?

Im Kreuzzuge soll kein christliches Blut von Christen vergossen werden, erwiderte Leodegar. Darum war es auch im Abendlande verboten, das Land eines Fürsten, der sich auf einem Kreuzzuge befand, feindlich anzugreifen. Freilich ward dieses päbstliche Verbot nicht immer beobachtet, Pabst Gregor IX. selbst hielt es nicht dem Kaiser Friedrich II. gegenüber unter dem Vorwande, weil er als Gebannter den Kreuzzug unternommen habe.

Nun erlauben Sie mir noch eine rechte Mädchenfrage, sagte lächelnd Berta. Es ist gesagt worden, Breide habe eine Brünne

mit vier Geeren getragen und daran habe man die Königin erkannt. Wie habe ich das zu verstehen?

Es freut mich, meinem schönen Mümchen darüber Auskunft geben zu können, antwortete Graf Huno. Geere nennt man die speerförmigen Schöße eines Obergewandes, mag dieses nun aus Seide oder Eisenringen bestehen, wie die Brünne. So giebt es Brünnen mit zwei, drei und vier Geeren, aber auch solche, die unten nicht speerförmig ausgiengen. Diese Geeren waren besonders geschmückt; bei den Brünnen mochten sie aus vergoldeten Eisenringen bestehen. Daß jedoch die Zahl der Geeren den Rang der Träger bezeichnete, davon weiß ich nichts; es mag aber leicht so gewesen sein.

Jetzt, nahm Haspinger das Wort, wird wohl keine Frage mehr zu beantworten sein, ich gehe also weiter:

VII.

Allererst kam Eise, ein Fischer hehr und weise;
  er fragte sie der Mähre, ob sein Knecht hie wäre.
Als ihn der Graurock kommen sah, zu ihm er da freundlich sprach:
  „Seid willkommen, Eise, ein Fischer hehr und weise!
Ihr sollt um Gott den Guten und seine liebe Mutter
  lauterlich es mir vergeben, daß ich so lang euch bin entwesen."
Da sprach Meister Eise, ein Fischer hehr und weise:
  „Das wird heute gethan, stolzer Degen lobesam!"
Da sprach nun der Graurock: „Ich sag' Euch, Herr, das weiß Gott,
  Ihr sollt gehn mit Eile hin zu Frauen Breiden.
Heißt Euch geben euren Knecht, der Euch diene nach dem Recht,
  den sie also lange entlockt aus Dienstes Zwange."
Da gieng eiligst Eise hin zu Frauen Breiden;
  als sie von fern ihn schaute dort, sprach sie freundlich dieses Wort:
„Seid willkommen Eise, ein Fischer hehr und weise!
  Was sucht Ihr hier beim heil'gen Grabe? Um Gott, das sollt Ihr mir sagen."
„Frau, ich suche meinen Knecht, der mir dienen soll nach Recht;
  den habt Ihr mir lange entlockt aus Dienstes Zwange."
Da sprach das edle Mägdelein: „Held, wer mag dein Knecht sein?"
  Er sprach: „Das ist der Graurock, das sag' ich, Frau, und das weiß Gott."

Frau Breide hieß da springen, den Kämmerling ihr bringen,
  einen Schild dar strecken, mit rothem Golde decken.
Da sprach das edle Mägdelein: „Held, das soll dein Eigen sein;
  damit kaufst du einen Knecht, der dir dienen mag nach Recht.
Mein Herr doch und nicht dein Knecht kommt zu Dienst dir nicht mit Recht.
  So lieb dir deine Ehre, nenn' ihn Knecht nie mehre!"
Als er die Gabe zu sich nahm, er ward ein freudenreicher Mann;
  geraden Weges hin er gieng, wo der Graurock ihn empfieng.
Da von fern er an ihn sah, nun mögt ihr hören, was er sprach:
  „Urlaubt mich die Kön'gin hehr? Muß ich mit Euch über See?"
„Nein Ihr, sprach da Eise, ein Fischer hehr und weise;
  Ihr sollt sein ein König hehr über die Burg zu Jerusalem!"
Als er die Rede da vernahm, er ward ein freudenreicher Mann;
  da zog er ab in Treuen einen Mantel neuen.
Der war gekaufet zu der Stund wohl für dreihundert Pfund;
  er bat ihn, daß er's thäte, ihn seiner Frauen gäbe.
Als Eise die Gabe zu sich nahm, er ward ein freudenreicher Mann;
  er nahm Urlaub zum Könige hehr, fuhr ohne Knecht über See.
Da Meister Eise heim kam, ihn empfieng sein Weib wohlgethan;
  sie fragte in der Mähre, wo sein Knecht wäre.
„Er will bei Breiden bleiben, das wisse sonder Zweifel.
  er will sein ein König hehr über die Burg zu Jerusalem!"

VIII.

Der Graurock, der Held gut, von der Zinnen er sich hub;
  geraden Weges hin er gieng, wo Frau Breide ihn empfieng.
Da er sie von ferne sah, das Wort er freundlich zu ihr sprach:
  „Hörest du's, Frau Breide, schönstes aller Weiber?
Gieb mir Urlaub, Frau viel hehr, ich muß fahren über See!
  ich bin eines Fischers Knecht; ich soll ihm dienen, so will's Recht.
Er fand mich in Reuen,[1] da half er mir in Treuen;
  das lohn' ihm Gott der Gute und seine liebe Mutter."
Da sprach Fraue Breide: „Die Rede laß du bleiben;
  heiß dir balde springen, Eisen zu Hofe bringen.
An einem Samstage er kam, seinen grauen Rock trug er an,
  ein Ruder trug in seiner Hand Eise der Weigand.[2]

[1] Betrübniß. [2] Kämpfer.

Da war der Degen grau inzwischen seinen Augbraun
wohl zweier Spannen breit; er war ein Held viel gemeit. [1]
Als ihn der Graurock ansah, das Wort er freundlich zu ihm sprach:
„Seid willkommen, Eise, ein Fischer hehr und weise!“
Da sprach auch Frau Breide, das schönste aller Weiber:
„Nun gebt auf Ruder und auch Garn: Ihr sollt das heilige Grab bewahr'n!“
Da sprach Meister Eise: „Und dünk' ich Euch auch greise,
fünf hundert reit ich wohl noch an,“ sprach Eise der Schiffmann.
Breide hieß ihr springen, eines Herzogen Kleid ihr bringen;
daran war denn keine Nath, sie wäre denn Gold roth.
Da man's Schwert ihm um band, kein Ritter da sich fand,
der ihm gäbe einen Schlag; er sprach: „Ich gelt es, ob ich mag.“
Eise da die Rüstung nahm, die ihm wohl zu Statten kam;
er legte über seine Bein' manchen harten Stahlzein. [2]
Er legte über seine Brust eine lichte Brünne fest;
dieselbe Brünne hehre hatte drei güldne Geeren.
Wohl gespangten Helm sodann setzt' auf's Haupt der kühne Mann;
drauf hieß bald man springen, ein gutes Roß ihm bringen.
Eise der kühne Weigand ohn' Stegreif in den Sattel sprang;
da nun sprach der Graurock: „Dieses Sprunges walte Gott!
Nun schonet nur der Christenheit; der Heiden Tod sei nicht Euch leid,
so will ich, Degen kühner, euern Speer selber führen.“
Da kamen geritten auf den Hof, als man uns das saget noch,
Herzogen und auch Grafen; die kamen all' in Waffen.
Den Rittern wie den Bauern sein Turnier ward zu sauer;
was der er mocht' erlangen, um die war es ergangen.
Frau Breide hieß hervor da tragen manchen Kleidstoff wohl durchschlagen, [3]
blau' und braune man da sah: die gab man höfischen Leuten da.
Sie hieß verkünden durch das Land, Eise ein Herzog sei genannt,
und hätt' in diesen Stunden sein Schwert auch umgebunden.

Man sieht es deutlich, nahm der alte Graf das Wort, beide Abschnitte haben eigentlich denselben Zweck, nämlich das Dienstverhältniß Orendels zu Eisen zu lösen. Im ersten kommt Eise von

[1] Froh. [2] Eisenstäbe. [3] Mit Golde gestickt.

selbst an den Hof, um seinen Knecht aufzusuchen, und er erhält von der Königin Gold, sich einen andern Knecht zu kaufen und kehrt, auch von Orendel beschenkt, wiederum nach Hause zurück. Im zweiten Abschnitte dagegen giebt Orendel Veranlassung, Eisen herbeizurufen, und er wird zum Herzog ernannt und in den Dienst des heiligen Grabes genommen, folglich dem Könige untergeben. Den Ritterschlag zu empfangen weigert er sich und drohet wiederzuschlagen; und bei dem zur Feier der Schwertleite üblichen Turniere erschlägt er Alle, die ihm entgegentreten. Hier tritt deutlich das Riesenhafte seines Wesens hervor, was auch dadurch angedeutet wird, daß es heißt, er sei zwei Spannen breit zwischen den Augbrauen gewesen. Der erste Abschnitt hätte wegbleiben können, ohne daß der Zusammenhang gestört worden wäre; es wäre im Gegentheil durch Weglassung desselben strengere Fügung erzweckt worden, denn jetzt nimmt sich Orendels Erklärung, wieder zu Eisen zurückkehren zu wollen, sonderbar aus.

Ganz recht, sagte Haspinger; aber in den Gedichten der Fahrenden kommt dergleichen häufig vor. Hieraus lernen wir eben, daß sie aus ursprünglich selbständigen Liedern zusammengesetzt wurden. Auch mit den vorhergehenden beiden Kämpfen am Jordan könnte man glauben, daß es sich ebenso verhalte, wenn nicht Anderes dagegen spräche. Beide Abschnitte könnten denselben Kampf zum Gegenstande haben; der feindliche Führer durfte nur einen andern Namen tragen und dann wurden leicht zwei Kämpfe aus dem ursprünglich einen. Aus der ursprünglichen Variante wäre so eine Erweiterung geworden und so aus dem epischen Heldenliede die Epopöe erwachsen. Doch vielleicht wünscht Jemand über Einzelheiten Auskunft; ich bin bereit, sie zu geben.

Nur Eines ist mir unverständlich, nämlich Orendels Aeußerung: „Er wolle den Speer Eise's selbst führen," sagte Irmgard.

Damit sagt Orendel, daß er Eisen Knappendienste thun wolle, antwortete Haspinger. Die Knappen hatten ihren Herren die Speere nachzuführen und zum Gebrauche bereit zu halten. Wir gehen also, wenn es Ihnen recht ist, weiter.

IX.

Eise gebot nun eine Heerfahrt, die manchem Manne zu sauer ward. Sie legten sich feindlich vor die Burg zu Westmal; da lagen sie in Allem drei Jahre lang. Als man eines Morgens die Burg mit Sturm angriff, gieng der Graurock allzunahe, so daß man ihn mit einer Zange fieng. Sie zogen ihn über die Burgmauer hinein und warfen ihn in einen Kerker. Als Eise sah, daß sein Herr gefangen sei, sprach er: „Nun siehet man mich immer traurig!“ Sofort sandte er Briefe nach Jerusalem und als Breide vernahm, daß der Graurock gefangen wäre, begann sie heiß zu weinen. „Der Himmel Herr bewahre mir ihn, sprach sie, oder ich will dein Heiligthum zerstören. Heiliges Grab unsers Herrn, kein Opfer wird dir mehr!“ Da sprach Dencian, der sich hatte taufen lassen: „Hohe Königin, nicht zürne du Gott länger! Mein Herr ist nirgends gefangen in zweiundsiebenzig Landen; will es Gott, er kommt uns bald wieder!“ Frau Breide berief ihre Vasallen, bis sie dreißigtausend Degen gewann. Mit diesen zog sie hinaus, das Banner aber führte Dencian. Die sieben Tagereisen ritten sie in zwei Tagen, dann legten sie sich vor die Burg zu Westmal. Hier lagen sie fast ein halbes Jahr, ohne daß sie die Burg gewinnen konnten.

An einem Morgen, als Frau Breide entschlafen war, kam ein Zwerg zu ihr, der Alban geheißen war. „Steh auf, hohe Königin, sprach er, ich führe dich hin, wo dein Herr in Haft liegt.“ Als Breide dieß vernahm, stund sie auf. Da wollte der Zwerg sie küssen, sie aber faßte ihn bei dem Haare und trat ihn unter ihre Füße. Laut rief da Alban: „Laß mich leben, Königin, ich zeige dir deinen Herren.“ „Das mußt du thun, ehe ich dich los lasse,“ sagte Breide, worauf der Zwerg sie durch einen hohlen Berg in einen tiefen Kerker führte und daselbst eine Kerze anzündete. Da erblickte sie den Graurock, umarmte und küßte ihn. Orendel fragte sie staunend, wie sie hieher komme? „Wisse, sagte Breide, ich bringe dir dreißigtausend Mann, alle mit Stahl bedeckt.“ Während Breide also redete, sprang der Zwerg zur Pforte hinaus und schob drei Riegel davor. „Wie nun? rief er, Frau Breide! Nun

mußt du es büßen, daß du mich raufteſt!" Der Zwerg wollte von dannen gehen; da trat ihm aber ein Engel in den Weg, der eine lange Geiſel trug. Der hieß ihn zurück traben, indem er ihn fortwährend mit der Geiſel ſchlug. So mußte er die Thüre wieder öffnen. Deſſen genoß er ſeitdem, denn Breide ließ ihn zu Hulden kommen. Hierauf führte der Zwerg die Königin wieder durch den hohlen Berg zurück. Am ſechsten Morgen darauf ward die Burg genommen und dreizehn Könige darin gefangen. So ward der Graurock gelöſet; die Gefangenen ergaben ſich ihm und dienten ihm fortan.

Hier hätten wir ja die Gefangennahme des Königs von Jeruſalem durch die Saracenen, ſagte der alte Graf von Hünenberg, freilich in märchenhafter Faſſung. Dieſes Schickſal traf im Jahr 1123 den König Baldoin II. Als Sultan Balag das Land des Grafen Joscelin verheerte, zog ihm Baldoin II. zu Hülfe und ſchlug ſein Lager dem türkiſchen gegenüber auf. Da er ſich aber mit etlichen Kundſchaftern zu weit vor wagte, das Lager der Feinde zu erforſchen, ward er gefangen und auf ein Schloß gebracht. Einige Armenier beſchloßen den König zu befreien, verkleideten ſich, kamen auf das Schloß, erſchlugen den Caſtellan und die Wächter und halfen den Gefangenen davon. Die Türken aber jagten ihnen nach, ereilten ſie und legten ſie fortan in härtere Haft. Erſt acht Monate ſpäter ward Baldoin gegen Erlegung von zweimalhunderttauſend Ducaten frei, mußte aber, da er dieſe Summe nicht aufbringen konnte, ſeine fünfjährige Tochter als Geiſel geben, die er erſt nach dem Siege bei Antiochia im Jahr 1126, wo er große Beute machte, auslöſen konnte. Aber was iſt aus dieſem geſchichtlichen Ereigniſſe gemacht, wenn es wirklich die Grundlage der Erzählung des Gedichtes bilden ſollte?

Wir bekommen ſpäter noch eine zweite Gefangenſchaft der Breide und Orendels, wie in der That Baldoin zweimal Gefangener war, das erſtemal, im Jahr 1104, als er noch Graf von Edeſſa war, ward er zugleich mit dem Grafen Joſcelin bei der Belagerung der Stadt Harran in Meſopotamien gefangen. Im Jahr 1109

wurden Beide gegen Geisel für das Lösegeld frei; die Geisel schlugen jedoch ihre Wache todt und entflohen.

Aber der Name der Burg, wo Orendel gefangen liegt, Westmal, klingt mir sehr wenig morgenländisch, sagte Irmgard; oder können Sie diese Stadt im Oriente nachweisen?

Das vermag ich nicht, antwortete Haspinger; und auch die Form des Namens, welche die Handschrift hier bietet, nämlich Westfol, Westvol, d. i. Westphalen, giebt keinen Aufschluß. Wahrscheinlich ist es ein mythischer Name, der der früheren Gestalt der Orendelsage angehört und in die spätere mit hinüber genommen ward, sammt dem Zwerg Alban. Darauf kann ich mich jedoch jetzt nicht einlassen; das bleibt besser bis zum Ende verspäret.

Nun, sei es! sagte Berta; allein was ist das für eine Zange, womit Orendel gefangen wird?

Zange, meine Gnädige, sagte der Hauptmann, der sehr glücklich war, einmal eine Frage beantworten zu können, war ein Werkzeug, dessen sich die Belagerten bedienten, um Angriffsgeräthe der Belagerer, wie Widder oder Sturmböcke, Mauerbrecher, wegzunehmen. Auch wurden zuweilen einzelne Krieger damit ergriffen und über die Mauern hereingezogen.

Schön, daß Sie uns dieses gesagt haben, antwortete Berta. Ich müßte freilich sehr danken, auf solche Weise mich in eine Stadt hineintragen zu lassen. Lieber bleib' ich draußen, wenn ich nicht anders hineinkommen kann.

Wir können, denke ich, weiter gehen, sagte Haspinger.

X.

Als die Heiden bezwungen waren, kehrte Orendel nach Jerusalem zurück und Frauen und Männer wähnten nun, daß sie Ruhe haben würden; da kündigten zwei Heidenkönige von Babylon, Elimi und Durjan, Fehde an. Elimi ließ Briefe schreiben und bat den Herzog Daniel, sie dem Graurock zu überbringen. Flugs eilte dieser nach Jerusalem und als er den Graurock fand, sprach er, den Brief überreichend: „Euch sagen ab zwei heidnische Könige von Babylon. Wollet Ihr ihr Dienstmann werden, so machen sie

Euch alles Land bis zum Jordan unterthan; weigert Ihr ihnen Eure Dienste, so wollen sie mit Euch fechten.“ Darauf entgegnete der Graurock: „Wollen sie an Christ glauben, so will ich gern ihr Dienstmann sein; wollen sie das nicht, so sage ich Euch, daß ich mit ihnen kämpfen werde.“ „Es dünkt mich unziemlich, daß Ihr zweien so mächtigen Königen schnöden Trotz bietet, sagte der Bote; denn Ihr seid ja doch nur der Knecht eines Fischers. Aber groß ist Euer Uebermuth; Ihr traget Geeren am Rocke und seid doch nur Eurem Herren entronnen.“ „Das bin ich nicht, entgegnete der Graurock; ich war eines Fischers Knecht und diente ihm, wie mir es recht däuchte. Nun tretet näher, Ihr sollt den Antwortbrief empfangen.“ Der Herzog gehorchte, der Graurock aber ballte die Faust und gab ihm einen Schlag, daß er zu Boden stürzte. „Dieß sind die Briefe, rief er; mögen sie dir wohl gefallen; bring sie deinem Herren!“ Als der Bote diesen Brief in Empfang genommen hatte, verließ er schleunig die Burg; unter der Pforte aber wandte er sich um und rief: „Gott verdamme den Weg, den ich nach solchem Briefe ritt!“

Als der Bote heim kam, fragte Elimi: „Wie ist der Graurock beschaffen?“ „Er ist breit von Schultern und sieht Wolfsblicke, sagte Daniel; zwölftausend Mann wagt er wohl zu bestehen. Aber wollte Gott, daß ich den Brief mit eigener Hand dem überreichen könnte, dem er gesendet ward.“ „Held, sprach Elimi, des sollst du sicher sein; es ist heute noch wie vor hundert Jahren: ward einem ein Brief gesendet, so übergab ihn der Bote.“ „So tretet näher, Herr; Ihr sollt den Brief empfangen.“ Als nun der König näher trat, ballte Herzog Daniel seine Faust und gab ihm einen Schlag, daß er zu Boden stürzte. „Schauet, lieber Herr, das sind die Briefe, die man mir gegeben hat. Ich begehre keines mehr, wenn ich leben soll. Und wäre ich länger geblieben, bis man mir den dritten geschrieben hätte, ich würde Euch nimmer eine Botschaft mehr.“

XI.

Elimi und Durjan führen nun ihr Heer in das Feld und Herzog Daniel trägt das Banner. Durjan entschließt sich zum

Einzelkampfe mit Orendel, wird aber nach heftigem Kampfe, da Maria den Engel Gabriel dem Graurock zu Hülfe sendet, besiegt, gerade wie oben Abschnitt VI. Baligan, worauf Elimi den Kampf aufgiebt und sich sammt seinem ganzen Heere taufen läßt.

Zu diesen beiden Abschnitten bedarf es, wie ich wähne, wohl keinerlei Erläuterung, meinte Berta; denn ich glaube nicht, daß Jemand unter uns sei, der sich etwa über die Stärke der Ausdrücke beider Briefe Gewißheit verschaffen möchte.

Eine Bemerkung wird immerhin am Platze sein, sagte der alte Graf. In der ganzen höfischen Epik kommen solche Dinge nicht vor, wie wir hier sie, und zwar mit behaglicher Vorliebe, geschildert finden. Sie stunden in Widerspruch mit der höheren Gesittung der Zeit. Dafür kommen aber Rohheiten anderer Art vor, die jedoch, wie es scheint, nicht als solche galten, z. B. daß Jungfrauen in der Nacht die Ritter besuchen und bis zum Morgen bei ihnen weilen. Die Frauen der ritterlichen Epik sind entweder hoffärtig oder sie werfen sich weg. Wahre echte Weiblichkeit treffen wir da nur als Ausnahme, was mit der sonstigen Frauenverehrung in ungelöstem Widerspruche steht. Freilich tragen die französischen Vorbilder der ritterlichen Epik die Schuld dieses Uebelstandes.

Ganz recht, sagte Huno; aber die ritterlichen Epiker beweisen auch dadurch wieder, und zwar auf sehr bedauerliche Weise, ihre Unselbständigkeit. Was in aller Welt hätte sie denn sonst gehindert, die Frauen ihrer Gedichte naturgetreuer, folglich wahrer zu schildern?

Uebrigens hüten sich auch die Fahrenden im dreizehnten Jahrhunderte vor solchen Handfertigkeiten, wie unser Gedicht hier uns bietet. Dergleichen Scenen waren für das Volk berechnet. Sie widerstehn uns, aber die Sittlichkeit gefährden sie nicht, während die höfischen Epiker dieß nur zu häufig thun, sagte Haspinger. Wir kommen aber bei der Betrachtung der höfischen Epik des dreizehnten Jahrhunderts nothwendig auf diesen Gegenstand zurück, und so, denke ich, lassen wir ihn jetzt fallen und gehen in unserm Gedichte weiter.

XII.

Als die Heiden getauft waren, kehrte Orendel nach Jerusalem zurück. Des Nachts, als er schlafen gehn wollte, kündigte ihm ein Engel an, daß Trier von dreizehn Königen, sechszehn Herzogen und Grafen belagert werde. Komme er nicht schnell zu Hülfe, so verliere sein Vater Krone und Leben. Sofort meldet er dieß Breiden der Königin, und bittet um Urlaub zur Heimkehr; Breide jedoch sagt, sie begleite ihn; Eise möge das h. Grab während ihrer Abwesenheit beschirmen. Dieser jedoch weigert sich zurück zu bleiben, und so überträgt die Königin die Beschirmung zweien heidnischen Herzogen, Vasallen des h. Grabes; diese aber verkaufen es später an die Heiden. Nun werden die Schiffe zur Meerfahrt bereitet, und die Ritterschaft besteigt dieselben. In der sechsten Woche ihrer Fahrt begegnen ihnen zweiundsiebenzig Schiffe, und Breide sagt, seien es Heiden, so lasse man keinen am Leben. Schiltwin wird abgesandt, Erkundigung einzuholen. Er erfährt, die Herren der Schiffe seien die Herzoge Mersiljan und Stephan, Eisens Söhne. Sie kommen, um diesem dreißigtausend Mann zuzuführen. Darüber freuten sich denn alle; die Herren wurden wohl empfangen, und sie ruheten drei Tage lang.

Am vierten Morgen kommen sie gen Bari, und Breide befiehlt, hier Rosse und Gewand zu kaufen, daß die schönen Frauen des Landes sie schauen dürften; Eise jedoch sagt, für Rosse werde er sorgen; er habe deren gestern am Strande in Menge laufen sehen. Er nimmt sein Ruder und rudert sich an das Land; aber es war ihm unmöglich, die Rosse einzufangen. Die Jagd gewahrten aber die Herzoge Warmut und Berwin, denen das Gestüt gehörte. Sie machen sich auf, dasselbe zu beschirmen; als sie aber den grimmen Eise erblicken, ändern sie ihren Entschluß. Die Helden begrüßen einander, und als Warmut und Berwin erfahren, daß Orendel und Breide auf den Schiffen sind und wohin sie reisen, fangen sie selbst die Rosse ein und bieten sie zum Geschenke an. Nach der Landung begrüßen alle einander; Breide nimmt das Geschenk an, läßt aber jedem der Herzoge fünfzig Rosse gutschreiben. Von Bari ritten sie durch Apulien über den Tiber nach Rom,

dann durch die Lombardei nach Metz, wurden von den Bürgern hier freundlich empfangen und nach Trier geleitet, welches sie bebelagert finden. Als aber die Feinde vernehmen, daß Orendel gekommen sei, legen sie wollenes Bußgewand an, gehn ihm barfuß entgegen und erlangen seine Huld wieder. Hierauf reiten alle nach Trier, wo sie von Orendels Vater und Mutter wohl empfangen werden. Orendel bemorgengabt hier nun Frauen Breiden mit Herzogen und Grafen, so daß alle wähnen, sie sei sein Weib, und sie bringen vierzehn Tage in Ruhe zu.

XIII.

Am fünfzehnten Morgen erzählt Breide, ihr habe geträumet, das h. Grab sei in der Gewalt der Heiden; sie wolle hin, es zu befreien. Orendel ist sogleich zur Rückkehr bereit; ehe sie aber von Trier scheiden, bringt ein Engel den Befehl, daß Orendel den grauen Rock in Trier lasse: denn hier wolle Gott am jüngsten Tage das Weltgericht halten. Da übergab er ihn drei Priestern, welche ihn in eine Steinkiste schließen. Nachdem sie von allen Abschied genommen, scheiden sie und ziehen den alten Weg zurück. Zu Bari besteigen sie die Schiffe und landen darauf zu Akkon.

Hier nahm Breide Pilgergewand; denn so verkleidet wollte sie in ihr Reich ziehen. Aber auf dem Wege begegnete ihr der Herzog Daniel und der König Wolfrat,* die sie fiengen. Sie führten sie über wüsten Babylon nach Montewal, wo König Sinold saß. Dieser nun verlangt, daß sie ihn heirathe, und als sie sich weigert, übergiebt er sie dem Heiden Princian, welcher verspricht, sie binnen sechs Wochen geneigt zu machen, ihm ihre Hand zu reichen. Er wirft sie sofort in einen Kerker.

Ich glaube nicht, sagte Leodegar, daß sie in der erwähnten Belagerung und Befreiung von Trier eine geschichtliche Begebenheit werden sehen wollen; eben so wenig werden Sie wohl geneigt sein, die Gefangenschaft der Breide und die Geiselschaft der Tochter Baldoins für ein und dasselbe Ereigniß zu halten; die Wegnahme

Jerusalems durch die Saracenen aber kann, wenn nicht die vom Jahr 696 gemeint ist, keine andere sein, als die durch Saladin im Jahr 1187 eingetretene. Für diese letztere spräche nun auch die im folgenden Abschnitt erwähnte Entweihung der christlichen Kirchen durch die Eroberer, wie mir Freund Haspinger vorläufig mitgetheilt hat. Freilich können solche Entweihungen auch vor 1099 öfters eingetreten sein, so daß darauf kein entscheidendes Gewicht zu legen sein dürfte; aber zwischen 1099 und 1187 war dieß unmöglich, da während dieser achtundachtzig Jahre Jerusalem im Besitz der Christen war und christliche Könige hatte.

Eben so wenig werden Sie verlangen, daß ich Ihnen die Burg Montewal hinter wüsten Babylon geographisch nachweise, sagte Haspinger. Der Name ist ohne Zweifel romanisch. Möglich wäre es freilich, daß irgend ein Berg jener Gegend von romanischen Christen Montewal genannt worden wäre.

Aber bevor wir weiter gehn, sagte Irmgard, muß ich Sie noch bitten, mir über die auffallende Behauptung, daß das Weltgericht bei Trier stattfinden solle, Aufschluß zu geben. Ich habe immer gehört, daß es bei Jerusalem gehalten werde. Beide Annahmen, sagte Leodegar, waren einst verbreitet, doch war allerdings die, welche Jerusalem nannte, die verbreitetere. Warum man Jerusalem annahm, begreift sich leicht: wo Jesus verachtet ward und litt, da sollte er auch als Weltrichter in seiner Herlichkeit erscheinen. Uebrigens ist das Weltgericht von den Juden auf die Christen übergegangen, das Heidenthum weiß nichts davon; daß aber die Juden schon vor den Christen die Gegend um Jerusalem als den Ort des Gerichtes annahmen, das begreift sich leicht. Warum man auch Trier nennt, weiß ich nicht, es müßte denn sein, weil diese Stadt eine Zeit lang die Residenz des weströmischen Kaisers war; denn es wird doch wohl nicht einzig davon herrühren, daß der graue Rock Christi in Trier verwahrt wird, obgleich unser Gedicht dieß anzunehmen scheint?

Haspinger griff wieder zu seinem Buche und las:

XIV.

Ein wallender Mann, der aus der Gefangenschaft der Heiden entronnen war, hinterbrachte Eisen die Nachricht, daß Frau Breide gefangen und das h. Grab mit Abgöttern, die man anbeten solle, umsetzt sei. Auch sagte er, wer sie fieng und wohin man sie geführt habe. Einold wolle sie heirathen, dann nach Trier ziehen, die Stadt zerstören, den Graurock hängen, Eisen aber blenden. Orendel erschrak darüber; aber Eise heißt die Krieger sofort die Schiffe besteigen. Darauf segeln sie hundert Meilen weit, bis sie zu einem Rohricht kommen, worin sie sich verbergen. Orendel und Eise heißen das Heer zurück bleiben und gehn von dannen zu der Burg Einolds. Am Abend des siebenten Tages kommen sie zur Burg und schreiten gegen die Pforte, der ein Wächter pflegte, der weiß wie Schnee war. Sein Bart gieng ihm über den Gürtel, und die Stränge seines Haares waren so lang, daß er sie um den Helm wand. Da stunden sie nun und wollten abwarten, welchen Gott er anrufen würde. Aus seinem Gebete ersahen sie, daß er ein Christ war; zugleich erfuhren sie auch, daß er, früher Dienstmann König Davids, von diesem vertrieben worden sei. Da begrüßten sie ihn, und auf seine Frage, von wannen sie kämen, sagte Meister Eise: sie wären aus heidnischer Gefangenschaft entronnen und bäten um seine Hülfe, daß man ihnen über das Meer Geleite gäbe. „Schweiget still, ihr Herren, sprach Achille (so hieß der Alte), oder ihr müsset beide hangen.“ Bald darauf aber sagte er: „Um das Grab unsers Herren, werbet mir eine Botschaft gen Akkon. Dort sagt dem Graurock die leide Kunde, daß Frau Breide hier gefangen liegt, und daß der König sie zwingen will, sich ihm zu vermählen, wiewohl sie ihn stets zurückweist.“ Als Eise dieß vernahm, sprach er: „Nun küsse mich, den Sohn deiner Schwester Else! Und dieß, lieber Oheim, ist der Graurock, mein viel lieber Herr: hier sind wir Helden beide!“ Als Achille diese Rede vernahm, ward er freudenreich. Schnell führte er sie in ein Gemach, rüstete ihnen einen Tisch und gab ihnen Wild und Zahm, so gut er's haben mochte. „Nun ziehet euer Kampfgewand ab

und schlafet ohne Sorgen die Nacht hindurch!" Er aber sprang zur Thüre hinaus, wo ein breiter Schild und ein scharfes Schwert lag.

XV.

Des Morgens, als er seines Dienstes ledig war, gieng er in das Gemach, wo die Herren schliefen. „Nun leget euer Streitgewand an, ich will zu Sinold dem Könige gehn und ihn bitten, euch Geleite zu geben. Versaget er mir meine Bitte, so gebe ich ihm auf, was er mir gab, so mir Gott helfe! Höret ihr guten Helden den Grimm des Königs, so kommet mir zu Hülfe, so lieb euch Breide die Königin sei." Da sagte der Graurock: „Ich helfe Euch, und wenn er der Teufel selbst wäre!"

Als Achille vor den König kam, sagte dieser: „Halte mir ja die Burg wohl in Sicherheit, stolzer Held! Mir träumte diese Nacht, daß ein Rabe und ein Adler über Meer geflogen kamen und mir sie niederbrachen, ohne daß ich es hindern konnte." Da sagte Achille: „Wo wurdest du je von mir einer Untreue inne? Ich habe dir zwanzig Jahre lang gedient, dafür sollst du mir heute lohnen. Mir kamen über das Meer zwei Söhne meiner Schwester: denen sollst du zurück dein Geleite geben." Da sagte Sinold: „Laß die Pilgrime hergehn, daß ich sie willkommen heiße!" Als er sie erblickte, rief er: „Willkommen, ihr Pilgrime! Wo habt ihr den Graurock hingethan und Meister Eisen, den alten und weisen, den guten Fischer? Des sagt mir die Wahrheit!" Da antwortete Eise, noch könnten sie nicht verstehn, nach wem er gefragt habe. „Nach euch beiden habe ich gefragt, schrie da der König; so mir mein Gott helfe, es muß euch an das Leben gehn!" Da sprach der Heide Princian: „Nun folge mir, König, und heiß Frau Breiden herführen. Kennet sie die Pilger, so giebt sie das wohl zu erkennen, und dann müssen beide hangen." Da nahm man die Frau aus dem Kerker, kleidete sie in Sammet und Seide und führte sie vor den König. „Frau Breide, rief dieser, nun begrüßet die Helden, die der Graurock Euch gesandt hat!" Da begann sie die Herren zu betrachten, winkte ihnen mit den Augen

und sagte: „Diese sah ich niemals! Doch, Herr, ob ich nun mit dir tränke und äße und mich dir verlobte, ließest du sie über das Meer hinziehen. Da sprach Sinold: „Und wäre diese Burg rothes Gold, die sollte ihr Eigen sein, wenn Ihr mich zum Manne nähmet.“ „Und küßte ich dich an deinen Mund, und der Graurock, der junge Degen, käme in dieß Haus, wie sollt es um sein Leben stehn?“ Roth vor Zorn schrie er: „Besser wäre ihm der Tod, und den müßte er auch erleiden!“ „So verbiete mir Gott, daß ich auf den Mann verzichte, dem ich einst mich vermählte!“

Da der Graurock sah, daß er vermeldet war, sprang er sofort zur Thüre hinaus, nahm Schild und Schwert und rief laut in das Haus hinein: „Hier geht eine enge Thüre hinaus, und die habe ich besetzt; trägt dich nicht der Teufel von dannen, so mußt du hier sterben!“ Da verzagte Sinold und floh in einen Thurm, aber der Graurock sprang ihm nach, und auch Breide, Eise und Achille blieben nicht zurück.

XVI.

Das erfuhren die zweiundsiebenzig Könige von Babylon, und so wurden die vier Christen in der Burg belagert. Davon aber wußte das Heer Orendels nichts. Da schrieb Maria einen Brief und schickte eine Turteltaube mit ihm zur Stelle, wo das Heer verborgen lag. Gerade sang ein Priester die Messe, und diesem brachte die Taube den Brief. Als er ihn gelesen hatte, sprach er: „Gott und auch seine Mutter entbieten uns vom Himmel herab, daß der Graurock bestanden werde. Wer ihm nun beisteht, dem ist Gott hold und auch seine Mutter.“ Der Schaarmeister des Volkes band diesen Brief als ein Heiligthum an seinen Lanzenschaft, ritt zuvorderst und das ganze Heer folgte ihm nach. Sieben Tage lang ritten sie durch Holz und Heide bis zur Burg Sinolds. Auf einem grünen Plane lagerten sich die Helden. Drei Tage ruheten sie, am vierten Morgen aber begannen sie den schweren Streit. Tausend Christen lagen todt vor der Burg, der Heiden aber achtzehntausend; der Graurock jedoch versäumte diesen ganzen Kampf. All die Weile schlief er, bis ihn die Stimme Gottes rief.

Da sprach Orendel: „Des erbarme sich Gott! Gehn wir von diesem Hause, so entrinnt uns der König.“ Da sagte Breide: „Nein, er nicht! Da steh ich außen vor die Thür und lasse Niemand hinein noch hinaus.“ Nun ließ sich der Graurock selbdritt nieder in die Schaar der Heiden, die sein sogleich gewahr wurden. Eise aber hub sein Schwert auf und schlug dem Heiden, der die Pforte schirmte, das Haupt ab. So ward die Pforte geöffnet und der Graurock eingelassen. Manchen Heiden schlugen sie in der Burg todt; die ihm nicht unterthan sein wollten, mußten sterben. Dann ließ er Sinolden hervorführen und fragte ihn, ob er sich wolle taufen lassen und an Christ glauben. „Thust du's nicht, so mußt du sterben!“ „Lieber ist mir der Tod,“ sagte Sinold. Da hub Eise sein Schwert und schlug ihm sein Haupt ab, ergriff dann einen Brand und als die ganze Burg lohete, huben sich die Herren mit Breiden, der Königin, zu den Schiffen zurück. Sie zogen die Segel auf und segelten weiter.

Als sie nach Akkon kamen, legte Frau Breide Pilgergewand an; sie wollte nach Jerusalem. „Komme ich unter die Pforte, sprach sie, so lebe ohne alle Furcht, dann kommt das h. Grab nie mehr aus deinem Dienste, hoher König!“ Da schied sie von dem werthen Manne und gieng graden Weges bis zur Burg von Jerusalem. Die Pforte ward ihr geöffnet und sie eingelassen. Sogleich gieng sie zum h. Grabe. Das sah Dencian, dem Frau Breide wohl bekannt war, und er gieng sofort zum König Wolfrat. „Was gäbest du dem zum Lohne, der dir Breide, die schönste aller Frauen, brächte?“ „Der mir Breiden brächte, dem gäbe ich Silber und Gold und wollte ihm immer hold sein.“ Da führte er Breiden in das Gemach des Königes, welcher ihr sogleich sagte, daß sie ihn sofort heirathen müsse. Obgleich Breide sich weigert, läßt er doch den Schlaftrunk bringen, trinkt aber so unmäßig, daß er besinnungslos hinsinket. Da zieht Dencian sein Schwert, ruft: „Wie nun? König, sie bleibt immer Jungfrau!“ und schlägt ihm das Haupt ab. Drauf führt er Breiden in ein Gemach und waffnet sie, damit beide die heidnischen Hüter des h. Grabes, wenn sie die Unterwerfung weigerten, bekämpfen könnten. Gerüstet gehn

sie zur Pforte des h. Grabes und begehren Einlaß. Da er versagt wird, schlägt Breide dem Pförtner das Haupt ab und tritt unter die Pforte.

(XVII.

Frau Breide sandte Boten an den Grauroc und hieß ihm melden, daß das h. Grab gewonnen wäre; da ritten alle nach Jerusalem. In der Burg tödten sie noch manchen Heiden, bevor sie dieselben in ihre Gewalt bringen. Als Alles vollendet, kommt wieder ein Engel zu Orendel, der ihm verbietet, mit Breiden der Minne zu pflegen, und ihm verkündet, daß er und Breide nach Ablauf eines halben Jahres sterben werden, worauf hin Orendel, Breide, Eise und Achille die Welt aufgeben und ins Kloster gehn. Nach Verfluß des halben Jahres kommen Engel vom Himmel und führen die vier Seelen in das Himmelreich.)

Nun, sagte lächelnd der alte Graf, wer an Weithergeholtem Gefallen findet, könnte in Eisen und Orendel hier die Armenier sehen, die den König Baldoin aus seiner Gefangenschaft befreien; denn daß hier eine Königin statt eines Königs zu befreien ist, würde für einen solchen Erklärer kaum ein unübersteigbares Hinderniß sein. Eben so wenig, daß die versuchte Befreiung des Königes in das Jahr 1123 fällt, die der Königin aber nach 1187 fiele, wenn nämlich die Wegnahme Jerusalems durch die Saracenen die durch Salaheddin erfolgte und nicht die weit frühere sein soll. Aber wir wollen die Geschichte nur bei Seite lassen und das Gedicht als ein Gedicht ohne geschichtliche Grundlage fassen, wir werden damit besser fahren.

Ich bin mit Ihnen ganz einverstanden, Herr Graf, sagte Haspinger. Alle Deutung der Heldensage aus der Geschichte hat noch fehlgeschlagen, denn die Sage bindet sich bei ihrem Weben und Schaffen an keinerlei Schranken.

Aber der Schluß, sagte Berta, befriedigt mich wenig. Der arme Orendel bekommt ja trotz aller seiner Kämpfe und Mühsale keine Frau und Breide keinen Mann. Sie gehn in das Kloster und sterben nach einem halben Jahre, das ist häßlich.

Es ist dieß der gewöhnliche Schluß der Legenden, antwortete Leodegar. An wem die Hülfe Gottes und der Heiligen sich unmittelbar bethätigte, dessen Leben muß fortan dem Himmel geweihet sein. Uebrigens dürfen Sie nur den Abschnitt XVII., der ohnehin nicht zur ursprünglichen Sage gehört, bei Seite lassen, und Sie haben einen ganz befriedigenden Schluß der Sage.

Aber keine Hochzeit, keine Hochzeit! sagte Berta; und doch sehe ich nichts mehr, was die Verbindung Orendels mit Breiden hindern könnte.

Ich weiß nicht, ob, aber ich zweifle, daß die ursprüngliche Sage mit einer feierlichen Hochzeit geschlossen habe, antwortete Haspinger. Orendel zeigt sich ja überall als einen sehr frostigen Liebhaber, so warm auch die Liebe der Jungfrau ihm entgegen tritt. Das könnte nun allerdings in dem alten heidnischen Naturmythus, der der Heldensage zu Grunde liegt, seinen Grund haben.

Nun so theilen Sie uns doch diesen Mythus mit, sagte Irmgard; ich bin wirklich begierig darauf.

Wohlan denn, sagte Haspinger. Sie haben also gesehen, daß man in diesem Gedichte Geschichtliches geschichtlich dargestellt nicht suchen dürfe. Die allgemeinen Verhältnisse in Jerusalem, wo wir Christen und Saracenen friedlich neben einander treffen, und letztere sogar im Dienste des h. Grabes sehen, passen am besten in die Zeit nach der Eroberung durch die Araber bis zum Sturze der arabischen Herschaft durch die Türken. Von einer christlichen Königin von Jerusalem, oder eigentlich nur von der Burg zu Jerusalem, weiß aber auch in dieser Zeit die Geschichte nichts; am wenigsten von einer, die als Tochter Davids, womit doch wohl nur der alte israelitische König gemeint ist, eingeführt wird.

Ganz gleich verhält es sich mit den Tempelherren, deren es vor den Kreuzzügen keine gab, und die nach der Eroberung der Stadt durch Salaheddin in Jerusalem nicht geduldet waren. Ihre zweideutige Stellung jedoch zwischen Christen und Saracenen ist die geschichtlich beglaubigte. Das friedliche Verhältniß zwischen diesen hört aber sogleich auf, sobald Orendel in Jerusalem erscheint; er ist somit gleichsam eine Personification der Idee der Kreuzzüge.

Darum tritt nun ein schonungsloser Vertilgungskampf ein, dessen Ausgang lange zweifelhaft ist und der sich für die Christen nur durch den unmittelbaren Eingriff der h. Jungfrau, der Patronin der Kreuzzüge, günstig gestaltet. Sie selbst bekleidet den Held mit dem grauen Rocke ihres Sohnes und sendet ihm auch die goldenen Schuhe vom Himmel herab. So ist er nicht nur der mitleidlose Vertilger der Saracenen, sondern auch der Beschützer selbst der sich treulos erweisenden Christen, der Tempelherren. Freilich steht nun sein Benehmen gegen die Königin Breide in Widerspruche mit dem ersten Abschnitte des Gedichtes, nach welchem er auszieht sich ein Weib zu erwerben. Das giebt er auf und er lebt nur für den einen Zweck: das h. Grab zu vertheidigen. Die Ehe beider ist nur Scheinehe, keine vollständig vollzogene. Ihr fehlt nicht allein die kirchliche Weihe, die in diesem Gedichte unter anderem Verhältnisse nicht fehlen würde, wenn sie auch sonst im Mittelalter nichts Nothwendiges, vielmehr nur willkürliche Beigabe war; sondern Breide bleibt auch nach wie vor die jungfräuliche Königin, was durch das ganze Gedicht hindurch entschieden betont wird. Das hat nun seinen Grund vielleicht weniger in der kirchlichen Lehre von der Verdienstlichkeit jungfräulichen Lebens als vielmehr in der ursprünglichen Bedeutung der Orendelsage.

In der That, unterbrach den Redenden der junge Graf Huno, daß diese Sage ursprünglich eine ganz andere Bedeutung hatte, das geht nicht nur aus einzelnen Zügen des Gedichtes hervor, sondern auch schon aus den in ihm vorkommenden Eigennamen, die, mit Ausnahme von David und Stephan, sämmtlich wohl deutsch sind, so wenig auch manche deutsches Gepräge zu haben scheinen.

Ganz recht, sagte Baron Wilmar; aber eben darum wird es gut sein, uns diese Namen in das Gedächtniß zurückzurufen; denn ich vermuthe, die Bedeutung derselben wird zur Erkenntniß der Bedeutung der Sage nothwendig sein.

Sie haben es getroffen, Herr Baron, sagte Haspinger, und ich will diese Namen gerne insgesammt wiederholen, wenn ich mich auch erst später auf deren Erklärung einlassen kann. Sie lauten: Achille, Alban, Baligan oder Beligan, Berwin, Breide, Dencian,

Durjan, Eigel, Eise, Elimi, Liberjan, Mentwin, Mersiljan, Orendel, Schiltwin, Schrutan, Sinold, Warmuot und Wolfrat. Diese Namen im Gedächtnisse fest zu halten muß ich Sie schon bitten, denn wir bedürfen ihrer in der That. Die Orendelsage ist nämlich eine Rune, das heißt sinnbildliche Darstellung eines Ereignisses, eine Gestalt, in welcher Naturmythen besonders gern auftreten.

Wollte nicht einer der Herren die Güte haben, die Sache uns durch ein Beispiel zu erläutern, fragte Irmgard.

Gern, meine schöne Base, antwortete freundlich Graf Huno. Im zweiten der altnordischen Lieder von Helgi fragt z. B. Sigrun den aus dem Kampfe kommenden Helgi,

Sigrun:

Wo hast du, Heerfürst, die Hild erwecket,
oder die Güggel genährt von Gunda's Schwestern?
was ist deine Brünne blutbefleckt?
was eßet ihr in den Ringhemden rohe Speise?

Ich bemerke gleich zu Erläuterung: Hild und Gunda sind Walkyrien, ihre Namen bedeuten Kampf. Die Güggel oder Hühner der Gunda sind die Raben und Habichte, die von dem Fleische der Gefallenen sich nähren.

Helgi:

Das that zur Neumondszeit ein Nachsproß der Ylfinge
westlich an den Wogen, wenn dich's zu wissen lüstet,
als ich Bären fieng im Bragawalde
und der Aare Abstamm mit Eisen sättigte.
Nun sagt' ich, Maid, wie die Sache kam,
Wortkluge, wenn dich's zu wissen lüstet;
drum ist meine Brünne blutbefleckt,
drum ward nicht an der Brandung Braten gegeßen.

Er bezeichnet also den stattgehabten Kampf als eine Bärenjagd und Raubvögeltödtung, und das ist ein Bild, eine Rune. Aber Sigrun versteht ihn wohl und antwortet:

Einen Kampf du kündest! der König sollte,
Hunding, im Heerstreit vor Helgi fallen;

es kam zum Schwertkampf, weil ihr Sippen rächtet,
und in Blute badete die blanke Schneide.

Helgi:

Was faselst du, daß Die es seien,
Sinnkluge Maid, die Sippen rächten?
Viele Königskinder sind kampfbegierig
und abgeneigt unserm Stamme.

Hunding und sein Geschlecht ist der Erbfeind der Ylfinge. Mit Hunding war Högni, der Sigrun Vater, verbündet und wohl auch verwandt. Dies ist der Grund, weßhalb Helgi sich der Rune bedient.

Sigrun:

Nicht war fern ich, Volkanführer,
bereit zu vieler Recken Tödtung;
doch schlau nenn' ich Sigmunds Erzeugten,
da er in Kampfrunen den Krieg mir meldet.

Zur Erläuterung der zweiten Zeile ist anzuführen, daß auch Sigrun Walkyrie war, also an Kämpfen sich betheiligte.

Vor den Langschiffen schon erlugt' ich dich,
als du die Kiele zum Kampfe führtest;
nun will der Heerfürst sich hehlen mir,
aber Högnis Kind erkennt ihn wohl!

Ihr Beispiel ist in der That wohlgeeignet, das, was eine Rune hieß, zu erläutern, Herr Graf, und ich kann somit weiter gehn, sagte Haspinger. Bevor ich jedoch den eigentlichen Gehalt der Orendelsage Ihnen vorlege, wollen wir uns doch umsehen, ob wir nicht auch sonstwo noch der Orendelsage begegnen, wenn es auch in anderer Gestalt sein sollte.

Eine andere Sage von Orendel kann ich in der Jüngern Edda nachweisen, sagte Graf Huno. Sie lautet: Als Thôr vom Kampfe mit dem Riesen Hrungnir heimkehrte, trug er noch das Stück der Steinwaffe seines Gegners im Haupte, das im Kampfe da hineingefahren war. Da kommt die Weissagerin Grôa, die Gattin Oerwandils des Kecken, und singt ihre Zaubersprüche über Thôr, bis der Stein im Haupte locker wird. Als Thôr die Erleichterung

fühlt, will er ihr die Heilung durch die frohe Botschaft lohnen, daß er von Norden her über die Eisströme Eliwâgar gewatet sei und im Korbe auf seinem Rücken Oerwandil aus dem Gebiete der Frostriesen getragen habe. Zum Wahrzeichen sagt er ihr, daß eine Zehe desselben aus dem Korbe vorgestanden und erfroren sei, weßhalb er sie abgebrochen, an den Himmel geworfen und daraus den Stern „Oerwandils Zehe" gemacht habe. Es werde nicht lange anstehn, daß Oerwandil heim komme und ihr sich zeige. Hierüber wird Grôa so erfreut, daß sie der Zauberlieder vergißt, und so steckt der Stein noch in Thôrs Haupte.

Schön, Herr Graf, sagte Haspinger. Ihr Aufenthalt in Skandinavien erweiset sich also auch für diese unsere Abende ergiebig. Was Sie uns da vortrugen ist ein anderer Theil des Orendelmythus und eine Rune gleich unserem Gedichte. Thôr ist bekanntlich der den Landbau besonders beschützende Gott, daher der Feind der Riesen, d. h. alles dessen, was diesem hinderlich ist. Der Riese Hrungnir bezeichnet das harte klingende Felsgestein, das allem Landbau widerstrebt. Thôr bekämpft es mit seinen Blitzen und ein davon abgeschlagenes Stück fährt ihm in das Haupt. Die Weissagerin Grôa ist das Wachsthum, deren Gatte Oer-wandil bezeichnet den mit dem Pfeil (ör) Arbeitenden (vanda). Er ist also der Fruchtkeim, der, wenn der Kern aufschwillt, bald mit der Spitze des Halmes, der Aehnlichkeit wegen Pfeil genannt, hervorbrechen und aufschießen wird. Ihn hat Thôr aus der Welt der Frostriesen über die Eisströme Eliwâgar im Korbe getragen, d. h. er hat das keimende Pflanzenleben den Winter über beschützt. Aber der vorschnelle Oerwandil, daher der Kecke geheißen, hat eine Zehe hervorgestreckt und erfroren: der Keim hat sich allzufrüh hervorgewagt und muß es büßen. — Nach Uhland, dem diese ganze ohne Zweifel richtige Deutung der Rune angehört, ist das Stück von Hrungnirs durch Thôr zerschmetterter Steinwaffe, das in seinem Haupte haftet, das Gestein, darauf auch im urbaren Felde Pflug und Karst noch immer stoßen. Grôa, das Wachsthum, bezeichnet hier das Saatgrün, das vergeblich bemüht ist, die Steine des Feldes zu bedecken, Thôrs Wunde zu heilen. Grôa nämlich

bedeutet, als Zeitwort sowohl grünen und wachsen als auch zuwachsen und vernarben. Eine Weissagerin heißt Grôa, weil sie ja die künftige Ernte voraus verkündet.

Die Deutung der alten Mythe habe ich nicht gekannt, sagte Huno; ich danke Ihnen dafür, jetzt ist der Mythus mir erst verständlich, und ich bin nun um so begieriger zu hören, wie Sie die deutsche Rune von Orendel deuten werden, denn jetzt sehe ich, was ich nur vermuthete, daß das deutsche Orendel und das altnordische Oerwandil den Gleichen bezeichnen und wohl gar auch dasselbe Wort sind, wenn auch in etwas verschiedener Form.

Da haben Sie abermals recht, sagte Haspinger; aber wir müssen uns noch weiter umschauen, bevor ich die Deutung der deutschen Rune unternehme. Thun wir das, so finden wir wiederum eine Erzählung von Orendel bei Saxo Grammaticus. Er erzählt im 48. Kapitel des dritten Buches:

Orwendil und sein Bruder Fengi folgen ihrem Vater Geirwandil in der Statthalterschaft von Jütland nach. Der Ruhm, den sich Orwendil als Seeheld erworben hat, weckt die Eifersucht des Königs von Norwegen, Kollir. Er sucht Orwendil auf, um sich mit ihm zu messen. Auf einer Insel im Meere legen die Schiffe beider von verschiedenen Seiten an, wie dieß bei Zweikämpfen üblich war. Die Schönheit der grünenden Ufer lockt die Anführer, die sich belaubenden Gehölze zu durchstreifen, und so begegnen sie einander. Der Zweikampf wird beschlossen, doch verabredet, daß, wer den andern verwunde, ihm zehen Pfund Goldes zur Buße geben solle; der Todte aber solle von dem Sieger ehrenvoll bestattet werden. Der Kampf beginnt und der kühne Orwendil kümmert sich in seiner Hitze nicht um den Schild und faßt sein Schwert mit beiden Händen. Kollir fällt, und dem Vertrage gemäß bestattet ihn Orwendil auf das prächtigste. Dann zieht er gegen die Seekönigin Sêle, Kollirs Schwester, und besiegt auch diese. Heimgekehrt vermählt er sich mit Grôdha, der Tochter des Dänenköniges Rörik, d. i. Nrôdhrik, Roderich. Sie zeugen einen Sohn Amledh (bei Shakespeare Hamleth). Fengi, neidisch auf seines Bruders Orwendils Glück, mordet diesen und heirathet die Wittwe

des Erschlagenen; Amledh aber rächt in der Folgezeit den Mord des Vaters.

Ei, hier bieten Sie uns ja eine vollständige Heldensage gleichwie in unserm deutschen Gedichte, sagte Irmgard, nur ist alles einfacher und durchsichtiger, wie mir scheinen will. Erlauben Sie mir einmal einen Versuch mit Deuten zu machen; gelingt es mir nicht, so mögen Sie meine Vorschnellheit billig auslachen. Aber ich fürchte kaum, daß es mir wie Oerwandil ergehe, der seine Zehe, als er sie vorschnell aus dem Korbe streckte, durch Frost einbüßte. Orwendiln kennen wir bereits, und er bleibt seinem Charakter treu: er kümmert sich hier nichts um den schützenden Schild, wie er sich früher nichts um den schützenden Korb kümmerte. Doch ist ihm jetzt die Zeit günstig, denn dieser sein Kampf fällt in den Frühling, was durch das sich belaubende Gehölz bezeichnet wird. Er mag also die Hülle abstreifen, d. h. hier: den Schild wegwerfen. Auch ist er selbst mehr erstarkt, zum Jüngling geworden, während er früher, als Thôr ihn im Korbe trug, mehr kindlich erscheint. Daß das mythische Kind bereits eine Gattin hat, darf uns nicht irren. Wenn ich nun das deutsche kühl und das englische cold zum Namen seines Gegners, kollir, halte, so erkenne ich in diesem einen Frühlingsfrost, den der Nordhauch erzeugt, d. h. hier der aus Norwegen kommt. Das prächtige Grabmahl, das Orwendil dem erschlagenen Gegner errichtet, wird wohl der dichte Halmenwuchs sein, und die Buße von zehen Pfund Gold zahlt er mit goldenen Körnern. Hätte Kollir gesiegt, so würde er das Grabmal Orwendils aus silberleuchtendem Schnee errichtet, die Buße aber mit blickendem Eise oder weißen Hagelkörnern bezahlt haben. Geirwandil verleugnet nicht die mythische Verwandtschaft zum Sohne: ist Orwendil der Arbeiter mit dem Pfeile, der schmalen Waffe, so ist Geirwandil der Arbeiter mit dem breiteren Speereisen. Grôdha ist wohl nur andere, vollständigere Form für Grôa; Orwendils Gattin trägt also in beiden Quellen den gleichen Namen. Aber weiter wage ich mich in meiner Deutung nicht. Für Orwendils Kampf mit Sêla, Kollirs Schwester, für seine Ermordung durch einen Bruder Fengi und für die Bestrafung des Mörders durch

Orwendils Sohn Amledh bietet mir der Mythus keine Handhabe zur Deutung, und was Shakespeare aus der Rache durch Hamleth gemacht hat, hilft uns hier begreiflich auch nichts.

Ihre Erklärung ist ohne Zweifel richtig, sagte Haspinger. Dafür ist der beste Beweis, daß Sie im Ganzen mit Uhland übereinstimmen, wenn Sie auch in einigen Punkten weiter gehen als der berühmte Forscher. Aber an das, was Sie zu deuten nicht wagen mögen, hat sich auch Uhland nicht gewagt. Aber versuchen wir es dennoch. Betreten wir den gleichen Weg den Uhland gieng, d. h. deuten wir die Sache aus den Namen. Fengi (von fahan, fangan) bedeutet das was man empfängt, also jeden Ertrag, Gewinn; hier also wohl den Ertrag der reifen Aehre, das gereifte Korn. Der grüne Halm (Orwendil) muß austrocknen, absterben, wenn das Korn reif, zum Ertrage (Fengi) wird, also Fengi tödtet Orwendiln. Aber er tödtet ihn nicht mit einer Waffe, selbst nicht bei Shakespeare, sondern durch ein Gift, das sein Mark austrocknet, und das ist bezeichnend. Der Name des Sohnes Orwendils, Amledh, verhält sich zu Amal, Aml, wie häledh zu häle (Held zu Mann). Das altnordische aml bedeutet unausgesetzte, strenge Arbeit, dann Bekümmerniß; Amledh also wohl den streng Arbeitenden, Bekümmerten. Auch bei Shakespeare ist dieß der Hauptzug im Charakter Hamleths, nur daß da die strenge Arbeit eine geistige ist, ein fortwährendes geistiges Ringen. In unserer Rune ist er der eifrig Erntende, die reife Frucht Einsammelnde; er tödtet den Fengi, d. h. er sammelt die reife Frucht ein und enthülset sie.

Ihre Deutung fügt sich wohl und ist streng folgerichtig, sagte Graf Huno; aber vergessen haben Sie noch der Seekönigin Sêla, der Schwester Kollirs, die Orwendil gleichfalls besiegt: wie steht es mit der? Sêla, erwiederte Haspinger, betrachte ich als Nebenform von Seila, wie hêlgi für heilgi steht. Das Verbum sîla, seil, silum, silinn, woher Seila stammt, bedeutet einschneiden, furchen; seila aber bezeichnet das in das Land einschneidende Meer, also eine Bucht, dann aber auch das auf dem Lande in Folge einer Springfluth zurückgebliebene Meerwasser, einen Sumpf. Da dieß nun dem Gedeihen des Saatskorns hinderlich ist, so ist

Seila, Sêla eine Feindin Orwendils; aber sie wird von ihm besiegt. Sie kam mit ihrem Bruder Kollir von Norden herab, d. h. der Nordwind warf die Springfluth auf das Land, wo nun Orwendil mit ihr den Kampf beginnt, in dem er Sieger bleibt.

Da Sie uns die Rune der Edda und die Heldensage bei Saxo so schön erläutert haben, daß wir in Beiden den alten Naturmythus deutlich zu erkennen im Stande sind, sagte Irmgard, so zweifle ich keinen Augenblick, es werde Ihnen auch mit dem deutschen Gedichte das Gleiche gelingen, und ich bin, und wie ich glaube nicht ich allein, nun erst recht begierig auf Ihre Deutung.

Nun wohl, so beginne ich denn, sagte Haspinger; aber ohne Zweifel haben Sie und alle bereits erkannt, daß die deutsche Heldensage keineswegs so einfach ist, wie die bei Saxo. In unserer Sage giebt es zwei Hauptpersonen, nämlich Orendel und Breide, die beide mit ihren Feinden, die freilich gemeinsame Feinde sind, zu kämpfen haben; es werden also wohl auch zwei Mythen vereinigt und verschmolzen sein, wozu noch zwei Stücke kommen, die mit dem Mythus nichts zu schaffen haben, die Legende vom Grauen Rocke zu Anfange, und die Fahrt von Jerusalem nach Trier und zurück nach Akkon. Diese beiden Stücke scheide ich also hier, wo wir es nur mit den alten heidnischen Naturmythen zu thun haben, vollständig aus; alles Uebrige jedoch ist Mythus und fällt mithin unserer Betrachtung jetzt anheim.

Nach der Vorrede zum Heldenbuche ist Orendel der älteste aller Helden. Da die Stelle von unserem Gedichte in einem Punkte abweicht, theile ich sie hier mit. Sie lautet: künig Erendel von Triere der was der êrste helt der ie geborn wart. Der fuor über mer, und dô er ûf daz mer kam, dô hete er gar vil kiele, wanne er was gar ein rîcher künig. Dô giengen im die kiele alsamen under, und ertrunken im al sîn diener, und verlôr grôz guot ûf dem mere, doch kam er mit sîme lîbe ûz. Und kam ein vischer varen und half dem herren ûz, und alsô was er lange bî dem vischer und half im vischen, und hinden nâch kam er gên Jêrusalêm und kam zuo dem heiligen grabe. Dô was sîn frowe eins küniges tohter, diu

was geheizen frowe Brîde und was ouch die schœnste ob allen wîben. Und dâ nâch wart im geholfen vôn andern grôzen herren, und kam wider gên Triere und starb ouch zuo Triere und lît ouch zuo Triere.

Zunächst fällt auf, daß des Grauen Rockes nicht gedacht wird, und dann die Behauptung, daß Erendel zu Trier gestorben und begraben sei, wie er von Trier ausgieng. An Trier war Orendel wohl durch seinen Vater Eigel geknüpft, und dieser wieder durch den Eigelstein, d. i. Eigels Stein. Solche räthselhafte Eigelsteine giebt es in den Rhein- und Moselgegenden. Die Schreibung Eichelstein ist auf Mißverstand beruhendes Verderbniß; ebenso verhält es sich mit der Erklärung des Wortes durch Adlerstein, in Bezug auf die Adler der römischen Legionen.

Betrachten wir nun zunächst die Namen Eigel und Orendel etwas genauer. Was den ersten betrifft, so ist Förstemann geneigt die Formen Agil, Egil, Eigil für nichts weiter als mundartliche Verschiedenheiten zu halten. Wahr ist es, Agil und Egil fallen zusammen und können in Eil zusammengezogen werden. Die Bedeutung dieses Namens ist wohl der Scharfe, Spitze, Schneidende, Stechende, oder auch in übertragener Bedeutung der Schreckliche; Wurzel agan, ôg, scharf, spitz sein; schrecken. Bedenklich aber ist es, die Form Eigil den Formen Agil, Egil gleichzusetzen, d. h. sie als Erweiterung von Eil, der Zusammenziehung von Agil, Egil, anzusehen, schon weil im Altnordischen der Name Egill den Dativ Agli bildet, Eigill aber Eigli. Wir sollten die Grundbedeutung von îgan, eig, igum kennen. Daß es zunächst nicht „Erwerben" war, wie man aus dem abgeleiteten eigan, haben, besitzen, schließen könnte, lehrt schon der Name des Stachelthieres, Igel. Unmöglich wäre es nicht, daß die Wurzeln AG und IG in der Grundbedeutung übereinkämen, nämlich, spitz, scharf, und daß sonach auch die Namen Agil, Eigil in der Bedeutung einander berührten. Eigil geradezu als den Besitzer, den Reichen zu deuten, scheint mir bedenklich, da offenbar die Bedeutung von eigan, besitzen, haben, eine abgeleitete ist.

Nun noch ein Wort über die Nebenform des Namens Eigel

nämlich Eugel, Oeugel, Oygel, die sich gleichfalls findet. Grimm möchte diese aus augia = auwa, ouwa, Aue, erklären und darunter eine kleine Au, ein kleines Stück Fruchtland verstehen, und allerdings könnte das Korn, Orendel, der Sohn der Au, des Fruchtlandes heißen; aber augia, auwa sind weiblich, und so würde sich wohl eine mythische Augila, Eugila als Mutter Orendels rechtfertigen lassen, aber kaum ein Augil, Eugel als Vater. Will man die Formen Eugel Oygel, Oeugel nicht als spätere Verderbniß beseitigen, so kann man sie nur auf auga, Auge zurückführen; Augen aber heißen auch Fruchtkeime, und ein solcher Eugel, ein Fruchtkeim, kann das Korn, den Orendel, erzeugen.

Während dieser Auseinandersetzung hatte das Hoffräulein dem Hauptmann zugeflüstert, ihr doch zu einer Spielparthie auf ihr Zimmer zu folgen; er aber hatte gleich dem olympischen Zeus sein ambrosisches, d. h. wohlduftendes Haupt geschüttelt und ihr erklärt, das Gespräch sei für ihn höchst anziehend und er verheiße sich manchen göttlichen Spaß, wenn er seine Kameraden bei Tische über den gemalenen und gebackenen Befreier Jerusalems unterhalten werde, den zu verzehren sich keiner bedenke. Das Fräulein schleuderte ihm einen verächtlichen Blick zu und gieng auf ihr Zimmer, um, je nachdem es kam, entweder ihre Zofe zu plagen oder sich in den neuesten Roman von Dumas zu vertiefen.

Die andern ließen sich nicht stören und Haspinger fuhr fort:

Wie der Name des Vaters, so hat auch der des Sohnes im Deutschen seine Schwierigkeit. Die altnordische Form Oervandil, Oervendil, würde ein deutsches Aruwantil, Arwantil, Arwentil, Erwentil, Erentil erheischen und dem entspricht der Name des Heldenbuches Erendel. Davon steht nun Orendel ab. Will man beide Formen für gleich annehmen, so kann man an den Namen Horant erinnern, dessen bessere Form Herrant, dem angelsächsischen Heorrenda, altnordischen Hiarrandi entsprechend, lautet. Dagegen spricht nun freilich, daß sich bereits im achten Jahrhundert der Name Aurentil, Oerentil, angelsächsisch Eárendel (nicht aber Earvendel = Oervandil) findet. Das angelsächsische Eárendel bedeutet aber jubar, Sonnenstrahl, und gehört sammt dem deutschen Aurentil, Oerentil

zur Wurzel AUS, sanscrit USCH, leuchten. So redet ein angelsächsisches Gedicht den Heiland an: O du Orendel, der Engel lichtester, auf die Erde den Menschen gesendet, in Wahrheit ein Strahl der Sonne, heller als die Sterne; du alle Zeiten aus dir selbst immer erleuchtest. — Zur gleichen Wurzel gehören das lateinische Aurora = Ausora, aurum, Gold, und das griechische ἠώς = Aurora. Dazu kommt das lithauische auszra, Morgenröthe und auszrinne, jubar, Sonnenstrahl. Andere deutsche Namen, die der Wurzel AUS zufallen, wie Ausila, Aurillan, Auripert, Ausegund, Ausari, Aushild, Aurhild, Ausvald, Aurovêsa, Aurulf; Orilan, Orewin, Orizo, Orgîs, Orrîch, Osold, Orulf u. s. w. kann man bei Förstemann nachsehen. Hienach wird es am gerathensten sein, zwei verschiedene Namen, Arwantil, Erendel, und Aurentil (= Aurwentil), Orendel, anzunehmen, mithin auch zwei ursprünglich verschiedene mythologische Wesen, die aber beide dem Sonnenmythus angehörten und später miteinander vermengt und verschmolzen, zu einer Person vereinigt wurden. Arwentil würde den mit dem Pfeile arbeitenden, den Fruchthalm, Aurwentil den mit dem Lichtstrahl arbeitenden, den Strahl der Sonne bezeichnen; aber Strahl, strâla, bedeutet wiederum Pfeil. Wir werden sehen, daß Orendel im ersten Theile unseres Gedichtes den Fruchthalm, im zweiten den Strahl der Sonne bezeichnet, daß also zwei Mythen im Gedichte verschmolzen sind.

Hätte ich doch nie geahnt, sagte Berta, daß man aus einem Namen so viel heraus deuten könne. Bitte, deuten Sie mir doch schnell einmal meinen Namen und den meiner Freundin da!

Gern, sagte Haspinger. Berta, d. i. Berchta, Berahta bedeutet die Leuchtende und war Name oder Beiname einer deutschen Göttin.

Auch eine Elfin hieß Berta, nämlich Berta mit dem großen Fuße, sagte lächelnd Huno.

Pfui! sagte Berta, meine Füße sind gleich groß, oder richtiger gleich klein; ich muß Sie also bitten mich mit ihrer großfüßigen Berta nicht zu vermengen, da solche Vermengungen, wie wir sahen, leicht sich machen.

Gewiß nicht! sagte Huno. Aber wenn Sie auch den großen Fuß der Elfin ablehnen, werden Sie sich doch vielleicht die leuchtende Schönheit derselben gefallen lassen? Oder haben Sie auch dagegen etwas einzuwenden?

Gehen Sie mir doch, antwortete Berta; ich habe ja nicht Sie, sondern unsern gelehrten Freund da um die Erläuterung unserer Namen gebeten. Also was bedeutet Irmgard.

Nun, sagte Haspinger, soviel als allgemeine Beschützerin.

Den Namen führen Sie mit Recht, sagte Huno; wahrlich, man könnte Sie, wie man Rudolf von Habsburg Aller Welt Schirmherren nannte, Sie Aller Welt Schirmfrau nennen. Einen bezeichnenderen Namen hätte man Ihnen nicht finden können.

Ich bin damit zufrieden, entgegnete Irmgard; aber fahren wir in unserm Mythus fort und lassen wir unsere Namen, besonders da der junge Herr sie nur zu benutzen weiß, um uns Schmeicheleien vorzusagen.

Mutter und Brüder Orendels werden nicht benannt, fuhr Haspinger fort, denn mit ihnen hat unser Mythus nichts zu thun. Der sorgfältig und mit Liebe erzogene Orendel aber empfängt die Ritterwürde am Tage des h. Stephan, am 26. December, d. h. er wird wehrhaft, er erhält seine Waffe, den spitzen Pfeil. Dieß ist nicht die gewöhnliche Zeit zur Ertheilung des Ritterschlages, wozu herkömmlich Pfingsten gewählt ward. Aber der Tag des h. Stephan ist im Mythus bedeutsam. Dieser Heilige vertritt bekanntlich den Frô, Frôho, Fravis, Freyr, der, gleich dem Thôr, Donar, Schutzgott der Fruchtbarkeit, des Getreidebaues war, und dessen großes Opferfest in die letzten Tage des Decembers fiel, worüber man Wolfs Beiträge zur deutschen Mythologie II. 92; den scandinavisch-heidnischen Kalender, December 23—26; das Lexicon mytholog. unter Freyr, S. 361; Grimms deutsche Mythologie I. 190 nachlesen kann.

Wenn der Getreidehalm die Erde mit seiner Spitze durchbrochen hat, strebt er der Sonne entgegen. Das heißt in der Rune: der zum Jüngling erwachsene Orendel zieht gen Osten, um sich dort eine Gattin zu erwerben. Diese Jungfrau trägt den

Namen Breide, alt Brîde, d. i. Brigida, die Leuchtende, Glänzende, vom Stammwort brîgan, brag, brêgum, brigans, leuchten, tönen. Die Form Brigida, Brîda, ist nicht sehr häufig, doch trug den Namen eine Schwester Hermanns III. von Alamannien, Gemahlin Herzog Adelberts von Kärnten. Die gewöhnliche Form Brigitta verhält sich zu Brigida wie Otto, Ottilia zu Odo, Odila. Zum Stamme brigan gehören die angelsächsischen Wörter brëgo, König; bragan, brôg, rauschen; brôga, Schrecken; die altnordischen bragr, Lied, Sitte, König; bragnar, Krieger; bragd, Glanz, Duft. Die keltischen Namen Brigantes, Brigantobriges etc. will ich nicht herbeiziehen, obwohl deutsche und keltische Sprache manche Wörter gemeinsam haben und St. Brigitta selbst dem keltischen Volke angehörte.

Der Tag der h. Brigida ist der 1. Februar, fällt also in eine Zeit, da die Sonne wieder öfter am Himmel glänzet. Der h. Brigida († 508 oder 521) ward zu Kyldare in Schottland gleich wie der Vesta in Rom, ein ewiges Feuer unterhalten, welches ein geflochtener Zaun umgab, dem kein Mann nahen durfte. Nur mit Bälgen, nicht mit dem Munde, durfte das Feuer angeblasen werden (Grimms deutsche Mythologie, S. 578). Canisius führt in seinem Thesaur. Eccless. I. 414 eine Menge Mirakel der h. Brigida an. Die prächtigen Rinderweiden zu Kyldare heißen Brigidenweiden und sind ihr geweiht; kein Pflug darf da gehen. Dort weidet selbst der wilde Eber zahm mit ihrer Heerde. Sümpfe werden durch ihren Beistand ausgetrocknet, wegbar, überbrückt. Den bei ihr übernachtenden Reisenden zu Liebe schlachtet sie ihr Lieblingskalb, und weil es eben an Brennholz fehlt, nimmt sie das Gerüste ihres Webstuhls und kocht damit das Fleisch. Des Morgens springt ihr Kalb gesund herum und der Webstuhl steht ganz da. Kommt sie Abends mit nassem Kleide von der Schafweide heim, so hängt sie das Gewand noch an einen Sonnenstrahl, um es zu trocknen. Blindgeborenen giebt sie das Augenlicht. Die von ihr gedungenen Schnitter haben regenlosen Erntetag, mag es auch rings herum so starke Regengüsse geben, daß die Bäche austreten. Als sie, Nonne geworden, am hölzernen Altare sich niederwirft, schlägt

dieser in Laub und Aeste aus u. s. w. Alles dieß deutet unleugbar auf mythischen Gehalt der Brigida hin, und noch jetzt findet in Skandinavien am 1. und 2. Februar Feuerverehrung statt, Êldborgs skâl, Feuerbewahrungsbecher, genannt.

Aber dem Streben Orendels nach der Sonnenjungfrau treten feindliche Mächte hindernd entgegen. Als er sich nach Osten wendet, wo das Haus der leuchtenden Jungfrau steht, bringt ihm das Wasser Gefahr. Das Lebermeer hält ihn fest, und durch einen Wind, den Maria sendet, befreit, leidet er Schiffbruch. An das Land geworfen und jeder Hülle beraubt, gräbt er sich in den Sand, auf daß ihn, wie es heißt, die Vögel nicht fressen. So verborgen harret er drei Tage lang, ehe er sich wieder hervorwagt. — Hier liegt der Sinn der Rune offen zu Tage. Frost und Kälte hemmen das Wachsthum des durchgebrochnen Halmes, bis die Frühlingswinde den Frost brechen. Das Verweilen Orendels im Lebermeer entspricht also dem Aufenthalte Oerwandils im Reiche der Frostriesen, aus deren Banden ihn Thôr befreit. Aber die Frühlingswinde brechen nicht nur Frostes Bande, sie bringen auch häufigen Regen mit, welcher das Saatkorn von der schützenden Erddecke entblößt, so daß es in die Gefahr kommt, eine Beute der Vögel zu werden. Auch kann, zumal am Strande des Meeres, an den Ufern der Flüsse, an Berghalden das aus der Erde gespülte Saatkorn mit Sand und Geröll in Folge der Frühlingsregen, der Springfluthen und der Stürme bedeckt werden, wodurch es zwar den Vögeln entgeht, aber doch verkommen muß, wenn nicht eine rettende Macht sich seiner annimmt. Es entspricht also dieser Theil unseres Gedichtes dem Kampfe Orwendils gegen Sêla, d. h. die Ueberschwemmung, nachdem er den Frühlingsfrost, den Kollir, zu besiegen so glücklich war, wie Saxo erzählt. — Die Hülfe, deren das Saatkorn nach der Versandung bedarf, wird ihm jedoch. Eise, der Fischer, nimmt Orendeln in den rettenden Kahn auf, gerade wie in der Edda Thôr Oerwandiln in dem schirmenden Korbe über die Ströme Eliwâgar trägt. Dieser Eise, alt Iso, hat nun im Gedichte etwas Riesenhaftes an sich, worin er ebenfalls dem Thôr ähnelt, und ich will nicht übergehen, daß einer der Anses = Asen

des Jornandes den Namen Isarna, der Eiserne, trägt. Das konnte nun recht wohl Donar, Thôr sein, dem die Edda Jarnglôfar, Eisenhandschuhe, oder Jarngreipar, Eisenfinger, beilegt. Beide Namen, Iso und Isarna, gehören unter die gleiche Wurzel, nämlich Is; beide, Eis und Eisen, scheinen vom leuchtenden Glanze genannt. Es giebt eine Menge mit einfachem Is und abgeleitetem Isal, Isan, Isar, Isarn gebildeter Personennamen, die man bei Förstemann findet. Auch Flußnamen werden aus dem Stamme Is gebildet, wie Isaha, Eisach, Isana, Eisen, Isara, Isar, entweder wegen der Helle des Wassers oder der Schnelle des Laufes; vgl. das altnordische is, Bewegung, Aufruhr; isja, vorwärtsstürzen. Der Fischer Eise tritt, soviel ich weiß, nur noch in dem kürzeren Gedichte vom h. Oswald auf, und zwar ebenfalls hülfreich, wie im Orendel; denn als Oswalds Rabe den Ring, den ihm Jungfrau Spange für Oswald gegeben hat, in das Meer fallen läßt, fängt Eise den Fisch, der den verschluckten Ring in seinem Magen trägt. Aber trotz Eises Hülffertigkeit und seiner Riesenhaftigkeit (er ist zwischen den Augbraun zweier Spannen breit), darf man Thôr und Eise nicht für den gleichen Gott halten, denn Thôr hat nie etwas mit Schiff und Seefahrt zu thun, wohl aber Frô, Freyr, der im Besitz des besten Schiffes ist, das ihm Zwerge, die Söhne Ivaldi's, fertigten. Schon oben sahen wir Orendel und Frô (St. Stephan) in Verbindung. Wie es nun neben Freyr eine Freyja, neben Frô eine Frouwa gab, so gab es auch in Deutschland neben dem Iso eine Isâ oder Isî, und von der weiblichen Gottheit haben sich mehr Nachrichten erhalten, ihre Verehrung scheint verbreiteter gewesen zu sein, wie auch im Norden Freyja den Freyr überwiegt, und die deutsche Nërthus den altnordischen Niördhr übertrifft, lauter Gottheiten der Fruchtbarkeit und des Getreidebaues. Die älteste Nachricht von der Isâ oder Isî giebt uns Tacitus im 9. Kapitel der Germania. „Ein Theil der Swewen, sagt er, verehret auch die Isis. Ueber den Grund und den Ursprung des fremden Cultes habe ich wenig erfahren; aber das Zeichen, welches die Gestalt einer Liburna (eines Schiffes) hat, lehrt, die Verehrung stamme aus der Fremde." Was die Einführung des Cultes aus

der Fremde betrifft, so irrt darin allerdings Tacitus. Daß er irrte, das bewirkte die scheinbare Uebereinstimmung der Namen Isâ, Isî und Isis, und das beigegebene Schiff, welches ihn fast nothwendig an das navigium Isidis gemahnen mußte, welches in feierlichem Zuge je am 5. März zu Rom der ägyptischen Göttin dargebracht ward. Schon das Vorkommen des männlichen Iso neben der weiblichen Isâ oder Isî in Deutschland beweiset, daß diese Gottheiten nicht fremde waren.

Eine zweite Nachricht, die zugleich zeigt, daß nicht einzig nur Swewen, sondern auch Franken von dieser Isa und ihrem Schiffe wußten, wie auch, daß sich die äußere Feier bis in sehr späte Zeit erhalten hatte, giebt uns Rodulfi chronicon abbatiae S. Trudonis (St. Tron zwischen Lüttich und Löwen) im eilften Buche. Hier wird mit großer Mißbilligung erzählt, denn die Geistlichkeit roch das Heidnische des Volksfestes, daß um das Jahr 1133 in einem Walde bei Inda (in Ripuarien) mit Erlaubniß der weltlichen Obrigkeit ein Schiff gezimmert, unten mit Rädern versehen und durch vorgespannte Menschen zuerst nach Achen, dann nach Mastricht (wo Mastbaum und Segel hinzukam), hierauf nach Tungern, Looz und so weiter im Lande herumgezogen ward, überall unter großem Zulaufe und Geleite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelgesang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm feierlich entgegen giengen. Die sehr weitläufige und sehr gehässige Schilderung des Mönches findet man in Grimms deutscher Mythologie S. 237 bis 241. Aber gerade die Gehässigkeit der Geistlichen giebt dem Vorfalle erst seine volle Bedeutung; aber vergebens trachteten sie das Fest als ein heidnisches zu hintertreiben. Die weltliche Obrigkeit schützte den erlaubten Umzug, und es stand bei den einzelnen Städten, dem heranfahrenden Schiffe Einlaß zu gewähren oder zu versagen; schimpflich aber war es in der Meinung des Volkes, es nicht weiter gefördert zu haben. Wahrscheinlich lebten unter dem Volke jener Gegend damals noch Erinnerungen an einen uralten heidnischen Cultus, der Jahrhunderte lang zwar eingeschränkt aber

nicht völlig ausgerottet werden konnte. Es war das Schiff der alten Göttin, welches den Menschen Friede und Fruchtbarkeit zuführte.

Daß auch anderwärts in Deutschland zur Zeit des beginnenden Frühjahrs Schiffe umhergezogen wurden, namentlich in Schwaben, dem Sitze der alten Swewen, lehrt ein Ulmer Rathsprotokoll vom 5. December 1530, welches sagt: „Es soll sich Niemann mehr weder Tags noch Nachts verbutzen, verkleiden noch Fastnachtkleider anziehen, auch sich des Herumfahrens des Pfluges und mit den Schiffen enthalten, bei Strafe eines Gulden. Das Herumfahren des Pfluges und Schiffes, die hier verbunden erscheinen, mögen auf derselben altheidnischen Idee beruhen, die sich seit Verdrängung der Götter nur in unverständlichen Volksgebräuchen forterhielt und sich allmälich verflüchtigen mußte: auf der Sichtbarwerdung einer wohlthätigen gütigen Gottheit unter den Menschen, die sich ihr allenthalben mit Freudenbezeugungen nahten, wann im Lenz die Erde wieder weich geworden und das Eis von den Strömen gelöst war, daß Ackerbau und Schifffahrt neu beginnen konnten. Hie und da wurden die unverheiratheten Mädchen gezwungen den Pflug zu ziehen, was andeutet, daß die herumziehende Göttin dem Bande der Liebe und Ehe hold war und Versäumnisse strafte."

Der erste, der den Namen der Göttin wieder nennt, ist Aventin (um 1522), der sagt, daß Frau Eise nach ihres Vaters Herkules Tode mit ihrem Schiffe durch alle Länder gezogen und zu dem deutschen Könige Schwab gekommen sei; da habe sie ihn gelehrt: Eisen schmieden, Getreide säen, mähen, malen, kneten, backen, Flachs und Hanf bauen, nähen und weben; das Volk habe sie für eine heilige Frau gehalten. Aus Tacitus kann Aventin nicht geschöpft haben, schon weil er den Vater der Isa Herkules nennt. Auch Jean le Maire de Belges, der seine Illustrations de Gaulle 1512 vollendete und sagt: „au temps duquel (Hercules Allemannus) la deesse Isis, royne d'Egypte, veint en Allemaigne et montra au rude peuple l'usaige de mouldre la farine et faire du pain," kann nicht seine Quelle sein.

Endlich gedenkt auch Fischart in der Geschichtklitterung 30 b „der amazonischen Augspurger japetisch Frau Eisen," und Henisch

giebt S. 293 an, daß auf dem Berlach, Berleich, einem Hügel mitten in Augsburg, früher ein hölzerner Tempel der Isis gestanden haben soll. Freilich wird in älteren Quellen (sie sind in Grimms deutscher Mythologie I. 269—276 benutzt) diese Augsburger Göttin Zîsâ, Cisâ, Cizâ genannt, nach welcher die Stadt selbst Zizaris, Zisaris, Cisara (= Cisae ara, Altar, Tempel der Cisa) geheißen haben soll, und der Hügel Zisenberg, wonach deutlich diese Göttin zum Gotte Ziu gerückt würde; wozu noch kommt, daß der dritte Wochentag mittelniederländisch Disendach, d. i. Tisendach, süddeutsch Zinstag, d. i. Zisentag, heißt neben Ziestag, Ziewestag nach dem Gotte Ziu. Aber wenn auch Fischarts und Henisches Beziehung der Zisâ auf die Isâ falsch wäre, — und warum sollte es nicht neben der Isâ auch eine Zisâ haben geben können? — man sieht doch, daß die Isâ noch in der Erinnerung haftete. Die taciteische Isis allein hätte man schwerlich in eine Frau Eise umgewandelt. Wie dem auch sei, die Göttin Isâ wird durch den Gott Iso, und dieser durch jene beglaubigt, gerade wie sich Ziu und Zisa, Freyr und Freyja, Nerthus und Niördhr gegenseitig beglaubigen.

Wie sonderbar! sagte Irmgard. Gestern erhalte ich mit anderen neuen Büchern des Dr. Vonbun's Beiträge zur deutschen Mythologie aus Churrhätien, und das erste, worauf ich beim Durchblättern stoße, ist ein Bündner Kinderspruch, der den Namen der alten Göttin, und zwar in Verbindung mit dem Brotbacken enthält. Hören Sie nur, er lautet:

Isa, Bîsa dupfitê,
tipfel tapfel tannawê,
engelsbrôt kindesnôt,
zinkanôt täglis brôt,
zi pfanna duss!

Oder in anderer Fassung:

Engele Bengele dupeltê,
Zipfa zapfa tannawê,
anisbrôt gimmers nôt,
zi pfanna duss!

Es sind dieß sogenannte Abzählsprüche bei einem Kinderspiele, Stûhawîble nach der Hauptperson genannt. Kinder schließen einen Kreis und halten die Hände aneinander, dann wird unter Hersagung des obigen Spruches abgezählt. Das Kind, auf welches das Wort „duss“ (da aus, hinaus) fällt, tritt aus und das Zählen beginnt aufs neue. Das zuletzt übrig bleibende Kind heißt das Stûhawîble (Schleierweiblein) und erhält nun einen Besen und einen Stecken in die Hände. Mit dem Stocke zeichnet es ein Viereck in den Sand, den Garten, und theilt diesen zierlich in Beete ab. Dann wendet es sich zur Kinderschaar und sagt: „Geht, holt mir Samen zum Säen!“ Die Kinder bringen jedes eine Hand voll Sand: „da gelbe Rüben! da Petersil! da Kolraben!“ u. s. w. „Nun so säet mir die Beete meines Gartens an! sagt das Stûhawîble, ich lege mich indeß schlafen.“ Während nun das Schleierweiblein auf der Erde schlummert, zerstören die Kinder die Beete des Gartens und rufen dann: „Stûhawîble stand ûf, es hôt Ova Mreia (Ave Maria) glüt!“ Das Stûhawîble fährt auf und jagt den fliehenden Kindern nach mit Stock und Besen. Das Gefangene ist das neue Stûhawîble.

Richtig deutet Vonbun das weißgeschleierte Weiblein mit dem Zauberstabe in der Hand, womit es den Garten absteckt, auf eine mütterliche Göttin, welche die Oberaufsicht über den Feldbau und die Geschäfte der Hausfrau, als Flachsbau, Spinnen, Gärtnerei führte und denkt dabei an Holda oder Berchta. Als Wohnung des Stûhawîbles gilt der Kirchthurm, wie in dem bekannten Nornenspruche, der in der Schweiz fast überall und zwar mit Abweichungen vorkommt, eine in das Glockenhaus geht, um die heilig Sunna herauszulassen, die also auch die Nacht über daselbst schläft, z. B.:

Rîta rîta rössli
Z Walastadt â schlôssli,
Z Chur-dôm â guldis hûs,
es luegen drî frauen ûs:
êne spinnit sîda,
êne schnätzet krîda,
êne gôt îs gloggehûs,
lôt die heilig Sunna-n-ûs.

Das ist allerdings ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Mutter Isa, gerade da wir von ihr handeln, sich aufs neue zu offenbaren die Güte hat, sagte Haspinger, indem er das ihm dargereichte Buch annahm. Und sie kommt nicht allein, sie bringt eine Frau Bîsa mit, ohne Zweifel die romanische la bise, den tobenden, wüthenden Nord- oder Nordostwind, der zu ihr, der Freundlichen, den Gegensatz bildet, wie der Bengel zum Engel des andern Spruches. Doch könnte auch Frau Isa selbst Bîsa genannt sein, da die alten Götter zu Unholden wurden. Das altnordische bîsa bedeutet: mit großer aber rauher Kraft sich äußern; in Bünden braucht man bîsa vom Toben und Wüthen der Kühe, wenn sie vom Bîsewurm, eine Gattung Bremse, gestochen werden. Wie neben Isâ ein Iso auftritt, so findet zu Bîsa sich auch der Mannsnamen Bîso. So hieß ein Bischof zu Paderborn im neunten Jahrhundert. Auch bei dem Gothen Jornandes findet sich ein Bîso, freilich mit der Variante Urso. Bekannter ist der mythische Thüringer König Bisinus nebst seiner Gemahlin Basina im fünften Jahrhundert. Auch heut noch kommt der Name Beise, Bêse vor, und Eisele nebst seinem Begleiter Beisele, wer sollte die nicht kennen? In gimmers nôt könnte ein Gibimâres nôt stecken, die Noth des Anisbrot austheilenden Freigebigen, der nicht genug geben kann, wie im andern Spruche mit anderer Wendung das Engelsbrôt kindes nôt heißt. Der Aargauer Spruch beut, wie ich sehe statt aenisbrôt, was auch Großvaters (aeni) Brot bedeuten könnte, Agathebrôt, Brot der h. Agatha, welches vom Priester am Agathentage geweihet ward, und gegen Feuer helfen soll. Die Weihformel lautet: Domine, benedice et sanctifica hos panes, fructus, cereos, aquam, vinum, oleum et caetera hîc posita in honorem beatae Agathae virginis et martyris tuae deportata et concede per intercessionem ejusdem virginis et martyris, ut, ubicunque contra ignem comburentem missa vel posita fuerint, illico ignis evanescat et penitus exstinguatur. Hierauf gestützt erklärt Vonbun gimmers nôt durch „in der nôt, Noth als Feuersnoth fassend; aber aus î der nôt, in der nôt wäre nie gimmers nôt geworden.

Soll an Feuer gedacht werden, so muß man wohl glimmers nôt lesen."

Aus dupeltê, dupfitê weiß ich nicht viel zu machen, dupel, düppel, dupfel ist sonst der herumgestoßene Tölpel, Töffel. Heidnische Götter werden, wenn man ihre Namen nennt, durch ein Beiwort gern gescholten. Zipfa zapfa stehe, wie das mir unverständliche tipfel tapfel in Laut und Ablaut, wie das gewöhnlich ist. Tannawê wird wohl Tannenwedel sein, d. h. Tannenzweige, die zum Backen abgebrochen (zipfen, zapfen, zupfen) werden sollen. Zinkanôt ist mir unverständlich, wenn nicht das tägliche Brot die Noth der Zinken, Zacken, Aeste genannt sein soll. Die pfanna ist die Pfanne, in der das Brot gebacken wird.

Der Spruch ist in der That höchst merkwürdig und kommt uns zu sehr gelegener Zeit; er hätte zu keiner bessern kommen können. Er ist eine neue Bestätigung der alten Göttin Isâ, und zwar wieder bei einem Volke swewischer Abstammung.

Wenn nun Iso und Isâ mit allgemein bekannten Gottheiten vereinigt werden sollen, so geschieht dieß am füglichsten mit Freyr, Frô, und Freyja, Frouwa, oder, wenn man auf des Iso wohnen am Meere und sein Gewerbe als Fischer ein besonderes Gewicht legen will, mit Niördhr und Nerthus. Dem Freyr und dem Niördhr wird vorzugsweise Weisheit zugestanden, und der wîse, weise, ist stehende Bezeichnung des Isô. Dem Freyr wie dem Iso kommt das Schiff zu, und wie die Isâ so giebt sich auch die Freyja als Brotbäckerin zu erkennen in ihrem Beinamen Syr, der mit syr, seyri, sori, Hefe, zusammenhängt. Wenn der Freyja nicht das Schiff, sondern der mit Katzen bespannte Wagen, der Isâ aber gleich dem Iso das Schiff beigelegt wird, so ist das nicht von Belang; denn Schiff und Wagen können einander vertreten. — Ueber die Wohnung Isos an der Cluse, Klause, weiß ich nichts zu sagen. Klause ist Bergpaß, im Gedichte könnten die Dardanellen gemeint sein. Mit Isan, Isin, Isen zusammengesetzte Ortsnamen giebt es genug; aber es ist schwer zu entscheiden, ob man in diesen Formen den Genitiv von Iso oder das Hauptwort Isan, Eisen, zu erkennen hat. Als genitivische Zusammensetzungen möchte ich ansehen: Isanhûs,

Isinach, Isenawa, Isanbach (neben Isinbach), Isinburg, Isandal, Isendîc, Isinvurta, Isanheim, Isenleiba, Isneida (= Isinheida). Ob freilich diese Ortsnamen auf den alten Gott Bezug haben, oder nur auf irgend einen Mann, der Iso hieß, das ist wieder eine andere Frage. Einen mit Isûn, den Genitiv von Isâ zusammengesetzten Ortsnamen kenne ich nicht.

Hier ist nun auch auf den Grauen Rock einzutreten, den Eise in dem Magen des von Orendel gefangenen Wales findet, und den er später dem Helden um die dreißig Schillinge verkauft, die Maria selbst ihm, daß er ihn kaufe, vom Himmel herabsendet. Gehört dieser Graue Rock schon zum alten Naturmythus, oder ward er erst herbeigezogen, als der Mythus in Heldensage übergieng, und Orendel der Kämpfer für das h. Grab ward? Wäre dieß der Fall, so könnte ich, da ich es nur mit dem Mythus hier zu thun habe, den Grauen Rock ruhig und unbesprochen in der Kirche zu Trier liegen lassen; anders jedoch verhält es sich, wenn bereits der mythische Orendel im Besitz eines solchen Rockes war: dann wäre es nur als neue Fassung zu bezeichnen, daß dieser Graue Rock eben der Rock Christi gewesen sei. Aber diese schützende Hülle scheint mir nothwendig zum Orendelmythus zu gehören und die das Saatkorn schützende und ihm die Kraft zum Widerstande gewährende Erde zu bezeichnen. Da Maria auch sonst häufig die Göttin des Getreidebaues und aller Fruchtbarkeit, die Freyja, vertritt, so kann das auch recht wohl hier der Fall sein.

So bekleidet nahet sich Orendel dem h. Grabe und der Burg zu Jerusalem, dem Hause der leuchtenden Jungfrau, d. h. das mit Erde bedeckte Saatkorn treibt seinen Halm nach oben. Aber er hat noch Feinde zu besiegen, bevor er der Sonnenjungfrau sich nahen kann, die nicht nur die schönste aller Frauen heißt, sondern auch Weisheit besitzt, denn die Sonne sieht ja Alles. Die ersten Gegner, mit denen Orendel zu thun bekommt, sind Scrudan und Mercian, Saracenenfürsten, und schon deßhalb Orendels Gegner. Aber sie bewerben sich zugleich auch um die Hand der Breide, suchen also die Sonnenjungfrau in ihre Gewalt zu bringen, und sind mithin auch dieser feindlich. Riesen und Zwerge stellen den Göttinnen

nach, aber sie finden dabei immer ihren Untergang. Scrudan und Mercian sind auch sonst in der Sage bekannt. Schrutan erscheint in den Nibelungen und im Biterolf als Etzels Dienstmann, im Rosengarten als ein vierarmiger Riese, der nie den Christen, d. h. den Menschen, hold war, und dem Preußen dient. Ein Mercian von Babylon wird von Wolfdietrich bei Jerusalem besiegt, und dieser fällt wohl mit unserem zusammen. Scrudan von skriudan skraud, skrudum, schneiden, wovon auch skrôtan, schroten, herkommt, bedeutet den Schneidenden, Zermalmenden, passende Bezeichnung des Hagels. Allein die Benennung schwankt im Gedichte, der Mann wird auch Scudan, Sudan genannt. Zu Scudan lassen sich die altnordischen Wörter skaud, skud, skioda halten, welche sämmtlich Hülle, Sack von Fell, bedeuten, und somit wäre Scudan die dichte, die Sonne verhüllende Gewitterwolke. Sudan, wenn der Name nicht reine Verderbniß ist, wäre auf siodan, saud, sudum, zurückzuführen, welches unser sieden ist. Noch jetzt wird vom aufsteigenden Gewitter sieden, kochen und brauen gebraucht. Wir haben also, mögen wir einen Namen wählen, welchen wir wollen, unter dem Träger desselben eine der Saat Verderben drohende und zugleich die Sonne einhüllende Gewitterwolke zu erkennen.

Da Mercian als Scrudans Bruder auftritt, wird er auch das Gleiche bedeuten. Zur Erklärung dient der alte Name des Schwarzwaldes, silva marciana, was eben nur Schwarzwald ausdrückt, und das altnordische Adjectiv myrkr, finster, dunkel. Mercian ist nicht so feindlich gegen Orendel wie Schrutan, wenigstens nicht gleich zu Anfange; er zeigt sich vielmehr ihm hülfreich: die Wolke kann ja das Saatfeld gegen die Strahlen der Sonne auch beschützen und das Gedeihen fördernden Regen geben, d. h. hier Mercian übergiebt sein schwarzes Roß dem Orendel nebst Schild und Speer, er rüstet ihn aus zum Kampfe. Darum wird auch er nicht getödtet, sondern entlassen.

Die Mannhaftigkeit Orendels erregt die Theilnahme der Breide und sie sendet einen Boten an ihn, der ihn ihrer Huld versichert. Dieser Bote heißt Schildwin, Freund des Schildes; der Sonne

aber wird in der Edda ein leuchtender Schild beigelegt, der den Namen Svalinn trägt. Nur unter Dietrichs Helden kommt einmal noch ein Schildwin vor, der mit unserem Helden jedoch nur den Namen gemein hat. Der Sinn ist klar: das Saatkorn, das trotz aller Hindernisse höher empor gewachsen ist, wird von der Sonne erblickt, und sie sieht es freundlich an.

Nun folgt Orendels Kampf mit dem von den Tempelherren, den ungetreuen Dienern der Breide, herbeigerufenen Riesen Mentwin oder Metwin und mit zwölf ungenannten Heidenkönigen, von denen sechs erschlagen, sechs in die Flucht gejagt werden. Mentwin reitet statt eines Rosses einen Elephanten und sein Thier und seine Rüstung wird Beute der fahrenden Leute, die Alles vertrinken. Ich kann in der ganzen Erzählung nichts Mythisches entdecken. Der Name Mendwin, Freund der Freude, oder Metwin, d. i. Mathwin, Freund des Ruhmes führt zu nichts. Das Ganze scheint nur willkürliche Erfindung des Dichters, wozu auch die Komik der Darstellung stimmt. Wir müßten den Sonnenmythus vollständiger kennen, als es der Fall ist, um die Tempelherren und ihren Riesen mythologisch zu deuten. Wir wissen aber nichts von einem treulosen Hausgesinde der Sonne.

Besser gelingt die Deutung des nun folgenden Kampfes mit den aus wüsten Ascalon herankommenden Riesen Liberjan und Baligan, Beligan. Liberjan scheint mir zu liberen zu gehören, dessen Bedeutung wir früher beim Lebermeer kennen lernten. Liberjan ist demzufolge das verstockende dick, sumpfig werdende Gewässer, das auf das Saatfeld durch heftigen Regen, den Kampf mit Schrutan, auf die Saat gekommen ist; Orendels Kampf mit Liberjan entspricht also Orwendils Kampfe mit der Sêla, Seila, der Schwester Kollirs. Sîla drückt, gleich liberen, auch congelascere, gerinnen, aus. In Caspars v. d. Rhön Drachenkämpfen kommt ein Lieberdein, Liebertein von Palner, auch der Paldener, der Prahler, Lärmer geheißen, vor. Ob dieser mit dem Riesen Liberjan etwas gemein hat, weiß ich nicht. Der Baligan, Beligan ist dem Riesen der Edda Beli, Genitiv Belja, dessen Name „Brüller" bedeutet, mithin den brüllenden Sturm bezeichnet, gleich

zu setzen. Den Beli tödtet nach der Edda Freyr, und zwar mit einem Hirschgeweih, also zur Zeit, da der Hirsch das Geweih abwirft, welches auch die Zeit der großen Frühlingsstürme ist. Ein Baligan, Beligan, Belian mit dem Zusatz von Libya tritt auch im Biterolf als heidnischer König auf. In unserm Gedichte erscheint er zweimal: als König von wüsten Babylon und von wüsten Ascalon.

Hier ein Wort über die Bildung der Namen mit an, ian. Sie giebt ihnen ein fremdes, lateinisches Aussehen, ist aber doch gut deutsch. In unserem Gedichte ist sie häufig; es bietet Alban, Beligan, Dencian, Durjan, Liberjan, Mersiljan und Schrudan oder Schudan. Die heutige Sprache kennt nur die Wörter Dummrian, Kläffrian, Schlendrian, Stolprian, Wildrian, sämmtlich persönlich in tadelndem Sinne. An Jan = Johann ist kaum zu denken; gleichwohl kann man mit gleichem Sinne sagen Dummerhans, Kläfferhans u. s. w. Das i gehört in ihnen dem zu Grunde liegenden Verbum an. Dummern, kläffern, schlendern, stolpern, wildern setzen ein Dumbarjan, Klaffarjan, Schlendirjan, Wildarjan, Stolparjan voraus. Die frühere Zeit kannte auch ein Ruffian, Baldrian, Raufbold, schamloser Bettler, und wohl noch andere. Die alte Sprache hatte neben a auch i und u vor dem n; so findet sich neben Alban auch Albin und Albuni. Der Unterschied in der Bedeutung entgeht uns jetzt. Auch wurden nicht bloß Personennamen mit an, in, un gebildet. Jetzt sind alle drei in en abgeschwächt îsan, bechin, sibun werden zu eisen, becken, sieben.

Im Laufe der Zeit ist das Korn völlig herangewachsen, trotz allen feindlichen Mächten, und nähert sich nun der Reife. Darum giebt sich Orendel der Breide nun zu erkennen und sie wünscht sich Glück, ihm treu beigestanden zu haben. Ihr ist die Frucht voraus angekündigt worden, und sie hat bereits den Halm in ihr Gold gekleidet, dem Orendel die goldene Krone aufgesetzt und ihm den goldgestickten Mantel angezogen; da erscheint jetzt Eise, um auch seinen Antheil an der Ernte zu empfangen für seinen Schutz und seinen Beistand. Die Ernte ist wieder in einem Bilde dargestellt: Orendel wird mit einer Zange gefaßt, über die Burgmauer gezogen und in einen tiefen Kerker geworfen, wovor ihn

Eise nicht beschützen kann. Die Aufbewahrungsorte des Getreides waren aber in der alten Zeit trichterartige Erdgruben, hier als tiefer Kerker bezeichnet. Die Sonne (Breide) macht sich auf, das ihr entschwundene Getreide aufzusuchen; aber sie kann nicht in die tiefe Grube eindringen. Da tritt der Zwerg Alban, schon durch seinen Namen als Elfe, Alb, Zwerg bezeichnet, als Vermittler auf, aber seinem Wesen nach falsch und untreu. Er verlangt dafür, daß er ihr Orendel zeige, sie selbst zum Lohne, gleich dem Riesen, der nach der Edda die Burg der Götter befestigt zum Lohne die Freyja, Sonne und Mond fordert, oder ein anderer, der Thôrs Hammer neun Klafter tief unter die Erde geborgen hat, für die Herausgabe die Freyja verlangt, d. h. die eine Schutzgottheit des Landbaues gegen die andre; denn Thôr ohne seinen Hammer vermag nichts gegen die Riesen.

Aber die Zeit, da die Sonne vom Himmel verschwindet, ist noch nicht da, und so kann auch Alban Breiden nicht im Kerker unter der Erde festhalten, sondern muß sie wieder entlassen. Auch das Korn bleibt nicht in seinem Aufbewahrungsorte liegen, sondern es wird wieder heraufgeholt, an die Sonne gebracht, oder Orendel wird befreiet. Hier, meine ich, schließt der erste Mythus. Ueber die Burg Westmâl, wo Orendel in Haft gebracht wird, weiß ich etwa beizubringen, nicht zwar, wo im Oriente sie liegt; denn ich habe schon gesagt, daß alle Karten und geographische Handbücher da im Stiche lassen; — wohl aber, wo wir ein Westmal finden können. Ortsnamen mit schließendem mâl kommen hauptsächlich in Belgien und in den Niederlanden vor und, entsprechend dem latinisirten mallus, Ort des Gerichtes, findet sich neben mâl auch malle. In der Provinz Antwerpen liegt nicht nur ein Westmalle, sondern auch ein Ostmalle. Es scheinen dieß alte Gerichtsstätten, nach ihrer östlichen oder westlichen Lage näher bestimmt. In derselben Gegend fanden sich im achten und neunten Jahrhundert die Ortschaften Furtmala, Harimala, Littemala und Wactarmala. Begreifen wir nun auch nicht, warum der Ort, wo das geerntete Getreide in der Erdgrube bewahrt wird, Westmâl, westliche Gerichtsstätte, genannt wird (von dem Orte, wo die Sonne in

Gefangenschaft geräth, ließe sich der Name leichter begreifen): so werden wir doch vielleicht hiedurch auf die Gegend geführt, wo unser Mythus entstanden ist. Sie fällt zusammen mit der Gegend, wo das im Walde zu Inden erbaute Schiff auf Rädern herumgeführt ward.

Die folgenden Kämpfe Orendels mit Durjan und Elimi gehören kaum zum Mythus, wie schon die komische Einleitung derselben andeutet. Sie sind ein Zusatz des Fahrenden. Die Namen Durjan und Elimi gehören zu den schwierigsten, was ihre Deutung betrifft. Zu Durjan gehört Turbald, Turgîs, Turholt, Turing, die in anderer Mundart D statt T haben; aber die Deutung wird anstehen, bis der Name der Ermunduren gedeutet sein wird. Zu Elimî darf man das altnordische Eylimi nicht halten, denn dieser Name würde ein deutsches Awalimo, Aulimo fordern, kein Elimî. Der alte Druck hat immer Elein, die Handschrift Elimi und Elime; statt Durjan hat die Handschrift bald Surjan (Syrer) bald, mit Verwechselung, Dencian. Auch Duicjan findet sich.

Der nun folgende Abschnitt, der Zug nach Trier und die Rückfahrt bis zur Ankunft in Akkon gehört gleichfalls nicht zum Mythus. Er ist leer an Handlung und sein einziger Zweck ist die Hinüberführung des grauen Rockes nach Trier. Auch die Namen Mersiljan, Stephan Berwin und Warmuot (mit der Variante Wermut, Warmunt, Wermunt) geben nicht zu mythologischer Deutung Anlaß. Wenn aber mythologischer Bezug da sein sollte, so könnte es nur der sein, daß nach der Herbst-Tag- und Nachtgleiche die Sonne ihre östliche Bahn mehr und mehr verläßt und sich nach Westen wendet, aber mit dem Frühling in ihre östliche Burg zurückkehrt. Aber zwischen den beiden Zeitpunkten liegt der Winter, da die Sonne am Himmel fast nie sichtbar ist, wo sie in des Winters Banden liegt. Wolfrat (Var. Wolfhart) und Daniel fangen die Breide und überliefern sie dem Könige Sinold (Var. Meinold, Mirolt), der zu Muntewal (Var. Müntwol) hinter wüsten Babylon sitzt. Sinold, d. i. Sinwald, bezeichnet den über Alles Herschenden, den Winter. Auch seine andern Namen sind gut. Meinold, d. i. Meginwald, bedeutet der gewaltig Waltende, Mirold aber,

je nachdem man Mêrold oder Merold annimmt, den mit Ruhm Waltenden oder den das Meer Beherschenden. Aus dem Namen seiner Burg Muntewal, der fast französisch scheint, weiß ich nichts zu machen; er scheint verderbt zu sein; oder sollte das deutsche mundi, Mündung, darin stecken? Fast scheint die Form Müntwol darauf hinzudeuten. Auch das wal, wol ist vielleicht aus wald, wold, entstellt. Mundiwald wäre Wald an der Mündung eines Stromes, und der Name gebildet wie der vorkommende Mundiveld. Als Sinolds Diener treten auf Daniel, den wir bereits kennen als Dienstmann der Könige von Babylon, und Wolfrat oder Wolfhart. Der letzte hat sich auch während der Abwesenheit der Breide in den Besitz ihrer Burg, des Sonnenhauses, gesetzt. Man wird durch seinen Namen an den die Sonne verfolgenden Wolf erinnert. Ein anderer seiner Diener heißt Princian, ein Name, der nicht mehr und nicht minder als Quäler, Henker bedeutet, in welcher Eigenschaft er auch auftritt. Man vergleiche das altnordische prinsa, cruciatus, flabellum. Wichtiger jedoch als dieser Prinsjan ist ein anderer Dienstmann Sinolds, dem vorzüglich die Bewachung der Burg übertragen ist, und der Achille (in D. auch im Nom. Achillen) heißt. Er ist weiß wie der Schnee und die Stränge seines Haares sind so lang, daß er sie um seinen Helm windet. Er ist die dichte Schneehülle, die die Burg des Winters schützt und schirmt. Sein Name scheint durch Erinnerung an den hellenischen Helden verderbt zu sein. Zu seiner Erklärung verweise ich auf das altnordische acka, iacka, sich anhäufen, und auf iökull, Eiszapfen. Graff verzeichnet ein achulôn, aber leider ohne Bedeutung; ich meine, diese wird gleichfalls „anhäufen" sein. Aus diesem achulôn könnte ein Name Achulo, Achilo abgeleitet worden sein, worauf mich die Namen Achilmund, Echila, Echelin führen, die nichts mit Agilmund, Egila, Egilin zu thun haben, wie Förstemann wähnt. Achille stand früher in Diensten des Vaters der Breide, der ihn vertrieb. Natürlich, der Vater hat die Eigenschaft der Tochter, die Sonne aber vertreibt den Schnee. Aber Achille steht auch in Verwandtschaft mit Eise; ebenfalls richtig, denn der Schnee schützt nicht nur die Burg des Winters treu, er schützt

ebenso treu das Saatkorn in der Erde vor dem Frost. Er kann also ebenso wohl zu König Sinold, dem Winter, als zu Eisen, dem Gott der Fruchtbarkeit und des Landbaues in Verhältniß stehen, was auch dadurch angezeigt wird, daß sich Eise den Sohn seiner Schwester Else (Var. Elisabeth) nennt. Elisabeth wird allerdings in Else verkürzt; aber daneben giebt es auch einen deutschen Namen Elisâ, Alisâ, der zum männlichen Aliso, Eliso gehört, und der in den Zusammensetzungen Elispert, Elisdrût, Alisgêr, Elisheid, Elishard, Elismôd, Alisswinth ebenfalls erscheint. Noch mehr: neben Aliso, Alisa, giebt es auch ein Iliso, Ilisâ oder Ilso, Ilsâ, und auch hier treffen wir Zusammensetzungen, z. B. Ilsung, Ilisdatis, Ilsoard ꝛc. Die Schwester Else wird ebenso gut deutsch sein wie ihr Bruder Achilo. Stammwort wird alan, ôl, ôlum, alans nähren sein, und Alisa wird die Ernährerin bedeuten, während Ilisa die Eilende ausdrücken mag.

Sie haben alles schön und gut uns erklärt, werther Freund, sagte jetzt Irmgard. Aber wie Orendel, den wir doch als das Saatkorn kennen gelernt haben, die Sonne aus ihrer Haft befreien kann, und doch befreit Orendel die Breide, das begreife ich nicht, und nie werden Sie mich überreden, daß dieß auch nur möglich sei. Ich bin mit Ihnen völlig einverstanden, antwortete Haspinger. Orendel das Saatkorn kann die Sonne nicht der Haft entledigen, wohl aber Orendel der Lichtstrahl. Im zweiten Mythus ist nicht Orendel = Aruwendil, sondern Orendel = Aurwendil anzusetzen. Es sind eben zwei mythologische Wesen zu einem verschmolzen worden, weil sich die Namen beider so nahe berühren, daß der Unterschied nur in der Länge oder Kürze des anlautenden O besteht. Hätte man streng zwischen Arwendil, Erendil und Aurwendil, Orendel geschieden, was man im Heidenthum ohne Zweifel that, so wäre die Verschmelzung beider Personen zu einer nicht möglich gewesen, und die Vereinigung dieser Mythen hätte nicht stattfinden können.

Jetzt bin ich befriedigt, sagte Irmgard; denn wenn die Sonne ihren Lichtstrahl wieder erhält, dessen sie eben im Winter entbehrt, so muß ihr freilich Schnee und Eis weichen. Der Lichtstrahl Orendil der kann allerdings die Haft der Sonne lösen.

Aber nicht früher, als die Zeit dazu da ist, nahm Leodegar das Wort. Und das ist im Gedicht ebenfalls schön ausgedrückt. Orendel schläft die ganze Zeit über im Thurme Sinolds, bis Gott ihn wecken läßt, und so verschläft er den ganzen Kampf, welchen das von Eise geführte Heer, das er aber jetzt, gleichfalls in Sinolds Banden, nicht selbst leiten kann, gegen Sinold und seine Helfer besteht. Unter diesen Kriegern Eise's haben wir wohl die lauen Frühlingswinde zu verstehen, die Maria durch ihre Turteltaube zum Kampfe gegen Sinold und die Seinen entbietet. Statt der Taube war im Mythus wohl ein anderer Vogel genannt, ich meine der Adler, denn dieser herscht über die Winde und bringt sie durch das Bewegen seiner Schwingen hervor, wie die Edda lehrt.

Ich wüßte nicht, lieber Freund, was ich zu Ihrer Erklärung hinzusetzen sollte, sagte Haspinger. Daß Sinold sich nicht unterwerfen kann, sondern den Tod erleiden muß, versteht sich von selbst; er müßte, wenn er sich unterwürfe, seine Natur ändern, und das wäre ebenfalls seine Vernichtung. Wenn er durch Eisen erschlagen wird und nicht durch Orendel, so hat dieß seinen Grund darin, daß die Feindschaft zwischen Eisen, dem Beschirmer der Fruchtbarkeit, und Sinold, dem eisigen Winter, eine heftigere ist als zwischen dem Lichtstrahl der Sonne und dem ebenfalls im Schnee leuchtenden Winter.

Nachdem der Winter überwunden ist kann die Sonne nichts mehr hindern, ihre östliche Burg wieder zu beziehen und den Wolf, der davon während des Winters Besitz genommen hatte, zu vernichten. Dieß geschieht mit Hülfe Dencians (var. Duicjan, Durjan), den wir schon früher als den Bannerträger der Breide kennen lernten. Nach seiner Stellung zwischen Breiden und Wolfrat ist er ein Wesen ähnlich wie Achille; ein Wesen, das im Sommer in Dienste der Sonne, im Winter im Dienste des Wolfes steht. Darum hieß er auch früher im Gedichte ein Heide, der sich habe taufen lassen. Seinen Namen vermag ich nicht zu deuten. Ich halte dazu den Namen Danzo, Tanzo, den Förstemann mit Dando, Tando, Tanto, Dendi, Dendeo, Denda, und dem Volksnamen Danduti zusammenstellt. Die Bedeutung der Wurzel Dand entgeht uns.

Die Nebenform Duician ist wohl aus Durjan verderbt. Hätte man bei Dencian anlautendes th anzunehmen, so käme man auf thindan, thand, thundum, tumere, tumescere, wozu Thundo, Thunzo, Thunzâ gehören. Dencian, Denzian könnte den Anschwellenden, Aufschwellenden bedeuten. Der im Frühling anschwellende Strom bricht das Eis des Winters. Etwas der Art mag im Namen Dencian liegen.

Der Schluß des Gedichtes, wonach Orendel, Breide, Eise und Achille in das Kloster gehn und nach einem halben Jahre selig sterben, gehört begreiflich nicht zum heidnischen Mythus. Somit sind wir mit der Betrachtung dieses merkwürdigen Gedichtes und mit unserer heutigen Sitzung zu Ende.

Lange hat sie gedauert, unsere Sitzung, sagte Irmgard; das ist wahr, denn die Thurmuhr wird wohl bald die Stunde der Mitternacht schlagen; aber gelangweilt hat sie uns nicht, im Gegentheil uns des Stoffes vielleicht nur zu viel geboten. Merkwürdig bleibt es immerhin, wie man auf den Gedanken im zwölften Jahrhunderte kommen konnte, aus diesem alten Mythus ein befreites Jerusalem zu machen. Die Idee der Kreuzzüge muß damals wirklich Aller Gemüther erfüllt haben, sonst wäre dieß gewiß keinem Menschen eingefallen. Aber warum man nicht wirklich ein befreites Jerusalem mit Benutzung der geschichtlichen Ereignisse und Personen damals dichtete, das wundert mich. Ein solches Gedicht müßte damals doch sicher Anklang und Beifall gefunden haben.

Vielleicht und vielleicht auch nicht, sagte der alte Graf. Aber wenn es geschehen wäre, so würde es durch einen ritterlichen oder geistlichen Dichter, nicht durch einen Fahrenden geschehen sein. Uebrigens dachte man in jener Zeit nicht daran, Ereignisse der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit episch zu behandeln. Man wählte immer entfernter liegende Vorfälle, welche schon zur Sage geworden waren. Dazu fehlte den Dichtern meist die Kunst, ein Ereigniß episch zu gestalten, wenn dieß nicht bereits der Mund des Volkes gethan hatte. Ein befreites Jerusalem würde also eine ziemlich trockene, chronikartige Erzählung geworden sein, deren Nichtvorhandensein wir eben nicht sehr zu bedauern haben.

Sechster Abend.

Der heutige Abend, nahm Haspinger das Wort, als alle an ihrer Stelle saßen, wird uns, wie ich hoffe, nicht so lange an den Tisch hier fesseln, als es der gestrige that. Das Gedicht vom Langobardenkönig Rother gehört der Heldensage an und hat nichts mit der Mythologie zu thun. Geschichtliche Bezüge darf man freilich auch hier nicht suchen, obgleich es einen geschichtlichen Langobardenkönig dieses Namens gab; das ergiebt sich schon daraus, daß die Braut, die er sich erwirbt, eine Tochter Constantins des Großen ist. Das Gedicht gehört zu denen, die man nicht uneben als „Lieder der Brautfahrt" bezeichnet hat; denn den Gegenstand derselben bildet eben die Erwerbung einer Braut gegen den Willen ihres Vaters. Auch den Orendel könnte man dazu rechnen, weil die widerwilligen Dienstleute der Breide die Stelle des widerwilligen Vaters einnehmen. Die Gedichte, die eine solche Brautfahrt erzählen, sind aber außer Rother das Lied von Oswald und Spange, gedichtet im zwölften, überarbeitet im vierzehnten Jahrhundert, und Ortnides Meerfahrt aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Auch die Befreiung der Grimhild vom Trachenstein durch Siegfried kann man hieher rechnen.

König Rother, das schönste Gedicht dieser Art, ward im zwölften Jahrhundert von einem Fahrenden gedichtet und ist in einer Handschrift aus derselben Zeit erhalten, die freilich den Strophenbau durch Einschaltungen und Zusätze zerstört hat. Seine Strophe ist die sechszeilige, die Sie im Liede von Adelger bereits

kennen lernten. Ich gebe Ihnen, wie beim Orendel, einen genügenden Auszug in Prosa und nur einzelne Theile in strophischer Gestalt. So hören Sie denn:

I.

Am westlichen Meere saß der König Rother in der Stadt Bari. Da lebte er mit großen Ehren, denn andere Herren dienten ihm. Zweiundsiebenzig biderbe und tapfere Könige waren ihm unterthan; er war der hehrste Mann, der zu Rom je die Krone empfieng. Dem König Rother gebrach nichts, außer daß er ohne Frau war. Das beklagten die Grafen an seinem Hofe. Es däuchte sie billig, daß ein Fürst, dem so mancher wohlgeborne Mann unterthan wäre, ein Weib nähme, das ihm zur Frau geziemte. Wie sollten sie ohne Frau ihr Erbe bauen, und wem sollten sie, stürbe er ohne Erben, die Krone zu Rom dann geben? Da sprach der König: „Ich fürchte, ob ich eines Königes Tochter freie und es übel ausgehe, daß er es an mir räche. Gern hätte ich ein wohlgebornes Weib.“ Da hatte er einen Grafen, der half ihm mit List zu großen Ehren. So diente er seinem Herren, kam aber dadurch seit in große Noth. Liupold hieß der gute Held. Er war an Rothers Hofe mit großem Fleiße erzogen worden. Er war sein Dienstmann und Mag, und an ihm stund all sein Rath; er war der treueste Mann, den je ein römischer König hatte.

Die theuren Volkdegen traten zusammen, die weisen Altherren; sie pflegten großer Ehren und guter Zucht unter sich; sie nannten ihm ein wohlgebornes Mägdlein. Liupold sprach zuerst: „Ich weiß östlich überm See eine hehre Königstochter, dort in Constantinopel, in der berühmten Stadt. Ihr Vater heißet Constantin. Schön ist seine Tochter: sie leuchtet unter den Edlen wie ein Gestirn vom Himmel; sie leuchtet vor andern Weibern, wie das Gold von der Seide. Sie möchte ihres Adels wegen wohl einem Könige gegeziemen; doch mühlich steht es um sie, das weiß Gott: denn nie warb ein Mann um sie, der nicht das Leben verloren hätte.“ Als der König diesen Rath vernahm, begann er mit dem Markgrafen Hermann es zu besprechen, wer der Bote sein möchte, der

ihm das schöne Mägdlein erwürbe. „Liupold thut es, sagte der Markgraf; der ist dir vom Herzen hold und weiß auch, wie es um das Weib steht. Da besandte ihn Rother schnell, und als er in das Gemach trat, ward er wohl empfangen. Hermann räumte ihm den Stuhl, wie ihn der König thun hieß. Als Liupold saß, sprach der König: „Ich habe durch große Noth nach dir gesandt, guter Held, daß du mir werbest um das Mägdlein, die so wunderschön sei. Nun hilf mir nach meiner Ehre. Die Herren sprechen, könne ich dich mit Minne dazu bringen, du seiest der beste dazu; Held, du sollst es durch deine Frommheit thun.“ „Du darfst mich nicht mahnen, sagte Liupold; deine Ehren sind mir so lieb, daß ich dir die Botschaft werbe um das schöne Weib, oder ich verliere mein Leben. Nun heiß dir elf reiche Grafen gewinnen, die du mit deinen Ehren aus diesen Landen wohl senden mögest: der zwölfte bin ich selbst.“ Elf Grafen schwuren ihm, sie führen ihm um die Maid. Sie waren ihm alle hold; das bewirkte das Gold und das Silber, das er ihnen königlich gab. Sie warben gern des Herren Botschaft.

II.

Die Schiffe waren ausgerüstet. Vom Gestade wollte der gute Held, der dem Könige sehr lieb war, denn er war ihm stets getreu. Der König hieß ihn noch harren und bat, daß man ihm seine Harfe her trüge. Ein Zeichen ersann er sich, das er seitdem in Anwendung brachte. Er hieß die Herren alle oben auf das Schiff stehn; einen Leich spielte er ihnen vor, den sie seitdem wohl erkannten.[1] Da sprach der gute Herr: „Kommet ihr in Noth, wo ihr immer meinen Leich vernehmet, da sollt ihr mein gewiß sein.“ Des freute sich mancher Held, der seitdem in große Noth kam. — Ihren Ruf sie erhuben, als sie vom Gestade abstießen. Hei! wie die Segel rauschten, da sie auf den Wellen schwammen! Die Herren floßen in das Meer, am Strande aber stund der

[1] Leich ist ein Gedicht aus zweitheiligen Strophen von verschiedenem Bau, während das Lied dreitheilige Strophen von gleichem Bau hat.

König Rother. So fuhren die hehren Boten hin in das Land der Griechen: da stießen sie ihre Kiele in das fremde Land. Alle waren ritterlich gekleidet.

Als sie gelandet hatten, bat Liupold einen Kaufmann, eine Weile zu dem Schiffe zu gehn, bis sie vom Hofe wieder kämen; dafür wollte er ihn wohl belohnen. Er gab ihm einen Mantel. „Drei Tage und drei Nächte hüte ich dir, sprach der Kaufmann, wohin du auch reiten oder gehn magst. Du hast mir königlich gegeben, ich will deines Schiffes treu pflegen."

Die Herren kleideten sich so, daß nie einem Könige so schöne Boten kamen. Ihre Mäntel waren wohl mit Jachanten besetzt. Drachen aus leuchtendem Golde, Hirsche und Hinden, mancherhand Wunder trugen die guten Helden an ihrem Gewande. — Da kam dem Könige die Kunde, auf dem Hofe wäre eine löbliche Ritterschaft. Hei! wie viel waren da der Gaffer, die den Frauen sagten, welch Gewand die Gäste hätten! „Steh auf, Herr Constantin, sprach da die Königin; empfangen wir die Gäste! Gern wüßte ich, woher sie kamen; ihr Gewand ist sehr seltsam. Wer sie auch her in unser Land gesendet habe, er ist ein stattlicher Mann, wenn ich anders mich darauf verstehe. Mich dünket gut, Herr, daß wir diese Boten ehren." In den Hof gieng der König; die Helden empfieng er wohl. Auch die gute Königin hieß alle willkommen sein und neigte sich ihnen sittiglich. Liupold sprach zu dem Könige: „Nun erlaube mir die Botschaft, darum ich her in dieses Land gesandt bin, daß ich dir sage, guter Herr, was dir ein sehr mächtiger König entbot." „Das sei dir erlaubt, antwortete Constantin, um deines Herren willen. Nun wirb, was du wollest. Du bist ein weidlicher Mann, du sollst gern meinen Urlaub haben." Da sprach abermals Liupold; Rothern war er hold: „Nun vernimm mich, König Constantin: Mein Herr begehrt deiner Tochter; er heißet Rother und sitzt westwärts über Meer. Er wünscht deine Tochter zu haben und ist ein stattlicher Mann. Will das Gott vom Himmel, daß sie zusammen kommen, so gewann wahrlich nie ein Weib bessere Wonne mit einem Manne." Düster sprach da Constantin, zornig war sein Muth: „Wäre es

meine Sitte, daß ich sie einem Manne gäbe, so möchte ich sie wohl mit Ehren deinem Herrn senden. Das aber weiß Gott der mächtige, du thätest weislich, wenn du deine Werbung zurücknähmest: anders siehest du den Tag nie mehr. Nie warb um sie ein Mann, der nicht sein Haupt verloren hätte.“ So hieß er denn die edelen Boten in den Kerker thun. Darin lagen sie manchen Tag, so daß ihrer keiner die Sonne sah noch den leuchtenden Mond. Keine Freude hatten sie da, nur Frost und Nässe, Hunger und Noth. Fast wären sie umgekommen. Die daheim genug hatten, die labten sich mit dem Wasser. Da beweinte mancher Mann seinen schönen Leib. Groß war der Kummer ihres Herzens. Sie hatten keinen Trost, daß sie je gesund heim zu Lande kämen.

Das ist mir ein sauberer Constantin, der denen, die um seine Tochter werben, den Kopf abschlagen läßt, sagte jetzt Berta, als Haspinger seinen Vortrag unterbrach. Wenn einem solchen Vater die Tochter fortläuft, so kann ich ihn nicht beklagen.

Ei, sagte lächelnd Leodegar, ich dächte vielmehr, die Jungfrauen sollten insgesammt wünschen, daß diese Sitte allgemein eingeführt würde. Dann brauchte es doch Muth, um eine zu werben, und die dennoch dann erworben ward, kann sich mit Recht darauf etwas einbilden. Sie weiß sicher, daß sie Werth hat und wirklich geliebt wird.

Das wohl, sagte Irmgard; ich fürchte nur, daß unter solchen Wagnissen wenige unserer jungen Herren als Bewerber auftreten dürften.

Da irrest du dich, liebe Irmgard, sagte Huno. Die einzige Folge würde nur sein, daß die Mädchen mit List oder Gewalt entführt würden, und die Väter zum bösen Spiele dann gute Miene machen müßten.

Die Sage hat hier, wie oft, die Erinnerung an alte Sitte bewahrt, aber, eben weil es später nicht mehr Sitte war, das volle Verständniß davon verloren oder die Sache absichtlich geändert, sagte der alte Graf. Die Jungfrau ward in den ältesten

Zeiten von dem Vater oder dem Vormunde gekauft, oder mit anderen Worten, das Mundium über das Mädchen, das dem Vater zukam, mußte diesem abgekauft werden; denn durch die Heirath gieng das Mädchen in das Mundium des Gatten über. So sagt ein altes angelsächsisches Sprichwort:

König soll mit Kaufgeld die Königin kaufen,
mit Bechern und Baugen.

Man gab nämlich auch Goldbecher und Goldringe als Gegengabe für das Mädchen, oder auch Vieh, da Geld selten war. Ein anderer gleichalter Spruch warnet:

Maid nicht soll mit Zauberei
ihren Freund suchen, wenn sie im Volke gedeihen will,
und daß sie ein Mann mit Ringen kaufe.

Aber wie das Mädchen gekauft werden mußte, so durfte es doch nicht wider seinen Willen verkauft werden. So sagt ein friesisches Gesetz: „Es ist Recht, daß ein Vater seine Tochter keinem Manne zu geben hat ohne ihren Willen, weil sie über nichts Gewalt hat, außer über ihre Glieder. Und wenn er sie ohne ihren Willen giebt, und ihr im Unwillen mißgeschieht, so hat er es zu büßen, als ob er sie mit seiner Hand erschlagen hätte." Nicht minder wird auch der gestraft, der eine Jungfrau wider ihren Willen entführt, wenn sie nicht nachträglich ihre Einwilligung giebt. Darüber lautet ein friesisches Gesetz: „Wenn ein Mann ein Weib mit Gewalt nimmt, und man das klagt, so hat man ihr zu folgen mit dem Richter zu dem Hause, da sie innen ist. Und der Fron soll hier fragen, wie sie dahin gekommen sei, ihres Willens oder Unwillens? Wie sie dann auch spricht, so soll sie in des Frones Gewahrsam sein drei Nächte, wegen der Gewalt, ob der man klagt. Des dritten Tages hat sie der Fron vor Gericht zu bringen und zwei Stäbe zu setzen, daß sie ihren Willen offenbare. Bei dem einen Stabe stehen ihre Magen, und bei dem anderen ihr Mann. Wenn sie zu dem Manne geht, so brauche sie des Mannes mit Willen, weil sie über ihre Glieder Gewalt hat. Wenn sie zu den Magen geht, so soll der Mann sie zweifach gelten (das zweifache Wehrgeld zahlen), und Brand und Bruch gelten (weil sonst das

Haus des Entführers gebrochen und verbrannt ward), und achtzig Pfund den Herren und den Leuten geben." — Und König Knut von Engelland verfügt: „Und nicht nöthige man weder Weib noch Jungfrau zu dem, der ihr selbst mißfalle."

Unter diesen Bedingungen können wir uns das Gekauftwerden allenfalls gefallen lassen, sagte Berta, und nun verstehe ich auch die Sage: in ihr wird das Recht des Vaters, Kaufgeld zu verlangen, gesteigert zur unberechtigten Verweigerung der Jungfrau.

Und das kam vor, sagte Haspinger. So mußte Armin die Thusnelde entführen, weil Vater Segest sie weigerte, und Hetele entführt die Hilde, weil deren Vater Hagene sie keinem geben will, der schwächer als er sei. Doch ich kann nun, denke ich, fortfahren.

III.

Nun war es Jahr und Tag, daß die Helden in dem Kerker lagen unter großer Qual; auch Rother harrte auf sie daheim. Sehr er trauerte um die guten Boten; er rang seine Hände und sann hin und her, wie er erführe, wo seine Boten lägen. Traurig saß er auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, daß er zu keinem Menschen sprach; daran nur dachte er immer, wie er dahin kommen möchte.

Da hieß er vor sich gehn Berchthern den alten Mann; sieben der Boten waren seine Söhne: der legte es auch nicht nieder. „Du sollst mir rathen, Berchther, wie wir am besten über Meer kommen! Hat der König Constantin meine Boten enthauptet, so will ich nimmermehr die römische Erde bewohnen, bevor er mit seinem Leben gebüßt hat. Wie traurig hat er mich gemacht!" Da sprach Berchther der alte Mann — er war ein Graf von Meran —: „Ich hatte eilf herliche Söhne, der zwölfte war Helferich: den sandtest du über die Elbe, Herr, mit großem Heere. Dahin fuhr er Heerfahrt; in manchem harten Sturme quälte er die Heiden, die ohne Glauben lebten. In Gottes Dienste ward er erschlagen: den mögen wir nie genug beklagen. Nun sind ihrer sieben[1] an

[1] Später werden nur zwei der Boten, nämlich Liupold und Erwin, als Berchthers Söhne genannt.

dieser Fahrt: o weh, daß ich unglücklicher Mann je geboren ward! Wie viel Kinder habe ich verloren! Liupold und Erwin waren meine ältesten Söhne. Wenn ich der fünf andern geschweige, die zwei kann ich nie genug beklagen. Rother, mein lieber Herr, das soll mein Rath sein, daß wir Heerfahrt fahren und Ungarn und Griechen tödten."

Da sprach der getreue Mann: „Des Rathes sollst du Dank haben. Längst schon hörte ich es sagen, der Recke thäte Unrecht, wenn er guten Rath nicht annähme. Nun will ich auf den Hof gehn; wir wollen es allen den Herren sagen, wie es ihnen gefällt, und uns alle bedenken; daran thun wir recht." „Und wenn du auch nicht so verständig wärest, wollte ich dir doch folgen, sprach der alte Mann, denn das Leid ist halb mein. Nun sammle, Herr, deine Mannen, ich will darüber sehr gern ihren Rath hören."

Da die Herren die bittere Kunde vernahmen, da hörte man manchen wackern Mann mannhaft sprechen. Gern halfen sie ihrem Herren seine Ehre behaupten. Nur ein alter Herzog war an Rothers Hofe, der rieth, man sollte davon abstehn; aber der Vater half den Kindern. „Wie durftest du zaghafter Mann an diesen Rath gehn?" sprach er und schlug ihn mit der Faust, daß ihm das Blut aus dem Halse schoß und er drei Nächte lag, daß er weder hörte noch sah. Da sprach ein Mann Berchthers, er hätte ihm ganz recht gethan. Der Herzog hatte den Schaden, die Herren aber giengen mit dem Rathe vor den König. „Wir haben eines Dinges gedacht, sprachen sie, das wohl vollbracht werden mag. Der Heerfahrt ist ein Theil zu viel. Ob du uns folgen willst, du magst dich am besten bewahren, wenn du in Reckenweise über Meer fährest. Denn suchen wir die Griechen mit Heer, darauf kannst du dich verlassen, sie thun uns viel zu Leide. Und lebt der Boten noch einer, so werden sie ihn tödten. Nun führe Gold und Schatz, dessen eine große Menge in deiner Kammer beisammen liegt. Daran bist du reich, o König, nun vertheile ihn königlich. Damit steht deine Ehre aufrecht. Wir mögen keinen bessern Rath finden. Folgst du ihm nicht, so kommst du nimmer über Meer.

Da sprach der mächtige König: „Ihr habt gut gerathen, ich

will euch gern folgen. Was mich je betrübte, das war euch leid: das ist die volle Wahrheit. Seit es mir nun so nahe liegt und es mir an die Noth geht: ich habe fürwahr großen Schatz: nun müsse Der Gottes Haß gewinnen, wo immer er sei, der daran jemals spare!"

IV.

Boten sandte er da weit umher in dem Lande und entbot ihnen allen gleich, wer da reich werden wollte, daß er zu Hofe käme, der da zu Rom sein sollte. Er bedürfte ihrer zu einem Dinge, das er ohne gute Knechte nicht vollbringen möchte. Einen Brief sandte er zu einem unbekannten Lande. Daselbst saß der Riese Asprian, der niemals sonst zu Hofe kam. Auf den Aufruf hin erhub er sich und führte mit sich riesenhafte Männer, die alle furchtbare Stangen trugen. Weithin erscholl des Königes Aufgebot. Die Herren begannen zu reiten. Mann für Mann kleidete sich, daß er schön zu Hofe käme. Da sah man zwölf wunderbare Männer in dem Staube gehn, die mochte kein Roß tragen. Alle däuchten sie seltsam und so wurden sie angestaunt. Diese brachte der Riese Asprian. Die Riesen trugen lichte Helme und weiße Brünnen, die mit Fleiß gearbeitet waren, und Schwerter zu den Stangen. Lang waren ihre Geiseln. Was die Riemen derselben sein sollten, das waren eiserne Ketten. Große Knöpfe hiengen daran. Die sie sahen, die nahm es Wunder, was mit ihnen geschehen sollte. Die Zwölf waren Mannen Asprians. Einer war so furchtbar, daß man ihn wohl in Hut haben mußte; denn wer seinen Zorn erregte, der hatte sofort sein Leben verloren. Er gieng gebunden wie ein Leu und war der kühnsten einer, den je Mutter gebar, wenn man ihn von der Kette ließ. Widolt hieß der gute Held. Aus dem fernen Riesenlande kam er einst aus Tapferkeit. Mit Drohung und mit Freundlichkeit überwand ihn Asprian, daß der Kühne sein Mann ward.

Als Berchther die Riesen ansah, sprach er: „Hier sehe ich theure Knechte, die wohl es wagen zu fechten. Sie sind zum Kampf gerüstet: uns kommt zu Fuß eine herliche Schaar! Nun

führe, König Rother, diese Zwölf über Meer; so wagt kein Mann uns mit seinem Volke zu bestehn, wenn er nicht sein Leben verlieren will, mögen sie auch am Hofe ungelegen sein!"

Wohl empfieng der mächtige König die Riesen und manchen frommen Mann, der zu seinem Hofe kam. Allen klagte der gute Held seine Noth. „Ihr theuren Helden, sprach er, ich muß aus dem Lande in eines Recken Weise fahren. Wer soll mir mein Land beschützen? Ich fürchte, der König Constantin habe meine Boten enthauptet." Die Herren traten zum Kreise zusammen und beredeten unter sich, Berchther sollte König sein, bis er heim käme; denn der pfläge der Krone wohl. Da sprach der alte Herzog: „Ich mag nicht Hofrichter hier sein; befehlet ihr mir das Land, so wird es beraubt und verbrannt. Wählt euch einen andern Mann, ich will nach meinen Söhnen fahren. Bittet Amelgeren, der geboren ist von Tengelingen, der mag wohl Herr sein." Da befahlen sie ihm die Krone und das Gericht zu Rom.

Rother nahm da zu sich die zwölf löblichen Riesen; die unter der Volksmenge hervorragenden Männer huben sich da zusammen. Schatzes nahm man die Menge und trug ihn zu den Schiffen. Auf Wagen führten sie aus des Königes Kammer mancherhand Schmuck. Der König hieß da einen Mann gewinnen, der gut Geschmeide schlagen konnte: das führte er alles über das Wasser. Bis zum jüngsten Tage kommt kein Mann mehr auf die Welt, der solche Wunder vollbringen kann. — Da waren des Königes Schiffe schnell ausgerüstet. Seine Harfe nahm er zu sich und hieß das Volk hinein gehn. Vom Gestade stießen sie ab und zogen die Segelriemen an. Sie fuhren gen Constantinopel, der berühmten Stadt, über den breiten See. Der König erdachte eine List und sprach zu ihnen allen: „Wir kommen in ein fremdes Land! Ich bitte euch alle, heißet mich Dietrich, so weiß kein fremder Mann, was mein Gewerbe sei." Des schwuren sie ihm Eide und sie hielten sie wohl.

Als die kühnen Recken zu dem Gestade kamen, da flohen die Bürger von dem Strande hinweg; manchem ward so Angst, daß er des andern nicht wartete. Sie hießen den schrecklichen Mann,

der da gebunden lag, am Gestade das Gut bewachen. Wohl gezieret war ihr Leib: sie trugen alle kostbare Hauben. Wo die Herren hinritten, die Riesen liefen immer mit ihnen in ihrem Kampfgewande. Da saß in manchen Gedanken der mächtige König Constantin; er wußte nicht, wer die Herren sein mochten.

V.

Da kam es an einem Ostertage, daß Constantin mit Gepränge war im Poderameshofe mit Herzogen, mit Grafen und mit freien Herren: die hatte er geladet seiner Ehre wegen. Als Dietrich und seine Mannen vor den König gegangen kamen, hieß sie die gute Königin willkommen sein. Sie neigte ihnen allen und empfieng sie mit Züchten. Da sollten zwei Grafen Asprians Stange in Empfang nehmen; aber da war so viel Stahles dazu geschlagen, daß sie sie weder tragen noch heben mochten. Ohne ihren Willen fiel sie zu Boden; aus Noth ließen sie sie liegen. Constantin saß auf seinem Stuhl; Dietrich stund mit Züchten vor ihm an den Stufen. „König, sagte er, man rühmte mir immer deine Mannheit: leider ist nun groß mein Unglück! Nun bewähre dich an mir armem Manne, denn mich hat ein König in die Acht gethan, der Rother heißt und westwärts über dem Meere sitzet. Des Gewalt ist so, daß ihm Niemand widerstehn mag. Da er mir sein Reich verbot, da mußte ich es nothwendig räumen; da hoffte ich mein Leben in keinem Lande so wohl zu sichern als hier an deinem Hofe. Mir ist gesagt, daß du gewaltig seiest. Meinen Dienst biete ich dir an: nun nimm ihn, tugendhafter Mann. Auf Gnade fuhr ich zu dir her, du sollst deine Ehre an mir bewahren. Willst du mich nicht annehmen, so muß ich dem König Rother mein Leben geben.“

So lange er den König bat, trat der Riese Asprian in die Erde bis an das Bein. Constantin bedachte sich, ob er den Herren mit Ehren behalten möchte. „Er mag, sprach er, vor Rother nicht sich schirmen; nun wollte er gerne bei mir sein. Er bietet sich in meine Gewalt und sagt mir, daß er bedürftig sei. Was kümmert es uns um den Mann? Mir ist leid, daß er jemals

her kam! Und seine Holden dünken mich zornmüthig. Die haben bemühende Sitte. Da steht einer und tritt, der ziemte wohl dem Teufel in der Hölle zu einem Gesellen!" Da riethen ihm die Herren, die da seiner Ehren pflagen, daß er sie so hielte, daß sie es für gut nähmen. „Wir wissen von Rother nichts, sagten sie; dieß aber ist in Wahrheit ein schreckliches Volk." Da sprach er prahlend zu Dietrich: „Mir rathen genug meiner Mannen, daß wir dich freundlich empfangen; hätten sie es widerrathen, ungerne hätte ich dir versaget. Dem Fremden, den mir Gott sendet, dem wird gedienet, bezeuge mir es, Christus! wie er des werth ist; doch achte ich den für keinen frommen Mann, der unsers Reichthums wegen her kam. Dein Benehmen ist großartig; du übertriffst alle andern. Nun gebiete mit meiner Gewalt: du sollst hier selbst Wirth sein; denn mir ist es zu Danke, daß du meines Gutes begehrest. Des sollst du gewiß sein: wir wähnten, daß du begehrtest einer schönen Jungfrau, die ich mit Sorgfalt erzogen habe: so hätte ich dir gethan, wie ich Rother that, der dich her über das Meer vertrieb. Dem habe ich es aber gezeigt! Seine Boten liegen gebunden in meinem Kerker, er sieht sie nimmer mehr! Darunter waren zween Männer, wie sie wohl ein Kaiser gern haben möchte!"

Als Asprian diese Rede vernahm, da faßte er seinen Schild und sprach zu Constantin. „Ihr haben meinen Herrn etwas zu schwach geschätzt; er führte gute Knechte in dieß Land. Wer immer die binden hieße, der möchte des noch entgelten! Nun sind wir Euch vor den Händen: ehe wir gefangen werden, das weiß der waltende Gott, liegt hier wohl mancher todt." Schnell trat er in den Kreis. „Herr, sprach Constantin zu ihm, Ihr zürnet ohne Noth, denn Niemand hat es Euch hier übel entboten. Die Rede, die ich gethan habe, die sollt Ihr nicht gehässig deuten. Mich machten meine Mannen trunken; deßhalb kann ich heute keinem guten Knechte antworten wie sich's gebührt. Meine Drohung ward Euch nicht gethan, das glaubt mir, kühner Held." Asprians Zorn war vergangen. Die Mannen Dietrichs herbergten sich nahe der Pforte und so, daß sie sich sahen. Da giengen die Kämmerer Dietrichs und gewannen zwölf Wagen. Die giengen diese Nacht

geladen und trugen Gold und Schatz, alles was in den Schiffen war. Damit kam der des hütete. Den trieben sechs schreckliche Riesen, die hießen ihn ungebärdig sein, daß die Bürger immer von Dietrichs Manne zu reden hätten. Da wüthete er an der Kette, dann nahm er zwei Steine und rieb sie, daß Feuer daraus fuhr. Die Griechen wichen zurück, doch folgte ihm auch mancher Mann, bis er vor Constantin kam. Da sprach ein Graf überlaut: „Hier kommt des Teufels Gespiel! schämte ich mich nicht der Schande: so mir das heilige Licht, ich wartete sein nicht vor dem Könige!"

Da die Königin den gefesselten Riesen sah, sprach sie: „Wie dumm waren wir, daß wir Rothern abwiesen, der diese Recken über das Meer vertrieb! Dahinter war nicht große Weisheit. Gott müsse deinem Uebermuthe Leid geben! Ja wohl, Herr, hätten wir meinem Rathe gefolgt, du möchtest diese fangen oder tödten. Ich wähne, wes sie dich auch bäten, du gäbest es ihnen flugs aus Furcht, wenn auch nicht aus Güte. Hätten sie meine Gesinnung, sie verlangten die Maid, um derentwillen du manchem Manne das Leben nahmst. Die kamen dir traun nicht recht! Mich dünkt, daß sie deine Meister seien. Du dürftest besser mit deiner Hand in dein Auge greifen, als gegen den Held zürnen." Die Recken stalleten ihre Rosse ein und herbergten sich auf den Hof. Sie hüllten sich in ihre Mäntel und giengen vor Constantin, indem sie ihren Herren Dietrich mit Züchten geleiteten. Selbst trugen sie ihre Schwerter. Unter ihnen hatte der unwissende Hofmann keine Sicherheit, noch wagte einer zu ihnen zu gehn. Herlich kamen sie daher: nie beleuchtete der Tag einen Mann, der Dietrichen gleich kam.

Sagen Sie mir, lieber Freund, nahm Leodegar jetzt das Wort, ist der erwähnte Zug Helferichs über die Elbe gegen die Heiden nicht vielleicht eine Anspielung auf die Heerfahrten Heinrichs des Löwen nach jenen Gegenden? Wäre das, so würde man dadurch in den Stand gesetzt, die Zeit der Abfassung des Gedichtes zu bestimmen.

Die Kämpfe gegen die Wenden an der Ostsee fanden um 1146 Statt, antwortete Haspinger, und um diese Zeit mag auch die Abfassung des Gedichtes fallen. Uebrigens versteht es sich, daß Rothari (König der Langobarden von 638 bis 654) zu diesem Wendenkriege keine Hülfe geschickt haben kann. Zeitereignisse wurden freilich in Gedichten auf solche Weise wie hier benutzt.

Ist unter Meran das tyrolische gemeint? fragte Irmgard.

Kaum, sagte Haspinger, vielmehr Merania, das dalmatische Küstenland, von welchem die Scheiernschen Grafen von Dachau seit 1140 Herzoge von Meran hießen. Auch die Grafen von Tengelingen sind geschichtlich und auch sie gehören Baiern an.

Und was haben wir unter dem Poderameshofe zu Constantinopel, wo Constantin zu Ostern Hof hält, zu verstehn? fragte Berta.

Den Hippodromos, den Ort, wo Pferderennen gehalten wurden. Man mochte ihn seiner Räumlichkeit wegen zu Festen benutzen, bei denen eine große Menge Menschen sich einfand. — Da die Riesen in diesem Gedichte keine mythologische Bedeutung haben, so meine ich, daß ich wohl fortfahren kann.

VI.

Den Umhang hieng man auf. Constantin gieng auf einem schönen Saale zu Tische. Dabei war ein großes Gedränge von Dietrichs Mannen. Die Kämmerer kamen und setzten Dietrichen, seinem Range gemäß ihn ehrend; sehr fürchteten sie die Gäste. Da leitete man vor des Königes Tisch, wie man uns sagte, einen furchtbaren Löwen, der scheute Niemand. Er nahm den Rittern das Brot und ängstigte sie sehr während des Mahles. So kam er denn auch zu Dietrichs Mannen. Darüber erzürnte Asprian, ergriff ihn und warf ihn an des Saales Wand, daß er in Stücke sprang. In welchem Leide saß nun der König da! Er regte weder Hand noch Fuß. „Nun müsse uns Gott von diesen Herren am Hofe hier befreien!" sprachen zween Herzogen. Der eine lief aus dem Saale und erzählte den Vorfall allem Hofgesinde. „Da hat der eine Teufel, sagte er, den Löwen an die Wand geworfen,

weil er ihm seine Speise nahm. Wahret euch wohl! wollet ihr meinem Rathe folgen, so vermeidet ihr den Unhold.“ Die Königin sah Asprians Zorn und daß der Löwe todt war. „Nun sieh, sprach sie lachend zu Constantin, wie jener Hofmann dein Federspiel geschult hat, der da vor deinem Tische steht. Es kommt noch an meine Rede. Wahrlich, du hättest deine Tochter an Rother nicht verloren, der diese über das Meer vertrieb. Gern riethe ich doch, daß man seine Boten heim ließe, das Mädchen aber wohlgekleidet ihm in sein Land schickte. Wie möchte sie besser bestattet sein? Nun bedenke, Constantin, daß sich diese Rothers nicht erwehren mochten: wie wolltest du dich wohl schützen? Gedenket er an seine Mannen, so muß dein Land zu Grunde gehn. Warum giebst du mir nicht die Gefangenen, die so ärmlich liegen, daß ich Sie befreie? Sie haben ein sehr hartes Leben.“

Der König sagte schleunig, daß er dieß nicht thäte, ihre Bitte wäre verloren; sie müßten seinen Zorn dulden, es wäre ihr lieb oder leid, sie kämen nimmer aus Griechenland. „Was Wunders willst du an ihnen begehn? sagte die Königin. Ihr Vater hieß Adam, von dem wir alle kamen. Du solltest Gottes schonen an dem armen Volke und sie aus der Noth lassen! O weh ihres schönen Leibes! Wenn mir armem Weibe doch Jemand einen Helfer wider den König gäbe wie der da gebunden liegt, sie müßten wahrlich heim zu Lande.“ Da sprach der König Constantin mit großem Zorne: „Wüßtest du meine Sitte, du riethest mir nicht so eifrig, eh ich dir des Dank hätte. Gern entbehrte ich es von dir.“ Da sprach Berchther zu seinem Herrn: „Ich getröste mich der Königin, ihr Gemüth freuet sich. Die andern fragten nichts darnach, ob wir so ferne wären, daß sie uns nimmer sähen! Ihrer keiner wähnt vor uns sein Leben zu erhalten: nun sollen sie mit Genaden sein! Erlaß sie nur der Sorgen und fahre zur Herberge. Du bist reicher denn Constantin: weßhalb solltest du von seiner Speise zehren? Es wäre uns nicht möglich!“ Da sprach der Herr Dietrich: „Du hast ein treues Gemüth, daß dir Gott Gutes gebe! Wenn ich aus deinem Rathe gehe, so folge ich immer einem Manne.“

Da man das Wasser genommen hatte, gieng Dietrich vor

den König; er wollte zu seiner Herberge. Da sprach der König Constantin: „Wir entbehren dein ungern; doch fahre nur zu deiner Herberge. Begehrst du etwas, was ich habe, das soll dir unterthan sein. Ich will dich gern gewinnen und dir Ehre bieten, daß du deinen Hofmann heißest mit Züchten hie zu Tische gehn. Er erschreckt mir mein Weib, die ich wie mein Leben liebe. Hier ist selten so etwas gesehen worden." Da sagte der Riese Asprian: „Herr, es that mir Noth, dein Bärkalb nahm mir mein Brot."

VII.

Dietrich der Herr fuhr zur Herberge und lebte vierzehn Tage als ob er arm wäre, bis ihm Gott die Armen zusandte. Den bewies man Liebe; des brachte man sie inne. Und des war den Dürftigen Noth, denn Niemand in der ganzen Stadt reichte ihnen etwas. Ihrer zog die Menge zu Dietrich. Wer da Ritters Namen hatte, den sonderte man von den andern und gab ihnen gute Rosse und manchen seidenen Rock und Stahlringe zu den Rossen, daß sie Niemand besser gewinnen konnte. Da trug der Riese Asprian manchen schönen Mantel aus der Kammer Dietrichs. Er kleidete sie alle gleich; das Schwert er ihnen umband und gab ihnen die Fahnen in die Hand.

Da kam ein durch Krieg vertriebener Mann nach Constantinopel, ein Graf, der hieß Arnold, der führte ein dürftiges Volk mit Scheu in die Stadt, fürchtend, daß ihm da Niemand etwas geben würde. Da sprach zu ihm der reichste Kaufmann, der großes Gut gewonnen hatte: „Ich sehe an euch Herren wohl, ihr seid nicht gewohnt der Armuth: gehet zu Dietrich, der hilft euch reichlich. Ich gebe euch ein Gewand, daß ihr euch nicht schämet." „Das sollst du wahrlich wissen, sprach der Graf Arnold, ich vergelte dir dein Gut, wenn mir Dietrich Genade erweiset." Der fremde Graf nahm seine Mage und gieng zu Dietrich. Der empfieng ihn freundlich mit guter Gebärde und fragte, wer er wäre. Da sprach er traurig: „Mich haben meine Feinde durch ihren Uebermuth vertrieben; nun mangelt es mir an Gute. Wie arm aber ich sei, ich bin doch frei von Geburt. Ich habe mich her zu

dir gefragt durch Genade." „Die findest du," sprach Dietrich und besprach sich mit Berchther, was sie dem Herren geben sollten, daß er mit vollen Ehren leben könnte. Also rieth der alte Mann: „Gott hat dich ausgerüstet mit großem Gute: nun hilf ihm aus der Noth. Willst du des meinen Rath haben, so heiß den Schatz hervor tragen. Hier pflegt man keiner Kargheit! Man soll ihm tausend Mark geben oder etwas mehr, so hilft es auch dem Herren, daß er den besten Hof gewinne, den man in der Stadt finde." Er gab dem edlen Manne. Fröhlich fuhr er zu Constantin und sagte ihm und den Seinen: „Dieß hat mir Dietrich gegeben: Gott wolle ihn mit Genaden leben lassen."

VIII.

Als die Herren mit den schönen Gaben kamen, da hub sich früh und spat in den fürstlichen Gemächern ein heimliches Flüstern unter den Frauen. Sie lobten Dietrichen, daß er mit Ehren lebe. „Wie soll ich, sagte die junge Königin, von meinem Vater es erwerben, daß wir den Herren mit unseren Ehren sehen?" „Auf Treue, sprach da Herlind, du bist das einzige Kind und deinem Vater lieb wie das Leben. Nun bitte ihn um eine Hochzeit, so mögen wir ihn am besten sehen. Auf bessere Weise geschieht es niemals." Die Maid gieng schnell zu dem Gemache ihres Vaters. „Wolltest du nun, mein Vater, sprach sie, diese Pfingsten daheim sein und deine Mannen um dich sammeln, das däuchte mich ehrenvoll. Dann könnten die Recken sehen, ob auch du reich wärest. Ich weiß nicht, wozu ein Fürst taugt, wenn er nicht zuweilen Freudenfeste an seinem Hofe begeht." Da antwortete Constantin der Jungfrau: „Wohl dir, Tochter, daß du lebest! Ei, wie du strebst nach Ehren und räthst immer das beste! Ja, ich will Gäste haben, daß man immer von den Freuden reden soll, die hier am Hofe waren." Zurück gieng das Mägdelein. Da sandte Constantin weit hin sein Aufgebot. Er gebot die Ritter zu seinem Festgelage, das da anberaumt war: da durfte es Niemand versäumen. Mann um Mann gesellte sich zu seinem Gleichen schön gekleidet. Kein Mantel ward da beachtet, er wäre denn mit Gold

gestickt. Die reichen Fürsten huben sich hin zum Poderameshofe, sechszehen Herzogen und dreißig Grafen; mit Schalle waren sie da. Sie blieben da die Nacht über, und man pflegte ihrer wohl. Da es zu tagen begann, nahm jeglicher Kämmerer für seinen Herren eine Stätte, die ihm einer vom Hofe bezeichnete. Da hießen sie Asprianen dem Herren Dietrich das Gesiedel errichten. Da bänkete er fleißig mit dem Gestühle, das von fern her geführt war. Sie hatten es mit aus ihrem Lande gebracht. Es war von Elfenbein und edles Gesteine lag darin. Wie finster die Nacht war, es leuchtete recht wie der lichte Tag.

Nun war ein Herzog da, der hieß Friedrich, des Kämmerer hatte sich versäumt, und so hieß er Asprianen seine Bänke näher zusammen rücken und sagte ihm, wie mächtig sein Herr sei. „Nun räume mir den Platz, du großer Bulgar; wir sollen das Gegensiedel haben.“ Auf Treue, sagte Asprian, das geschieht nimmer. Vom Hofe bestimmte man mir diese Stätte; Euch hat sie Niemand gegeben. Erhebet Ihr Zorn wider mich, den möchtet Ihr wohl bändigen bis zu einer Zeit, da es hier heimlicher ist.“ Der stolze Kämmerer erzürnte sich sehr; es däuchte ihn thöricht, daß der Riese Asprian dawider zu reden wagte, und er stieß ihm eine Bank um. Da hub Asprian die Hand auf und schlug ihm einen Ohrschlag, daß ihm der Kopf zersprang. Da liefen seine Mannen nach Schilden und wollten Asprianen fangen. Der Herzog Friedrich selbst waffnete sich und rief seine Gesellen. Da hub sich das Gerücht, daß Dietrichs Kämmerer da zu Hofe bestanden wäre. Den hohen Herzogen reute sein Kämmerer. Das Volk strömte von allen Seiten herbei und wollte Asprianen erschlagen. Da sprach Widold der kühne Mann: „Was bedeutet jenes Gedränge? O hätte ich meine Stange! Sie wollen dir schaden, Herr, des sollen sie entgelten, es sei denn, daß ich sterbe.“ Die wider ihn kamen, die kehrten schleunigst flüchtig um; mit der Faust schlug er sie nieder. Den Herzog selbst ergriff er und riß ihm den Stahlhut vom Haupte. Am Haare schwang er ihn auf: da entfiel er ihm in das Gedränge. Widold ward gefangen und mit seiner Kette gebunden. Als er zu der Herberge gebracht worden war, wie

schnell lief da Mann um Mann vor den König! Groß ward da die Klage.

Als Dietrich es vernahm, da befahl er, daß seine Mannen Widolden den kühnen zu ihm auf den Hof führten. „Hat er Jemand etwas gethan, so soll es ihm an den Leib gehn." Da sprachen alle zu Dietrich: „Nein, lade ihn nicht vor dich! er hat uns solches nicht gethan, daß es dir, Herr, geklagt werde." Die am Haare Gerauften schwiegen davon, wie immer sie mochten. Der König saß in Gedanken und klagte es der Königin: „O weh! wie bin ich nun gehöhnet! Das hat Dietrichs Mann um ein Gestühle gethan. Er schlug alle mit der Faust nieder, daß sie im Kothe lagen. Hätten sie doch nach meinen Schützen gesandt! Die hätten sie erschossen und ich wäre des immer froh!" „O schweig, sprach die Königin, und lassen wir das Geschütz. Die Rede ist wahrlich unnütz."

Constantin ließ den Zorn und hieß nach seiner Tochter gehn, daß die schöne Jungfrau schnell zu Tische käme. Daran säumte sie sich nicht, denn sie gieng gerne auf den Hof. Als die Jungfrau kam, begleiteten sie hundert liebliche Mägdlein; manchen goldenen, schön gearbeiteten Armring trugen sie. Bevor die schöne Maid hin zu Tische kam, da hub sich ein Gedränge von manchem schnellen Manne, die wonniglich daher mit Dietrich kamen. Ihre Hemden waren seiden und sie trugen goldene Bonnets, darin gut Gesteine lag. Ein reiner Carfunkel stund ob Dietrichs Haupte, der manches gute Geschmeide erbleichen machte. Wo mochte es je einen bessern Mantel geben, als der Herr trug? Das Innere war Hermelin und darüber war Cyclatin gezogen. Der nahe bei ihm war, den däuchte es grün wie Gras; wenn die Farbe erlosch, so strahlten die Edelsteine von ihm her: was möchte kostbarer sein? Deßhalb mußten sie insgesammt Dietrichs Gewand beschauen, so viel da waren. Durch diese Gaffer kam die Jungfrau um ihre Hochzeit, daß sie den Helden nie erblickte.

Aber es ist denn doch schrecklich, ja höchst empörend, ließ jetzt das Hoffräulein sich vernehmen, wie dieser nichtswürdige Bänkel-

fänger es sich herausnehmen darf, die Majestät des Königes in den Koth zu ziehen. Man sollte sein Schandgedicht billig verbrennen, wäre es auch nur um andere Federhelden abzuschrecken, wenn sie etwa Lust bekämen ähnliche Besudelungen der königlichen Würde in die Welt zu senden.

Ei wo denken Sie hin, meine Gnädige, sagte Leodegar lächelnd. Uebrigens hat die Erfahrung auch gelehrt, daß Bücher verbrennen fruchtlos ist. Was ist nicht alles schon verbrannt oder eingestampft worden! Meine Kirche weiß davon zu erzählen.

Im Mittelalter, sagte Wilmar, war man wenig geneigt, Fehlerhaftigkeiten zu bemänteln, zumal die eines Gegners. Aber die griechischen Kaiser hatten im Abendlande seit den Kreuzzügen infolge ihres Benehmens nicht das beste Lob, und so wollen wir es unserm Dichter auch nicht allzu übel nehmen, wenn er einen griechischen Kaiser etwas unfreundlich behandelt. Von solcher Unfreundlichkeit zeugt es schon, daß er ihn nie Kaiser, sondern immer nur König nennt.

Dieser Constantin dauert mich gar nicht, nahm der Hauptmann Künrich das Wort, er ist ein unbeholfner, keines mannhaften Entschlusses fähiger Mann. Ich an seiner Stelle hätte das schwere Geschütz auffahren und die ungeschlachten Riesen tüchtig mit griechischem Feuer beschießen lassen; sie hätten mir schon klein zugeben sollen, auf Ehre!

Schade, werther Herr Vetter, daß Sie nicht das Glück hatten an seinem Hofe zu leben; Sie hätten es ohne Zweifel zum Protostrategen seiner kaiserlichen Majestät gebracht, vorausgesetzt, daß Sie so gehandelt hätten, ohne seinen Befehl abzuwarten; denn Sie begreifen, daß er nicht wohl diesen Befehl geben konnte, da er den Rother-Dietrich einmal aufgenommen hatte, sagte der alte Graf, indem er eine Prise Spaniol nahm.

Aber lassen wir doch, was man gegen die Riesen hätte thun oder nicht thun können, sagte Irmgard. Ich habe einiges nicht verstanden und möchte um Erläuterung bitten. Was soll das heißen, man habe den Umhang aufgehangen, als Constantin zu Tische gehn wollte?

Der Umhang war eine kostbare Tapete, die Darstellungen, bald der Geschichte bald der Sage entnommen, zeigte. Die einzelnen Schilderungen oder Bilder waren oft mit Goldborten eingerahmt. Man bediente sich ihrer sowohl in den Sälen der Fürsten zur Bekleidung der sonst kahlen Wände, als auch in den Kirchen zum Schmuck des Chores. Der berühmteste Umhang, der aus dem Mittelalter sich erhalten hat, ist die Tapete von Bayeux, welche die Eroberung Engellands durch Wilhelm den Eroberer darstellt, und von dessen Gemahlin und ihren Hoffrauen zu einem Geschenke für eine Kirche der Normandie eigenhändig angefertigt ward. Mehr weiß ich darüber Ihnen nicht mitzutheilen, sagte Haspinger.

Es genügt völlig, antwortete Irmgard. Allein was hat es mit den Fahnen für eine Bewandtniß, die Dietrich den Rittern in die Hand giebt? Es ist ja von keinem Aufzuge mit Fahnen die Rede.

Fahnen, nahm der alte Graf von Hünenberg das Wort, wurden bei Ertheilung der großen Lehen, der Herzogthümer, Markgrafschaften u. s. w. vom Kaiser dem zu Belehnenden als Symbole überreicht. Diese Lehen hießen daher Fahnenlehen. Die Geistlichen dagegen wurden mit Ring und Stab belehnt. Auch Kerzen und noch andere Dinge wurden bei solchen Gelegenheiten symbolisch übergeben. So könnten auch hier die Fahnen als Symbole der Gaben zu nehmen sein. Wenn nicht, so könnte es heißen, Dietrich habe die Ritter zu Bannerherren erhoben, ihnen mithin das Recht gegeben, ein eigenes Banner zu führen.

Nun kommt die Reihe des Fragens an mich, sagte Berta. Was meinte der Kämmerer, wenn er sagt, er wolle das Gegensiedel haben?

Bei den oft sehr zahlreich besuchten Festmahlzeiten des Mittelalters fanden die Theilnehmer niemals an einer Tafel Raum und wäre sie noch so groß gewesen. Es wurden daher eine Menge einzelne Tafeln samt den dazu gehörenden Bänken aufgerüstet. Die Aufrüstung war Sache des, dem als Herren der Tafel vom Festgeber der Platz für dieselbe angewiesen ward. Die der Tafel des Festgebers, des Königes hier, gegenüber sich befindliche Tafel

samt ihrem Gestühle hieß das Gegensiedel, der Gegensitz, und ward dem vornehmsten Gaste oder dem, den man vor allen ehren und auszeichnen wollte, eingeräumt. Wer das Gegensiedel erhielt, war mehr geehrt als wer einen Platz selbst an der Tafel des Königes bekam.

Als Haspinger diese seine Erläuterung gegeben hatte, sagte Graf Huno: diese Sitte scheint über die ganze germanische Welt verbreitet gewesen zu sein; denn ihrer wird nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den Angelsachsen und Skandinaviern gedacht. Auch bei dem Krönungsmahle der Kaiser zu Frankfurt ward sie noch beachtet, da der Kaiser und die Kurfürsten an besonderen Tafeln speisten, wie Sie aus Goethes „Dichtung und Wahrheit" ersehen können.

Wie lange sich doch Sitten erhalten können! sagte Berta. Aber wenn Dietrich drohet, Widolden vor aller Augen tödten zu lassen, so scheint mir das doch eine etwas befremdliche Tafelunterhaltung, zumal da auch Frauen an der Tafel sind.

Erst bemerke ich, sagte Haspinger, daß die Tafel noch nicht begonnen hatte, und noch keine Frauen anwesend waren, als Dietrich verhieß, Widolden bestrafen zu lassen, wenn er schuldig sei. Auch drohte er nicht mit dem Tode, sondern mit körperlicher Züchtigung; denn er sagt nicht, es soll ihm an das Leben gehn, sondern es solle ihm an den Leib gehn. Vor Beginn der Tafel konnte er recht wohl noch zu Gericht sitzen; es versteht sich jedoch, daß wenn Bestrafung erkannt worden wäre, sie nicht hier vor aller Augen statt gefunden hätte.

Nun hätte auch ich eine Frage zu thun, sagte Küngold. Es wird gesagt, Se. Majestät König Rother, habe einen Mantel von Hermelin, überzogen mit Cyclatin, getragen. Meine allergnädigste Princeß liebt die kleidsamen Stoffe und es wäre möglich, daß mit dem Cyclatin auch heute noch etwas anzufangen wäre. Also: was für ein Stoff war Cyclatin?

Cyclatin oder auch Cyclat, im Latein des Mittelalters Cyclas, war ein golddurchwirkter, schwerer Seidenstoff, etwa was man heute Goldbrocat nennt, sagte Haspinger.

Ei der Stoff wäre nicht so übel zu einem Krönungsmantel, meinte Küngold, indem sie die Erklärung in ihr Notizbuch eintrug, falls meine allergnädigste Princeß einen König mit allerhöchstihrer Hand noch zu beglücken geruhen sollte. Ich hätte nicht gedacht, daß mir dieser vulgäre Dichter etwas Denkwerthes bieten würde. Nun, meine ich, kann man wohl mit dem Gedichte weiter fortfahren.

Das soll geschehen, sagte Haspinger.

IX.

Das Fest war zu Ende. Da lief Mann auf Mann zu dem Gemache der Herschaft und sagte von der Kleidung, die der Herr Dietrich an sich gelegt hatte. Wenn der eine innen war, saß der andere vor den Thüren, bis die Maid so viel vernahm, daß sie den tugendhaften Mann in ihrem Herzen zu lieben begann. Als es da stille ward, da sprach die junge Königin (noch war sie ihm fremd: seitdem gewann sie mit dem Helden manche Weltwonne, doch auch Trübe darunter): „O weh! Frau Herlind, wie groß sind meine Sorgen um den Herren Dietrich! Den möchte ich gern verhohlen sehen, möchte es mit Fug sein. Er ist ein tugendhafter Mann! fünf schöne Goldringe möchte ein Bote schnell von mir verdienen, der den Held schleunig in mein Gemach brächte.“ „In Treuen, sprach Herlind, ich will mich auf den Weg machen; bringe es Schaden oder nicht, ich gehe zu seiner Herberge; doch pflegt er wohl solcher Zucht, daß wir ohne Schande bleiben.“

Herlind gieng eilig in ein Gemach und schmückte sich. Dann gieng das listige Weib zu Herren Dietrich; er empfieng sie freundlich. Sie setzte sich nahe zu ihm hin und sprach dem Recken in das Ohr: „Holde Minne entbietet dir meine Herrin, die Königin. Du sollst hin zu ihr gehn; sie ist dir in Freundschaft unterthan. Dort will dich die Maid wahrlich wohl empfangen, nur um dich zu ehren. Aller Treue, Herr, magst du ganz gewiß sein an meiner Jungfrau.“

Also antwortete ihr Dietrich: „Frau, du versündigest dich an mir fremdem Manne. Ich bin auch wohl zu Zimmerbesuch

gegangen hievor, da das sein mochte. Warum spottet ihr mein? So thut man leider immer dem armen Manne! Deine Herrin gedachte nie der Rede. Hier sind so viele Herzogen und Fürsten an dem Hofe, daß ihr wohl mit einem anderen Manne euren Schimpf haben könntet. Des hättet ihr mindere Sünde. Ihr verdient die Hölle, daß ihr mich also foppen wollt. Bin ich auch noch so arm, so war ich daheim doch ein reicher Graf." Herlind sprach zu dem Herren und sie wußte ihre Rede wohl zu setzen: „Nein, Herr Dietrich, denke das nicht von mir; ich habe es weiß Gott nicht gethan; meine Herrin hieß mich wahrlich hieher gehn. Sie nimmt sehr Wunder, daß du so lange schon an diesem Hofe weilest und sie nie sehen wolltest; das ist doch von einem so stattlichen Manne selten geschehen. Nun tadle mich nicht der Rede halber. Der Königin wäre es lieb, welche Ehre immer dir geschähe, obgleich du sie nie sehen wolltest; wolltest du aber dahin gehn, du thätest nichts Uebles daran."

Dietrich antwortete der Frau; er wußte nun wohl, daß es ihr Ernst war: „Hier giebt es viele Aufpasser. Wer seine Ehre bewahren will, der soll sich vor Verstößen hüten; daran gedenke der fremde Mann. Nimmer handelt er so wohl, daß alle, die am Hofe sind, es loben. Nun sage deiner Jungfrau, ob sie auch es wünsche, ich kann sie nicht besuchen. Ich fürchte, es gebe Anstoß und wir haben beide Schande davon. Dann aber verbietet mir Constantin sein Reich, und ich muß immer flüchtig sein."

Herlind wollte von dannen gehn. Dietrich bat sie noch zu verweilen und hieß seine Goldschmiede eilig zwei silberne Schuhe gießen. Hei, wie flink sie da an das Werk giengen! Und zwei von Gold, wie er sie geben wollte. Dann bat er Asprianen, daß er die beiden nähme, die für den einen Fuß gehörten, und sie der Frau gäbe. Herlind kam schnell zu dem Gemache ihrer Herrin und sagte, Dietrich pflege seiner Ehren mit großem Fleiße. „Wisse es wahrlich, ihm ist des Königes Huld lieb; er getraut sich nicht, dich zu sehen, so daß es schicklich sei. Nun sieh nur diese Schuhe: die gab mir der gute Held und that mir Liebes genug. Nie gab

es auf Erden einen schönern Ritter als Dietrich, so mich Gott leben lasse! Ich gaffte ihn wider Willen an, daß ich mich des immer schämen mag."

„Es scheint wohl, sprach die Königin,
daß ich gar nicht glücklich bin,
da er mich nicht wünscht zu sehen.
Willst du mir die Schuhe geben
durch des Herren Hulde?
die füll' ich dir mit rothem Golde."
Schnell ward da der Kauf gethan.
Sie zog sogleich den goldnen an
und nahm den silberhellen Schuh:
der gieng an denselben Fuß:
„O weh! sprach die Königin,
wie wir beide nun gehöhnet sind!
Den Schuh bring' ich nimmer an!
Wahrlich, du mußt gehn hindann
und mit guten Sitten
Dieterichen bitten,
daß er den andern gebe mir
und mich auch selber wolle sehen hier."
„O weh! sprach da Herlind,
wie gar bedeckt mit Schimpfe sind,
Herrin, wir nun beide!
Nun wiß' es, wie sich's scheide,
und sollt' ich stets in Schande stehn,
ich muß wahrlich hin zurücke gehn."
Da hub die wohlgethane Maid
eilig auf ihr langes Kleid
hoch empor bis an das Knie;
keiner Zucht gedachte sie,
magdlichen Ganges sie vergaß:
wie schnell hin übern Hof den Weg sie maß!
Sie kam zu Dieteriche,
er empfieng sie züchtigliche
und zeigte solche Mienen,
als wär' sie nie erschienen;

doch wußt' es wohl der schlaue Mann,
weshalb sie also schnell zurücke kam.
Herlind sprach sofort zum Gruß:
„Herr, du siehst es, daß ich muß
schon als Botin wieder gehn:
Mißgriff ist den Schuh'n gescheh'n.
Der Jungfrau Wunsch zu stillen,
gab ich sie ihr um deinetwillen.
Nun sollten wir den andern haben:
des hieß dich meine Herrin mahnen,
daß du den ihr gäbest
und sie selber sähest,
ob du von deinen Magen
lerntest je dich recht betragen."
„Ich thät' es gern, sprach Dieterich,
verriethen nicht die Kämmrer mich."
„O nein, o nein! sprach Herlind,
in Lust sie auf dem Hofe sind;
die Ritter schießen nach dem Ziel:
alle sind beschäftigt mit dem Spiel.
Ich will hin voraus dir gehn.
Nun nimm deiner Mannen zween
und folge mir ohne Säumen
hin zu der Jungfrau Räumen;
bei dem großen Schalle
übersehn sie traun dich alle."
Herlind wollte gehn von dann.
„Warte, sprach der schlaue Mann,
daß ich's meinem Kämmrer sage
und ihn nach den Schuhen frage."
Schleunig kam da Asprian;
er sprach: „Nun, was hab' ich dir gethan?
Die Wege ich nicht erleiden mag.
Du quälst mich diesen ganzen Tag!
Der Schuhe waren viel geschlagen,
die Knechte haben sie zertragen;
ich bringe sie dir alle,
wäre einer ihnen hier entfallen."

Da nahm der Riese Asprian
den andern Schuh wohlgethan,
einen Mantel gut und reich,
zwölf Armringe auch zugleich;
das gab er der Zofe:
da gieng sie heimlich wieder hin zu Hofe.

Seit sagte sie in Wahrheit ihrer Herrin liebe Kunde. Lange däuchte dieser das Warten. Nun berieth sich auch Dietrich mit Berchther dem alten Manne, wie es mit Fuge gehn möchte. „Gar leicht, sprach der Herzog. Bei dem Poderameshofe soll ich großen Schall machen; dahin ziehet heut das Volk in Menge: so beachtet Dich Niemand."

Da führte der alte Jüngling die Riesen mit sich auf die Straße. Widold sprang an seiner Stange einher gerade als ob er ein Hirsch wäre. Da überwarf sich Asprian (er war der Spielmann der Riesen); dann ergriff er einen ungefügen Stein, so daß keiner der Aufpasser Dietrichs wahrnahm, da sie also ihren Umzug hielten.

Im Fenster stand die junge Königin, als der gute Held eiligst über den Hof gegangen kam. Da ward er wohl empfangen. Das Gemach ward ihm aufgethan und er trat ein.

Ihn hieß das junge Mägdelein
selber hier willkommen sein,
was er nun erbäte,
daß sie's gerne thäte.
„Diese Schuhe wohlgethan,
die sollst du mir, Held, ziehen an."
„Gerne, sprach da Dieterich,
da du des begehrst an mich."
Der Herr ihr flugs zu Füßen saß,
herlich war da sein Gelaß,
auf sein Bein setzt' sie den Fuß:
Nimmer ward Fraue baß beschuht!
Da sprach der listige Mann:
„Nun sage mir, Jungfrau lobesam,

um dich warb so mancher Mann,
käm's auf deinen Willen an,
wer von ihnen allen
würd' am besten dir gefallen?"
„Dir sag' ichs, sprach das Mägdelein,
gar ernstlich auf die Treue mein:
Wenn man aus allen Landen
hieße zu einander
die theuren Helden kommen:
ein dir gleicher würde nie vernommen.
Du bist ein Mann wie keiner mehr.
doch wählt' ich nur den König hehr,.
stünd' die Wahl in meiner Hand,
des Boten kamen in dieß Land
und liegen hie gefangen
in meines Vaters Kerker ach! schon lange.
Auf der ganzen Erde lebt
keiner, der ihn überstrebt,
der ist geheißen Rother
und sitzet westwärts über'm Meer;
ich bleib' auch immer unvermählt,
wird ein andrer mir zum Mann erwählt."
Als das Dieterich vernahm,
da sprach der listige Mann:
„Willst du Rothern minnen,
den will ich dir bringen.
Niergends wahrlich lebt ein Mann,
der mir so viel Liebes hat gethan.
Des soll er noch genießen! —
Solang ihn Hochmuth ließen
und Stolz, genoßen wir das Land:
in Freuden man uns leben fand;
er war mir stets genädig, —
und hab' er nun auch vertrieben mich."
„Auf Treue, sprach das Jungfräulein,
ich verstehe wohl die Rede dein:
Dir ist Rother also lieb,
ich weiß, daß er dich nicht vertrieb;

woher du kommst, Held, in dieß Land,
du bist ein Bote her zu uns gesandt!
Dir ist lieb des Königs Huld.
Verhehlst du mirs, ist's deine Schuld:
denn was mir heute wird vertraut,
davon wird nie ein Wörtlein laut
bis an den allerjüngsten Tag.“ —
Der Herr da so nun zu der Jungfrau sprach:
„Nun laß' ich mich und all mein Ding,
und die mir her gefolget sind,
an Gottes Gnaden und an dich;
vernimm denn, edle Jungfrau, mich:
Es stehn hier deine Füße
traun in Rotheres Schooße!“
Erschrocken sie sich rückwärts bog,
den Fuß sie schleunig von ihm zog.
„Nun ward ich nie so ungezogen;
mich hat mein Uebermuth betrogen,
daß ich setzte meinen Fuß,
edler König, hier in deinen Schooß.
Und bist du der König hehr,
traun, so magst du nimmer mehr
beßre Tugend gewinnen.
Du bist schlau von Sinnen,
du bist ein Meister aller List,
welches Geschlechtes, Herr, auch du bist.
Mir wär' es traun von Herzen lieb,
ein Zweifel aber noch mir blieb:
Beweise mir die Wahrheit,
und wär' es aller Welt dann leid,
ich räumte sicherlich zugleich
mit dir, König, meines Vaters Reich.
Sonst bleibt es immer ungethan.
doch lebet nirgends wo ein Mann,
den ich dafür nähme,
ob du Rother wärest.“
Da sprach der Herr Dieterich,
er hatte wohl mit List berathen sich:

„Nun hab' ich andre Zeugen nicht,
als die nie der Sonne Licht
sehn in ihres Kerkers Graun.
Möchten die mich nur erschaun,
an ihnen würde flugs dir kund,
daß dir, Herrin, Wahres sprach mein Mund."
„Auf Treue, sprach das Mägdelein,
das erwerb' ich bei dem Vater mein
mit List und gutem Sinne,
daß ich sie aus gewinne.
Allein er giebt sie keinem Mann,
der auf sein Leben nicht sie will empfahn."
Darauf erwiderte Dieterich:
„Die Bürgschaft nehm' ich gern auf mich
vor Constantine morgen;
des habe keine Sorgen."
da küßte sie den Herren:
so schied er dannen mit viel großen Ehren.

Fi donc! sagte das Hoffräulein, als Haspinger geendigt hatte, das ist mir eine saubere Princeß! Man sieht doch deutlich, daß der vulgäre Poet nie die Ehre gehabt hat, auch nur den Schatten einer Princeß zu sehen. Einer Princeß von einem Manne die Schuhe anziehen zu lassen, wie gemein, wie abgeschmackt! Und dann ist der gemeine Mensch so schamlos, die Princeß den Schuhanzieher mir nichts dir nichts küssen zu lassen, fi donc, fi donc!

Nun, sagte lachend der alte Graf, andere Zeiten, andere Sitten! Und wenn nun im zwölften Jahrhunderte die Tochter eines Königes keinen Anstand genommen hätte, von einem Edelmanne sich beschuhen zu lassen, warum sollte dieß dann ein Dichter nicht benutzen, wenn es zu seinem Zwecke dient? Ich kann Sie versichern, die höfischen Dichter erzählen noch ganz andere Dinge von Fürstinnen, Dinge, die uns, und mit Recht, weit mehr Anstoß geben, als dieß unschuldige Schuhanziehen. Und was den Kuß betrifft, nun wir wissen, daß im Mittelalter es allgemeine

Sitte war, Ankömmlinge, die man ehren wollte, mit Kuß zu empfangen und mit Kuß zu entlassen. Constantins Tochter that also nichts, als was ihr die Sitte des zwölften Jahrhunderts zu thun erlaubte. Ihr geäußerter Entschluß aber, dem Dietrich, wenn er König Rother sei, aus dem Lande zu folgen, wird durch ihres Vaters Weigerung, sie einem Manne zu geben, gerechtfertigt. Ließ sich nicht auch Emma, Karls des Großen Tochter, durch Eginhard unter gleichen Verhältnissen entführen? Und Eginhard war nicht einmal ein Fürst.

Emma's Entführung durch Eginhard gehört zwar nur der Sage, nicht der Geschichte an, sagte Baron Wilmar; aber es ließen sich wohl auch geschichtliche Belege und Beispiele geben, wenn es nöthig wäre. Ein moderner Dichter, zumal ein Romanschreiber würde uns vielleicht Constantins Tochter in einem längern oder kürzern Seelenkampfe zwischen Pflicht und Neigung dargestellt haben; der alte Dichter läßt sie mit rascher Entschlossenheit den Knoten durchhauen. Er giebt uns einen antiken Charakter, während uns der Romanschreiber einen modernen gegeben hätte, und ich muß gestehn, mir ist der erste lieber, wäre es auch nur, weil er bei weitem weniger zur Nachfolge verlockt.

Ja, sagte Irmgard, wir wollen das rasche Mädchen nicht zu strenge beurtheilen, liebe Küngold, wenn wir auch den Spruch: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ als Mahnung an uns hier nicht betrachten dürfen.

Es steht auch geschrieben: „Mit welchem Maaße ihr messet, mit dem wird man euch wieder messen,“ sagte giftig Küngold. Aber dieses Zerrbild einer Princeß ist wahrlich keines Wortes werth, daher werde auch ich wenigstens keines mehr verlieren.

Vielleicht, sagte Leodegar, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, wird aber noch dieser oder jener Ausdruck des Dichters eine Erläuterung bedürfen. Ich wenigstens begreife nicht, wie man gegossene silberne oder goldene Schuhe tragen kann.

Sie bestanden wohl aus einzelnen Platten, die durch Gelenke mit einander verbunden wurden, antwortete Haspinger, wenn wir es mit dem Worte „gießen“ genau nehmen müssen; sonst könnten

sie auch aus geschmeidigem Drathgeflecht bestanden haben. Alterthümlich ist auch die Art, wie die Schuhe der Herlind bezahlt werden: sie bekommt so viel gemünztes Gold, als die Schuhe fassen.

Aber ist es nicht sonderbar, wenn der Greis Berchther ein „alter Jüngling" genannt wird? fragte Berta. Heutzutage soll es zwar „alte Jünglinge" geben, wie ich gehört habe; aber so kann der Ausdruck hier nicht gemeint sein.

Allerdings nicht, antwortete lächelnd Leodegar. Auch Gott ward im Mittelalter ein alter Jüngling genannt, d. h. ein Wesen, welches die Eigenschaften der Jugend und des Alters in sich vereinigt. Und das will der Ausdruck auch hier sagen.

Warum aber heißt Asprian der Riesen Spielmann? Er spielt ja nicht auf; fragte Berta weiter.

Spielmann hieß im Mittelalter auch der Gaukler, der Jongleur, kurz jeder, der zur Belustigung Anderer Staunen erregende Dinge machte, antwortete Haspinger.

Jetzt ist mein Bedürfniß befriedigt, sagte Berta, und wenn es das der Andern auch ist, so wollen wir hören, was weiter geschieht.

Haspinger fuhr also fort:

X.

Die Jungfrau lag die Nacht hindurch in tiefen Gedanken. Als es zu tagen begann, nahm sie einen Stab und legte schwarzes Gewand an, als ob sie sich geweihet hätte. Einen Palmzweig nahm sie über die Schulter, als ob sie aus dem Lande gehn wollte, und hub sich eilig zu ihres Vaters Gemache und klopfte an das Thürlein; schnell öffnete da Constantin. Als ihn die Maid erblickte, sprach sie listig: „Gebeut mir, Herr, mein Vater! Mutter, du müßest dich wohl befinden! Mir ist sehr schwer um's Herz; wahrlich, ich künde Euch schreckliche Kunde. Mir träumte, Gott sandte mir seinen Boten; ich muß in den Abgrund gehn mit lebendigem Leibe; wahrlich, das ist kein Zweifel. Davon wendet mich Niemand ab, ich will forthin immer das Elend bauen zum Troste meiner Seele." — Traurig sprach da Constantin: „Nein, meine liebe Tochter! Sage mir, was du verlangest, ich bewahre dich vor der

Hölle.“ „Das mag nimmer geschehen, mir werden denn die Gefangenen: die will ich kleiden und baden, daß sie eine Weile Genade haben müßen. Ich verlange sie nur drei Tage lang, so werden sie dir wieder.“ Er sprach, er entließe sie gern, wenn sie einen Bürgen hätten, der sie auf sein Leben zu übernehmen sich getraue und sie ihm wieder geben möchte. „Darum, erwiderte sie, bitte ich heute einen Mann, daß er für sie bürge; der ist so tugendhaft, daß du sie ihm mit Ehren geben magst.“ Da sprach Constantin: „Das thue ich sehr gern, meine Tochter.“

Der Zeit es nahete, daß Constantin zu Tische gieng. Dietrich unterließ es nicht, er kam mit seinen Mannen vor den reichen König gegangen. Als man das Wasser genommen hatte, gieng die löbliche Jungfrau an den Tischen herum, heiß weinend, bis zu dem Recken sie kam, mit dem dieß beredet war. Da sprach die herliche Maid: „Nun gedenke, Held Dietrich, aller deiner Güte! Hilf mir aus der Noth und nimm die Boten auf dein Leben, die heißet dir, Held, der König übergeben. Nun soll deine edle Gesinnung mir zu gute kommen, daß ich der genieße. Wie gern du es ließest, dich läßt nicht dein tugendhafter Muth: du sollst mir das gewähren, guter Held. Verzagt sind die Mannen meines Vaters, sie wagen es nicht, sie zu übernehmen.“ „Gern, sprach Dietrich, da du dieß von mir begehrst. Es geht mir nur an das Leben, doch werde ich dein Bürge, schöne Maid.“

Die Boten gab da Constantin Dietriche auf sein Leben. Der Herr übernahm sie. Da folgten ihm des Königes Mannen zu dem Kerker, da sie mit Noth inne lagen. Die fremden Gefangenen lagen in Dürftigkeit und lebten erbärmlich. Berchther, der reiche stand und weinte, da ihm dieß zu Ohren kam. Den Kerker brach man auf, so daß der Tag hinein schien. Das waren sie nicht gewohnt. Erwin war der erste Mann, der aus dem Kerker kam. Als ihn der Vater ansah, war sein Herzeleid groß. Er kehrte sich um und rang seine Hände. Er wagte nicht zu weinen, und doch fühlte er nie solches Leid. Sie nahmen die zwölf Grafen aus dem Kerker, jeglicher seinen Mann. Die so löblichen Ritter waren schwarz und schmutzig, mißfarbig von großer Noth. Liupold der

Führer vermochte nichts zu leisten als ein schlechtes Schürzlein; das wand er um seinen Leib. Außerdem war der beklagenswerthe Mann ganz nackt.

Berchther der alte Mann gieng rings um die löblichen Boten, die Gefangenen betrachtend. Da schmerzte ihn kein Ding mehr denn seine schönen Kinder. Dietrich hieß die hehren Boten zu seiner Herberge führen. Nur Liupold und Erwin die ließ man allein gehn, so daß ihrer Niemand pflegte. „Liupold, trauter Herr, sprach Erwin der hehre, siehest du jenen grauen Mann mit dem schönen Barte? Er wagte nicht zu weinen, und doch hatte er nie größeres Leid. Was, ob Gott der gute durch sein Erbarmen ein Zeichen thun will, daß wir von hinnen kommen?“ „Das ist wahr, mein Bruder, er mag wohl unser Vater sein. Sehr genau betrachtete er uns; er kehrte sich um und rang seine Hände.“ Da lachten sie beide aus Freude und aus Leid. Die fremden Gäste waren verbürget bis an den andern Tag. Die Jungfrau bat ihren Vater, daß er sie dahin gehn ließe; sie wollte ihnen gern selbst dienen. Wie schnell gieng sie über den Hof, als ihr der König die Bewilligung ertheilt hatte, hin zu Herrn Dietrich! Da hieß man alle die Ritter hinaus gehn, so daß da kein fremder Mann blieb. Den löblichen Boten legte man gutes Gewand an; der Tisch ward ihnen bereitet. Berchther der gute Held war Truchseß, dieweil seine Kinder aßen.

Als die Herren speisten und ihres Leides vergaßen, da nahm der Herr Dietrich eine herliche Harfe. Er schlich hinter den Umhang; wie schnell klang da ein Leich hervor! Wer zu trinken begann, der ließ den Becher sinken, daß er den Trank auf den Tisch goß. Groß ward ihre Freude. Wer aber das Brot schnitt, dem entfiel das Messer. Dieser Trost beraubte sie fast der Sinne, und mancher gab sein Trauern auf. Sie saßen und hörten, wohin das Spiel sie wandte. Laut erklang der Leich. Liupold sprang schnell über den Tisch. Mit ihm sprang Erwin. Sie hießen den reichen Harfner willkommen sein und küßten ihn. Deutlich ersah da die Jungfrau, daß er der König Rother war.

Die List, deren die Jungfrau sich bedient, um die Gefangenen aus dem Kerker zu bekommen, dürfte heute wohl kaum mehr auf Erfolg rechnen, sagte Irmgard. Freilich zu einer Zeit, da tausende von Kindern nach dem verheißenen Lande zogen und sich eine Gans vortragen ließen, die den h. Geist als ihren Leiter vorstellen sollte, konnte es wohl auch einer Princessin einfallen, als Pilgerin in die weite Welt zu gehn, und die Eltern mochten auch solch einen plötzlich erwachten Drang ganz begreiflich finden. Und an allerhand Visionen gab es zu jener Zeit auch keinen Mangel; daher durfte denn wohl auch die Tochter Constantins vorgeben, eine Vision gehabt zu haben, ohne daß sie befürchten mußte, ungläubige Hörer anzutreffen. Ein neuerer Dichter könnte und dürfte dieses Mittel zur Befreiung nicht anwenden, wenn er sich nicht lächerlich machen will.

Auf Ehre, sagte der Hauptmann Künrich, man vernimmt in diesen Gedichten wunderbare Dinge; aber das Wunderbarste, was ich bis jetzt hörte, ist doch, daß man unmittelbar vor Tische Wasser trank. Daß man ein Gläschen Liqueur nimmt, das weiß ich, begreife ich, habe es auch selbst wohl schon gethan, aber Wasser? Brr! Die müssen verdammt hitzige Magen gehabt haben! Das widerstreitet ja allen Gesundheitsvorschriften.

Nicht so sehr vielleicht, wie Sie meinen, sagte Wilmar. Beobachten Sie nur einmal die Kinder, wie oft werden Sie da sehen, daß sie unmittelbar vor der Suppe Wasser trinken, und doch verdauen sie ganz gut. Uebrigens ward das Wasser vor Constantins Gastmahle auch nicht getrunken, sondern zum Handwaschen verwendet. Im Mittelalter hatte man bei Tische zwar wohl ein Messer, die Gabel aber ersetzten die zwei ersten Finger der linken Hand; und so war das Handwaschen vor Tische nicht nur wohlbegründet, sondern auch allgemeine Sitte. Königen und Fürsten ward das Wasser in goldenen oder silbernen Becken zugleich mit einem kostbaren Tuche zur Abtrocknung dargereicht, und die darreichenden Jungherren knieten dazu.

Bei aller Zierlichkeit und Pracht, die bei dieser Handwaschung Statt haben mochte, bleibt die Sitte doch immer etwas bedenklich,

sagte Berta, und ich gebe unseren Gabeln vor den naturwüchsigen unbedingt den Vorzug. Aber das Harfenspiel, wodurch Dietrich von den Gefangenen als Rother erkannt wird, gemahnt mich an Richard Löwenherz und seinen Minstrel Blondel, der der Sage nach von Gau zu Gau in Deutschland zog und vor allen Thürmen sein Lied und seine Harfe erklingen ließ, bis er endlich seinen gefangenen Herrn dadurch auf Trifels entdeckte. Nun, jetzt kann Constantins Tochter mit ihrem Dietrich=Rother davon gehn, sobald sie will.

Oder vielmehr, sobald sich schickliche Gelegenheit dazu findet, denn die Boten, die für jetzt in den Kerker zurück müssen, müssen erst noch frei werden. Hören Sie demnach den Verlauf der Begebenheit.

XI.

Da hub sich wider König Constantin die größeste Heerfahrt, die jemals in der Welt ward. Imelot verlangte, daß er sein Mann werde, und der war ein furchtbarer Heide. Nichts mochte ihm widerstehn, er wollte alle Reiche mit Gewalt sich unterworfen haben. Ueber all das heidnische Land versaß Niemand sein Gebot; ja er wollte selbst Gott sein.

Da kam ein eilender Mann vor dem Volke her, der sagte dem Könige, wie Noth ihm Hülfe wäre, wenn er sich des Feindes erwehren wollte; denn ihn suchte ein zahlreiches Heer. „Wer möchte so gewaltig sein, sagte Constantin, daß er mich zu bestehen wagte?" Da sprach der eilende Mann: „Dein großer Uebermuth, der ist dir wahrlich zu nichts gut! Auf Treue, er wagt es. Es ist der Herr Imelot von wüsten Babylon; mit zwei und siebenzig Königen sucht er dein Land; ich sah seine Vorhut." Diese Neuigkeit erschreckte den König und ward ihm schwer; Dietrich aber, der gute Held, tröstete ihn. Er hieß ihn seine Mannen entbieten: „Wahrlich, wir sollen ihm entgegen ziehen," sagte er. „Halte dich wohl, Constantin, und gieb mir auf mein Leben die fremden Gefangenen heraus. Hätten sie Roß und Gewand, unter ihnen ist mancher kühner Held." „Roß und Gewand, sagte Constantin,

das sie in dieß Land brachten, alles wird ihnen zurückgegeben, da du, tapferer Degen, mit mir beklagenswerthem Manne in dieser großen Noth es halten willst.“ Nach Dietrichs Rathe sandte sofort Constantin weithin in das Land; da kam ihm mancher tapfere Held. Innerhalb drei Tagen hatte er fünfzig tausend Krieger. Da giengen die theuren Helden eilig und nahmen die zwölf Grafen aus dem Kerker, jeglicher seinen Mann, und sie erhielten sofort alles ihr Gut zurück. Der sie einst in dieses Land sandte, Dietrich der kühne Held, nahm sie zu seiner Schaar; da waren sie herlich gerüstet auf schneeblanken Rossen: das war den Helden wohl zu Danke. Den jungen Helden giengen die Rosse wohl im Sprunge. In breiten Glanzstrahlen über das Land führte der König Constantin manchen guten Streiter seinen Feinden entgegen. Sie ritten wohl sieben Nächte gegen das mächtige Heer und legten sich ihm so nahe, daß sie den Rauch von dem Lager sahen. Da huben sich erst die Sorgen. Bald fiel die Nacht herab. Da befahlen Constantins Mannen einander Kind und Weib; keiner versah sich da des Lebens. Da tröstete sie Dietrich und lagerte sich zunächst den Feinden. Dietrich und seine Mannen flüsterten da unter einander, welche Ehre ihnen das wäre, wenn sie den stolzen König ohne Constantines Schaden hie fangen oder tödten möchten. Der Herzog von Meran hieß die Mannen Dietrichs munter bleiben und großen Lärm machen: „Mein Herr, sagte er, will mit den Seinen zum Könige Constantin, der nach ihm gesandt hat.“ Da war mancher kühner Held zum Kampfe wohl gewaffnet, davon aber wußte Niemand außer den Blutsverwandten, die über das Meer gekommen waren.

Dietrich gieng zu seinem Rosse. Da leuchtete eine goldne Brünne wider das Roß, die trug der zornigste Mann, der je geboren ward. Der tröstete Dietrichs Volk, Widold war es, der Held. Liupold der getreue Mann sprach zu den Riesen: „Ihr mit den leuchtenden Halsbergen, haltet ihr euch mitten in der Schaar; sie leuchten zu ferne hin.“ Dietrich ritt nun mit den Seinen rings um die Heidenschaft, die da mit Heereskraft lag, und begann zu fragen, wo sein lieber Herr wäre, er hätte sich

versäumt, aber er brächte ihm manchen guten Held. Da wies man ihn von Manne zu Manne, bis er zu Imelote kam in ein schönes Zelt. Da zückte Asprian das Schwert. Er hieß den König schweigen, wenn er das Leben behalten wollte. Kein Wort sprach da der König, als er die Stange erblickte: die däuchte ihn sehr furchtbar. So ward der mächtige König hier gefangen. Dietrich und seine Mannen wandten sich nun gegen das Heer; das erschlugen sie ganz und gar. Widold gab da, wähne ich, die Stange nicht aus den Händen. Die zwölf schrecklichen Riesen tödteten da manchen Mann. Die Heiden flohen aus Noth, denn der grimme Tod jagte sie. Da ward Widold wiederum ergriffen und an die Kette gelegt. Dietrich hieß seine Mannen zum Lager zurück kehren, und befahl ihnen, daß sie nie zu den Rossen giengen, was auch für einen Lärm sie hörten. Da rief der Wächter über all das Heer: „Wohl auf! Herr Constantin, ich höre deine Feinde mit großem Schalle; ich wähne, sie wollen an uns.“ Da ward mancher gute Held mit Constantin gewaffnet.

Da sprachen einige: „Nun sehet nach Dietrich, er liegt da wie ein Verzagter; von seiner Untreue bist du verrathen, Herr Constantin.“ Constantin rannte da, so schnell sein Roß laufen konnte, zu Dietrichs Zelt. „Wohlauf! Dietrich, rief er, die Heiden wollen uns bestehn: hie nahet manchem Manne der Tod.“ „Herr, du spottest ohne Grund, rief da Imelot; zu Mitternacht, da ich im Bette lag, da kam ein schrecklicher Mann und trug mich unter seinem Arme hinweg. Mir sind die Meinen alle erschlagen, sie mögen dir nicht mehr schaden!“ Als Constantin das hörte, kehrte er fröhlich zurück und sagte seinen Mannen, daß Imelot gefangen wäre. „Das hat Dietrich gethan! Nun bestehn sie mit Schanden, die den Herren grundlos verläumdet haben. Auf denn! zu Dietrich hin, und danken wir ihm!“ Vom Rosse stieg Constantin, zuvorderst gieng er in das Zelt, die Hände hielt er vor sich: „Gott lohne dir, Dietrich, sprach er, daß du mit deinen Mannen den reichen König gefangen hast. Welche Ehre ist dir geschehen, tapferer Held! Hätte ich nun ein Gut, das du begehrtest, das soll dir unterthan sein.“ Aller Sorge war dahin. Als der Tag aufgieng, sattelte

mancher Mann. Dietrich der Held nahm Imeloten bei der Hand, führte ihn vor Constantinen und befahl ihn ihm und den Seinen.

Da sprach der listige Mann: „Wir sollten einen Boten haben, der den Frauen sagte, was wir gethan haben.“ „Auf Treue, sprach da Constantin, der Bote sollst du selbst sein.“ Da nahm er seine Mannen zu sich, so viele ihrer über das Meer kamen, und sagte den kühnen, wes er Willen hätte. Die theuren Helden freuten sich da der Heimkehr. Von dannen ritt da Dietrich; eine herliche Fahne brachte er gen Constantinopel der berühmten Stadt mit seinen Mannen. Er sagte, er wäre kaum entronnen. Da weinte die Königin. „O weh! wo ist Constantin und die Helden aus so manchem Lande? Dietrich, lieber Herr, sehen wir sie jemals wieder?“ „Nein, das weiß Gott, Imelot hat sie geschlagen, und er reitet her mit Heereskraft. Er will diese Stadt zerstören. Ich getraue mich nicht zu beschirmen; nun muß ich abermals über das Meer fliehen.“

Da nahm das Weib Constantins ihre schöne Tochter, und beide baten Dietrichen, daß er ihnen hülfe aus der Heidenschaft, die mit Heereskraft käme. Da hieß der listige Mann den Frauen die Zelter vorführen, und führte sie zu den Schiffen. Da war Weinen und Handschlagen; sie mochten ihres Leides nicht geschweigen. Eine große Menge Volkes zog Dietrich nach aus der Stadt; sie wollten alle auf dem Meere vor Imelot das Leben beschützen. Dietrich hieß da seine Mannen eilig in die Schiffe gehn; Asprian der gute Held trug den Kammerschatz hinein; alle eilten auf das Meer. Da hieß der König Rother die Tochter in das Schiff gehen; die Mutter ließ er am Gestade. „Wem willst Du, tugendhafter Mann, uns arme Frauen lassen? sprach die gute Königin. Nun nimm mich in dein Schiff zu meiner Tochter.“ Da sprach der listige Mann: „Frau, du sollst dich wohl gehaben! Constantin ist nicht geschlagen, aber Imeloten haben wir gefangen. Wohl ergieng es Constantin; er reitet her zu Lande mit seinen lieben Helden. Nach dreien Tagen kommt er. Du magst ihm in Wahrheit sagen, seine Tochter sei mit Rother westwärts über das Meer gefahren. Nun gebeut mir, herliche Frau; ich heiße nicht Dietrich.“ „Wohl mir,

sprach die Königin, daß ich je das Leben gewann! Nun lasse dich der gute Gott durch seine Gnade meine Tochter lange mit Freuden haben." Die löbliche Frau gieng lachend von dannen auf den Saal Constantins. Sie gönnte Rother wohl, daß ihn Gott mit großen Ehren wieder heim sandte.

XII.

Sich hub großes Getöse. Der Schall ward groß, da der Herr Constantin auf seinem Hofe fragte, wo seine Tochter wäre, daß er sie nicht sähe? Darauf antwortete die Königin: „Halt dich wohl, Constantin! Jener herliche Recke, der sich da Dietrich nannte, das war der Konig Rother: er hat deine Tochter über Meer geführt. Der listige Mann will sie zu einem Pfande haben, bis seine Verdienste um dich ihm gelohnet werden. Er hat uns recht gethan, du hattest wahrlich wunderlichen Wahn!" Constantins Gemüth verwandelte sich; er begann zu weinen und quälte sich vor Leid. „O weh, Frau Königin, nun reuet mich sehr meine Tochter! Nun kam es mich theuer zu stehn, was immer er einem Manne gab!" Vor Leid fiel er in Unmacht. Da zog die Menge der Bürger aus der berühmten Stadt, denn man rief aus, daß das Heer käme. Groß war das Rufen: wohl genoß des Imelot. Der sein da Acht haben sollte, der zog aus Verwunderung seines Weges; er wollte gern schauen, was Wunders da geschehen sollte. Imelot begann da mit List sein Leben zu schirmen. Da Constantin danieder lag, hub er sich schnell aus der Stadt und entrann in einem Schiffe. Kaufleute führten ihn von dannen.

Als Constantin zu sich selber kam, da rief Mann zu Mann, die alten und die jungen: „Imelot ist entronnen!" „O weh! sprach da Constantin. Nun nehmet meinen Schatz, Frau Königin, gebt den Helden und sendet sie nach Hause, daß es mir, ob er mich hier noch bestehe, an Volke nicht mangele." Sie war milde des Goldes und legte es auf die breiten Schilde. Den mächtigen Fürsten gab sie reichlich und den guten Knechten, wie man es noch nach Recht und nach Ehren thut. Heim zu Lande ritten da die Herren.

Ich dachte bereits, die Geschichte sei zu Ende, da Rother mit seiner Braut glücklich auf das Meer gekommen ist, sagte Berta, als Haspinger schwieg. Allein da Imelot zu entkommen vermochte, so meine ich, wird die Sache noch nicht zu Ende sein, obwohl ich nicht voraussehe, wie sie der Dichter weiter führen werde. Der Plan des Gedichtes ist wirklich gut angelegt und hält fortwährend in Spannung, eben weil man nicht voraus ahnen kann, was kommen werde.

Auf Ehre, sagte Künrich, Sie haben recht; aber der Constantin ist doch ein erbärmlicher Schächer; er versteht rein nichts von militärischer Disciplin. Fällt der Tropf in Ohnmacht, anstatt dem unaufmerksamen Wächter des Gefangenen für seine dienstwidrige Neugierde fünfzig aufmessen zu lassen. Und da Schiffe in dem Hafen sind, warum setzt der Esel nicht sogleich dem Entflohenen nach, der war ja gewiß noch einzuholen! Man sollte den Narren lebenslänglich in einem Pfrundhause versorgen!

Ei wie mögen Sie so unwürdig von der Majestät sprechen, sagte mit großem Zorne Küngold. Was der König thut oder nicht thut, ist recht und gut, eben weil er es thut oder nicht thut. Kein Mensch hat das Recht, einen Tadel darüber auszusprechen, jeder die Pflicht, über das seinem blöden Verstande Unbegreifliche in Ehrfurcht zu schweigen. Das ist meine Meinung, und sie ist die einzig richtige; darauf leb' und sterb' ich.

Da weiß ich freilich nicht, wie eine Geschichte möglich sein sollte, wenn diese Meinung allgemeiner Grundsatz würde, sagte Baron Wilmar. Aber die Geschichte ist in den Augen des genädigen Hoffräuleins ohne Zweifel etwas sehr Entbehrliches. Sei es denn! da jedoch Niemand einer Erläuterung zu bedürfen scheint, so denke ich, gehn wir weiter. Haspinger fuhr also fort:

XIII.

Da die große Menge den König verlassen hatte, sprach ein Spielmann: „Herr, tröste dich! Lohnest du mir, Constantin, so bringe ich dir deine Tochter wieder. Wir müßen ein Schiff haben, das allerhand Wunderdinge trage, Gold, Edelgestein, feine Perlen,

Scharlach und Seide, um Alles zum Kaufe anzubieten. Beschauet deine Tochter meinen Kram, so führen wir sie in dein Land. Nun sage, was du mir bietest, und behaget mir der Lohn, so setze ich dir mein Leben zu Pfande, ich bringe dir Rothers Weib." „Dank, sprach Constantin, ich weise dich auf meinen Schatz an; davon nimm dir, trauter Gesell, so viel du willst. Die Fahrt ist mir recht, mein Dank soll dir nicht mangeln." Schiff und Segel wurden schnell bereitet. Darein trug man, wie der König gebot, rothes Gold, Spangen, Ringe, Haarbänder und anderen seltsamen Kram. Schnell ward das Schiff beladen. So sandte Constantin verrätherisch nach seiner Tochter. Schiffer und Spielleute giengen an das Schiff.

Gen Bari schifften sie über Meer. Da war der König Rother gen Riflande gezogen mit seinen Helden. Den Witwen und Waisen richtete daselbst der gute Kaiser. Als die beiden Griechen zu Bari landeten, gieng der Spielmann und trug Kieselsteine in sein Schiff. Nun sehet, wozu er sie wollte, oder wer sie kaufen sollte! Des Morgens, als es tagte, hatte der Spielmann seine Krambude mit kostbarem Gewande behangen. Da giengen die Bürger aus der Stadt Bari und feilschten um Gold und Seide. Da war kein so kostbar Ding, das er nicht um einen Pfenning gegeben hätte. Da däuchte die Bürger, er wäre ein Thor. Sie kauften sein Gewand. Da sah einer die Kieselsteine und fragte, wozu er die habe. Da verlangte er für einen nur tausend Pfund Goldes. Da sagte der Bürger, daß es kein Spott wäre. „Ihr lüget, sprach er, dem Teufel an das Bein, dieß dünket mich nur ein Kiesel." „Auf Treue, sprach der Spielmann, ihr thut ihm Unrecht! Er ist zu vielen Dingen gut; ja, wenn einer stürbe und man bestriche ihn damit, eh' er begraben würde, er würde sicherlich wieder lebendig. Der Lahme und der Krumme würde sofort gesund, berührte ihn eine Königin mit diesem meinem guten Steine. Nähme ihn eine Königin in die Hand, er würde über dieß ganze Land leuchten. Hätten wir einen krummen Mann und wollte sie in dieß Schiff gehn, heißet mich fangen und an einen Baum henken, wenn sich nicht erwahre, was ich Euch gesagt habe."

Da sprach ein Ritter, der zu Bari gewaltig war: „Ich habe zwei Kinder, die nun ein Jahr liegen und die wir immer tragen mußten; ich will es wahrlich der Herrin sagen. Vielleicht daß sie in ihrer Güte sie der Noth entledigt. Hilft ihnen dein Stein, daß sie wieder heim gehen, ich gebe dir eine solche Menge Goldes, so viel du nur von dannen führen magst.“ „Lüge ich, sprach der Kaufmann, so heißet mir mein Haupt abschlagen!“ Da nahm er seine Freunde und gieng mit ihnen vor die Königin, die ihn sehr leutselig empfieng. Er theilte ihr Alles mit, was der Spielmann ihm gesagt hatte und dann bat er sie, daß sie seinen Kindern hülfe. „Da du mich um Gottes Willen bittest, antwortete die Königin, so will ich es dir nicht versagen; so heiß denn die Kinder in das Schiff tragen.“

Liupold war nicht daheim. Zwanzig Ritter nahm die Königin mit zu dem Schiffe. Schnell kamen die Siechen, denen sie da helfen sollte, und sie trat mit ihnen in das Schiff. „Wohlauf! sprach der Spielmann, zu den Griechen wollen wir fahren! Hier steht das Weib, die uns hieher bemühet hat.“ Da sprangen eiligst die Griechen in den Kiel. Die Krummen warfen sie an das Gestade, da gab es Stöße und Schläge. Die der Frau da pflegen sollten, die trieben sie zurück. Nun sehet den Teufelskerl, wie er Rothers Weib gewann! Die Griechen huben sich von dannen. Sie fragte den Spielmann, wer ihn hieher gesandt habe. „König Constantin, mein Herr und dein lieber Vater, sandte uns über Meer. „O weh! König Rother, sprach das arme Weib, wie du dich nun um mich quälest, so quäle ich mich um dich!“ Sie war sehr traurig, der Spielmann aber führte sie gen Constantinopel. Als die Sache dort bekannt ward, gieng Constantin in das Schiff und hieß sie willkommen sein. Er nahm sie bei der Hand, führte sie an das Land, umarmte und küßte sie, weinend aber gieng die Mutter, ungern empfieng sie ihre Tochter. Was die Königin auch redete, der König hörte es alles schweigend an und gab nichts auf ihre Rede; er ließ sie schreien und klagen, bis sie des genug hatte.

XIV.

Da erscholl die Kunde über die Stadt Bari, daß die Frau geraubt sei. Weib und Mann fürchtete da Rothers Zorn, sie wollten alle aus der Stadt fliehen. Da kam der Held Liupold und tröstete das traurige Volk, er gewönne ihnen Rothers Huld, daß er die Schuld an ihrer keinem räche. Da fielen die Bürger alle ihm zu Füßen und sagten, sie folgeten ihm in allem auf seinen Trost; aber groß war ihre Sorge. Von dem Tage über sieben Nächte kam Rother mit seinem Heere nach Bari; da hörte er die leide Kunde. Liupold der getreue Mann gieng vor den Herren. „Ich habe mich übel behalten gegen dich, o Rother, sprach er; dein Weib ist wieder über Meer. Das haben Constantins Mannen mit großer List erreicht. Nun fürchte ich, Herr, deinen Zorn, daß ich mein Leben verliere. Manchen Tag lag ich in Griechenland, daß ich die Sonne nie sah. Möchte ich des genießen, daß du mich leben ließest! Unschuldig ist das Volk, das hat dir nichts gethan; ich meine die Bürger: Die wollten alle aus Bari fort: auf meinen Trost sind sie hier geblieben. Ich allein bin schuldig wider dich; du sollst über mich richten, das ist billig und recht. Was bedürfte ein guter Knecht anderen Reichthum als Treue und Ehre?" Rother, dem das Herzeleid geschehen war, nahm vor allen den Herren Liupolden bei der Hand, küßte ihn an den Mund und sprach: „Gehabe dich wohl, mein Neffe! Warum betrübst du dich? Es lebet so manches schönes Weib; ist uns aber von der Frauen Gutes bestimmt, so wird es uns endlich schon werden; darum schweig, tugendhafter Mann. Hättest du meinen Zorn zu fürchten, so wäre dein Dienst verloren, den du mir oft gethan hast. Ja, du sollst den Bürgern sagen, daß sie sich alle wohl gehaben." Da hörte denn mancher gute Knecht Rothers Landrecht und wie sein Zorn beschaffen war. Der Herzog von Meran trat sittiglich vor Rothern und lachte vor Freude. „Was du, sprach er, mir armem Manne an Liupolde gethan hast! Heute hat wahrlich deine Treue die alte Zucht erneuet! Dein Vater übte sie auch so lange er lebte. Wäre mein Leib kampfgerecht wie vor fünfzig Jahren, so verdiente ich diese Ehre wie noch weitere. Nun mag

das leider nicht sein; ihr aber, ihr Jünglinge, die ihr hier gegenwärtig steht, gedenket ihr daran, daß nun der König Constantin manchem Mühe gemacht hat; das ist wahrlich des Teufels Mann. Ich denke, Rother, wir sollen mit Kraft über das Meer. Mein Bart ist nicht so grau, daß ich daheim bleibe; deshalb tadle mich Niemand, denn er hat mir großes Leid gethan." „Wo sind nun die Mannen meines Herren Rothers, sprach Asprian, denen er sein Gut gab und den reichen Schatz? Nun bedarf er ihrer in der Noth." Da drangen gute Helden zu dem Ringe. Sie erbten manches Landrecht, denn mancher gute Knecht gelobte Rother dem Reichen mannhaft, käme es zum Kampfe, sie mieden mit ihm nicht den Tod. Laut rief da Widold: „Hier ist ein herliches Volk! Land und Sippen wagen sie um deinetwillen, Rother: Wir sollen dir alle über das Meer helfen. Wer dir dienet, der wird wohl belohnt. Uns haben Constantins Mannen großes Herzeleid zugefügt; genößen sie des, das wäre mir leid, so hätte ich mich umsonst auf den langen Weg gemacht."

Da sprach der Held Wolfrat: „Nun Widold es gelobt hat, daß wir dem König Rother über Meer helfen sollen, so führe ich aus meinem Lande zwölftausend Streiter. Liupolde zu Ehren will ich sein Heer vermehren, denn er ist mein Mag. Es ist wahrlich ein schönes Ding, daß beide, Brüder und Neffen mit einander immer recht leben! Berchther der reiche handelte edel: da mein Vater vertrieben war, gewann er ihm sein Land wieder; er erschlug Alfwinen, einen Herzogen vom Rheine. Wahrlich seines Verdienstes wegen will ich dir, Liupold, trauter Neffe, beistehn, so lange ich das Leben habe." So gelobte in dem Kreiße der Herr von Tengelingen.

„Wir sollen sicherlich in Constantins Land fahren, sprach Liupold der kühne Held, seit mein Neffe Wolfrat seine Hülfe mir gelobte. Reitet heim nach den Helden, so führe ich zur Versammlung zwanzigtausend junger Helden in schneeweißen Brünnen. Des sei ein Tag anberaumt von heute über zwölf Wochen hier zu Bari an dem Strande." Das gelobte mancher Kämpe mannhaft vor Rother dem Reichen. Da sprach der Herzog von Meran:

„Zwanzig tausend Krieger, der sollst du warten Rother von mir zu Hülfe über das Meer. Mich zwinget noch die alte Noth, daß er Liupolden so gemartet hat. Ich gelobe dir bei meiner Treue, tritt mir Constantin entgegen, dem wird leicht ein Schwertschlag, daß er nicht mehr daran gedenken soll, ob ihm seine Tochter jemals lieb ward. Sterbe ich vorher, so vermag ich mich des nichts."

Die Herren lagen da zu Bari in der Stadt über Nacht; des Morgens räumten sie den Strand. Da ritten die Fürsten heim, Liupold gen Meiland. Berchther der alte nach Meran. Da ritt ein junger Held gen Tengelingen, der Streites sich vermessen hatte, das war der Held Wolfrat: mit solchen Ehren diente er Rother seinem Herren.

Nun geht der Tanz erst recht an, wie ich merke, sagte Hauptmann Künrich und rieb sich vergnügt die Hände, nachdem er seinen kleinen hölzernen Helm und sein Schnitzmesser vorsichtig bei Seite gelegt hatte. Auf Ehre! ich freue mich, und ich denke, dem närrischen Constantin werden die Reisekosten seines Spielmanns hoch zu stehen kommen. Es war aber auch Tollheit, reine Tollheit, die Tochter nach all den Geschichten wieder holen zu lassen. Na! nun hat man ja Hoffnung, ein rechtschaffenes Reitergefecht geschildert zu hören, und darauf freue ich mich in der That.

Küngold war mit diesen Aeußerungen des Hauptmannes wenig zufrieden; aber ihm wollte sie nicht entgegentreten, und so begnügte sie sich mit einem mißbilligenden Blicke und schwieg; Berta aber fragte, wo das Rifland denn liege, wohin Rother gezogen war, als ihm sein Weib geraubt ward.

Rifland wird nur Uferland, Strandland hier bedeuten, antwortete Haspinger; denn an das Land der Ripuarischen Franken, das auch Rifland heißt, ist schwerlich zu denken.

Und was will sagen, mancher gute Knecht habe Rothers Landrecht gehört? fragte Berta weiter.

Nichts weiter, als mancher habe Rothern als einen milden

Richter kennen gelernt, antwortete Baron Wilmar. Wenn es aber bald darauf heißt, viele hätten das Landrecht geerbt, so will das sagen, viele hätten durch ihren Heerdienst das Landrecht, das Recht im Lande zu sitzen, für sich und die Ihren als erbliches Eigenthum erworben.

XV.

Als die Zeit nahete, da rüstete sich mancher Mann. Da kam ein alter Held wohlgerüstet in die Stadt Bari und sagte die frohe Kunde, daß mancher Heermann käme. Er ritt ein edles Roß und führte in seinem Schilde eine goldne Buckel. Der Schild war so, daß er von Glanze wie ein Feuer strahlte. Auf den Gürtel gieng ihm der Bart. Kein Heermann ward bei den Zeiten so löblich als der Herr von Meran. Rother der reiche empfieng ihn sehr freundlich. Eben so that Asprian und Widold der kühne. Er sprach: „Edler König, nun lebe froh und gieb mir das Botenbrot: Dir kommt wahrlich mancher gute Held. Nimm die Bürger und reit hinaus von Bari an den Strand; du siehest manchen Mann, bevor dieser Tag ende. Ich bin voraus gesandt.“

Rother, Asprian und Widold nahmen die Bürger, ritten an den Strand und sahen nach allen Seiten aus. Da sahen sie wohlgewaffnetes Volk reiten. Liupold der getreue Mann brachte manchen guten Held und führte eine herliche Fahne. „Genädiger Gott, sprachen die Bürger von Bari, wer mag jenes Volk bei der schönen Fahne sein?“ Da antwortete der Herzog von Meran: „Rother, mein lieber Herr, dieß sind deine Nothgestalden. Jene schöne Fahne führt Liupold der getreue Mann; er verdient seine Grafschaft, daß du ihm dieselbe wohl gönnen magst. Unter der bunten Fahne reiten vierzig tausend solcher Krieger, daß nichts vor ihnen bestehn mag. Die führe ich und mein Kind um deinetwillen auf die Reise.“

Da leuchtete um die Wette über das Land Smaragd und Hyacinth neben Liupoldes Schaar in einer schneeweißen Fahne; der folgte das junge Volk von Tengelingen. Feinen Goldschmuck, zierlichen, wie ihn jemals ein Mann zu einer Heerfahrt anlegte,

führte die Baierische Schaar; schöneres Volk beleuchtete nie der Tag. So manchen guten, mit Golde wohl gezierten Held hatte Wolfrat seinem Verwandten hergebracht. Das scheinet immer an den Baiern: daselbst ist noch mancher kleidzierer Mann. — Als die guten Helden auf dem Strande bei dem Meere geherbergt hatten, da gieng der König Rother und empfieng die Herren mit großen Ehren. Da nahm der Herr von Meran Liupolden und Wolfraten, und sie traten vor Rothern. Die Schwerter trug Erwin: das gebot ihm sein Vater. Sie riethen dem Könige, daß er aus der Menge dreißig tausend Mann wählte, die andern aber nach Hause entließe, nachdem er jeden, der es nehmen wollte, mit Golde begabt hätte. Als dieser Rath gethan war, da gieng Asprian und nahm das rothe Gold des Königes, wie ihm Berchther gebot, gab es den Helden und entließ sie nach Hause. So führte der König Rother dreißig tausend über das Meer. Zwei und siebenzig Schiffe wurden schnell beladen. Da fuhr gar mancher Mann, des Vater nie nach Bari gekommen war.

XVI.

Laut rauschten die Segel. In sechs Wochen kamen sie über das Meer gen Constantinopel, der berühmten Stadt. Eine Meile unter der Stadt, wo Wald und Gebirge war, da zogen die Mannen Rothers unter schöne Bäume die Rosse aus den Schiffen so daß es Niemand wußte. Als die Schiffe geräumt waren und die Leute unter den Bäumen gelagert hatten, da sprach der reiche König sehr weise: „Ich will, Freunde und Mannen, vor Constantinen gehn, um Neues zu erforschen.“ „Nicht allein sollst du gehn, sprach Wolfrat von Tengelingen; Berchther ist ein weiser Mann, ihn und Liupolden bitte mit dir zu gehn und nimm dieß mein gutes Horn: das soll uns ein Zeichen sein. Die Griechen sind listig: wird dein Jemand inne, so fangen dich die Mannen Constantins.“ „Auf Treue, sprach Asprian, hören wir dein Horn, so ist die Feste wahrlich verloren. So mir Seele und Leib! Die Burg ist nirgends so weit, vor welcher Straße ich und der kühne Widold stehn, da wird der engste Pfad, den je ein Mann sah.“

Da schlüpften die guten Helden in Pilgrimskleider; der Herzog von Meran und Liupold der getreue folgten dem Könige eilig. Da ritt ihnen ein Recke entgegen, der sich den Wald betrachtete. Rother grüßte ihn freundlich und fragte ihn, was es in der Stadt Neues gäbe. Da sprach der tugendhafte Held: „Ich sage dir viel Wunderbares. Hier zu Constantinopel war jüngst ein Recke, der großer Ehren pflegte. Auch ich selbst hab' es erfahren, denn er erzeigte mir viel Gutes. Alle Fürsten waren ihm hold, denn er war freigebig wie kein anderer Mann. Er gab Nacht und Tag. Wer ihn um tausend Pfund bat, die gab er eben so leicht, als wären es zwei Pfenninge. Warte, Herr, ich will dir sagen, weshalb ich diese Rede anhub." Rother vernahm gern, was er selbst gethan hatte. Da sprach der Recke weiter: „Ja er war gütig! Er gab alles, was er gewann und fragte nicht, wer es empfieng. Er führte solche Degen, daß kein Vertriebener jemals auf Erden solch Gefolge hatte. Constantin dem reichen half er tapfer aus großen Nöthen. Er fieng Imeloten, den König von Babylon, dem zwei und siebenzig Könige dienten. Bevor unser Volk fröhlich heimkehrte, sandte man den Held als Boten nach der Stadt, daß er den Frauen den Sieg anzeigte. Hie zu Constantinopel war das schönste Weib, das je geboren ward, die Tochter Constantins, meines leiden Herren. Um die warb er; seine Höfischheit aber bewirkte, daß die schöne Maid ihrem Vater mit ihm entrann, bevor er heim kam. Da hatte er sie zu Lohne. Er führte sie westwärts über das Meer. Das war der König Rother von Rom. Nun vernimm, was weiter geschah. Als mein Herr heim kam, entrann ihm der heidnische Mann. Constantin aber sandte Boten nach seiner Tochter, die einer seiner Gaukler führte. Mit List gewann dieser die Frau, sie stahlen sie dem König Rother und führten sie wieder über Meer.

Seitdem ritt der König Imelot mit manchem guten Held her in das Land der Griechen und stiftete Brand und Raub. Er fieng Constantinen, meinen leiden Herren. Da löste er sein Leben und gab das Weib Rothers dem furchtbaren Könige von wüsten Babylonien; des Sohn soll sie hienacht nehmen, wie Du selbst es sehen

magst. Zu Constantinopel in der Stadt sind sie mit großem Gefolge, worunter zwei und siebenzig Könige. Da steht das Weib Rothers in bitterer Qual. Das ist Herzeleid! Nun möge der waltende Christ Rothern senden, daß er diesen Handel zu nichte mache.“ Die Herren sprachen: „Amen! das steht bei der Gnade Gottes.“ Da trabte der Recke traurig in den Wald. So klagte der gute Held die Noth der edlen Jungfrau.

XVII.

Fröhlich saß der reiche Constantin mit vielem Volke bei einem Gastmahle auf einem herlichen Saale; da war der Lärm sehr groß. Rother kam mit Listen zu Constantins Tische. Neben ihm saß Imelotes Sohn, der König Basilistium, und an dessen Seite Rothers Weib in großem Schmerz. Da sprach König Constantin: „Nun schweig, meine schöne Tochter, mir träumte von dir in der gestrigen Nacht, das sollst du mir wohl glauben, wie ein Falke her von Rom geflogen kam, der dich wieder über Meer führte.“ Da schlüpften der König Rother und seine Mannen unter den Tisch, daß man ihrer nicht wahrnahm; da hörte er alles, was Constantin mit seinen Gästen redete. Die heidnischen Könige freuten sich ihrer Menge und sprachen: „Käme Rother, er würde in dem Meere ertränkt oder sonst wie schimpflich umgebracht, und würde Widold darob zornig.“ Da sprach die edle Königin: „Sendete ihn unser Gott unter Euch Uebermüthige, er würgte den einen oder den andern, daß er es in sieben Nächten nicht verschmerzen könnte.“ Rother saß nieder auf den Fußschemel. Er nahm einen goldenen Fingerring und gab ihn der jungen Königin; daran stund in Buchstaben der Name des reichen Königes. Als die Frau diese las und daraus erkannte, daß Rother im Saale war, da lachete die gute und sagte es ihrer Mutter, daß ihnen von Bari her der edele König gekommen wäre. Dieß Lachen sah Constantin: „Nun wohl dir, traute Tochter,“ sprach er. Da sprach die herliche Frau: „Daß ich je bei dir trauerte, das reuet mich sehr; ich thue es nie wieder!“ Da sprach der König Imelot: „Frau, Ihr lüget ohne Noth! Ich wähne, Euer Lachen bringe uns Herzeleid, wenn es

zum Ende kommt, und Händeringen. Nun wollen wir uns wohl hüten. In dem Saale hier sind beide Späher des Königes von Bari. Wer mir's nicht glaubt, dem erlaube ich mein Haupt."

Da sprach der Sohn Imelotes, der König Basilistium: „Ich sah einen guten Fingerring, den gab deine Tochter, Constantin, der alten Königin: wahrlich, Rother ist hier im Saale, des sollst du gewiß sein." Da sprach der König Constantin: „Nun, ich heiße Schau halten über alle, die hier im Saale sind; ist Rother darunter, den haben wir bald entdeckt. Wollte er aber hervor gehn, das wäre ihm Ehre, bevor wir so lästerlich den reichen König suchen wie einen flüchtigen Dieb. Wahrlich, es geziemt ihm auch nicht."

Rother der reiche berieth sich ernstlich. Da sprach der Herzog von Meran: „Wir sollen hervor gehn!" Da huben sich die Herren unter dem Tische hervor. Rother trat hervor und sprach: „Ich bin sicherlich hier, mich schaue wer da wolle!" Alle die reichen Könige droheten ihm an das Leben: das büßte seitdem mancher von ihnen. Da sprach der Sohn Imelots, der König Basilistium: „Du fiengest meinen Vater, das geht dir an deinen Leib. Du mußt verloren sein und sterben, wie du selber es willst." „Auf Treue, sprach Constantin, er soll übel sterben!" Da sprach der reiche König sehr weise: „Und wäre mir das Leben lieb, ich möchte es doch nicht erhalten. Siehst du jenes Gebirge dort vor dem schönen Walde? dort will ich hangen! Nun gebeut deinen Mannen, daß sie dir dazu helfen. Du sollst mir den Tod selber geben! Es ist in meinem Lande Recht, sprach Rother, was einem Fürsten geschehe, daß es der andere ansehe. Sie alle kommen dahin und hängen mich in dem Schalle."

Das ward aus List gesprochen; er hatte sich wohl gerächt. Wo er sich hängen bat, da nahebei lag sein Heer. Er bezeichnete die Stätte, wo der Riese Asprian lag.

Imelot hieß die Könige von wüsten Babylon Rothern fahen; er wollte ihn selber henken. „Auf Treue, sprach Constantin, dabei bin ich dein Helfer. Jener Alte mit dem Barte, der mühet die Leute sehr mit Heerfahrten über Land: nun hängen wir sie alle zusammen,

so erfahren die Römer nimmer mehr, wohin sie gekommen seien.“ Darauf ward Rother gebunden von den Mannen Imelots. Sehr trauerte die junge Königin, so daß ihr die Sinne schwanden. Wehklagen und Weinen erhuben die Frauen vor großem Herzeleid; Niemand brauchte da zu fragen weshalb. Weib und Mann klagte da sehr.

Nun das ist gut, sagte Küngold, das gebührt dem frechen Jungfraunräuber, der seine Majestät den Kaiser Constantin so schwer zu kränken und so schnöde zu behandeln wagte. Jetzt ist es mit ihm und seinen Spießgesellen aus; aber bei dem Hängen will ich nicht zugegen sein. Damit erhob sie sich und schritt zur Thüre hinaus. Alle lachten, als sie hinaus war; der Hauptmann Künrich aber meinte, das Fräulein fürchte vielleicht nur, beunruhigende Träume zu haben, und darum hätte sie Anlaß genommen, sich zu entfernen. Er glaube nicht, daß es wirklich zum Hängen komme, sei aber doch begierig zu vernehmen, wie sich Rother befreien werde. Er habe thöricht gehandelt, sich binden zu lassen. „Ich hätte drein geschlagen hier im Saale, wo sie doch ungerüstet waren.

Die Sage verfährt nun aber einmal anders, und wir müssen ihr schon ihren Willen lassen, sagte Irmgard. Allein bevor wir weiter gehn, habe ich eine Frage zu thun. Was ist unter der goldenen Buckel zu verstehn, die Berchther im Schilde führt? Das ist doch kein Schildzeichen?“

Nein, antwortete Wilmar; die Buckel war der erhabene, halbrunde Erzbeschlag in der Mitte des Schildes, der diesen gelegentlich im Gedränge zur Trutzwaffe machte. Sie wird häufig als reich geschmückt, mit Edelsteinen besetzt geschildert, die gleich nachher genannten Nothgestalten aber, um Ihnen die Frage zu ersparen, sind Nothhelfer, Helfer im Kampfe.

Warum aber läßt Berchther sich und Liupolde die Schwerter durch Erwin nachtragen, fragte Berta. Ich meine, die trugen die Recken selbst.

Nicht immer, sagte der alte Graf; die Fürsten hatten ihre

Waffenträger, die bei Gelegenheiten, wo Gepränge sein sollte, ihnen Schild und Schwert trugen.

Aber hat der Sohn Imelots einen sonderbaren Namen! fuhr Berta fort; man denkt dabei immer an den greulichen Basilisk, der der Sage nach aus dem Ei eines hundertjährigen Hahnes entstehen soll.

Das Wort wird wohl verderbt sein, antwortete Haspinger. Basiliskion wäre Königlein; Basanistion aber ein kleiner Henker, kleiner Folterknecht.

Da keine Frage weiter gestellt ward, fuhr Haspinger fort.

XVIII.

Weithin erscholl die Kunde, daß Rother gehenkt würde. Von nahe und ferne liefen die Leute herbei; groß war ihr Schall. Da hatte zu Constantinopel der Graf Arnold mit den tausend Marken, die ihm einst Rother gab, emsig geworben. Zwölfhundert Schilde brachte er zu der Versammlung und er bat die Herren alle, daß sie den König Rother aus den Banden lösten. Da legten die Recken Stahlgewand an, eine herliche Schaar. Zwölfhundert waren kampfbereit, sie wollten alle sterben oder Rothern befreien. Da führte Imelots Sohn Rothern herbei und wollte ihn hängen. Groß war das Geschrei, als sie ihn aus der Stadt führten. Wohl hunderttausend Valwen (Cumanen) ritten zu dem Galgen und ebensoviel Heiden. Das war den Recken Arnolds leid, sie trabten ihnen eilig nach aus der Stadt.

Die Heiden begannen dem Orte zu nahen, wo man ihn hängen sollte. Da riefen sie allenthalben: „Nun richtet den Galgen auf!" Da griffen die Recken die Heiden an und schlugen ihrer eine große Menge. Die Heiden und die Valwen wichen von dem Galgen aus Noth. Da lag mancher Held erschlagen. Arnold gab da das Heerzeichen (die Fahne) aus der Hand und zog ein Schwert, das hieß Mal. Kein Stahl war so hart und so fest, das er nicht brechen mußte. So fanden sechs Könige den Tod von seiner Hand. An wen er immer kam, dem that er das Gleiche, bis

er ihnen Rothern, Berchthern und Liupolden, die sie da hängen wollten, entriß.

Als Rother sah, daß Arnold bei ihm war, da rief der König: „Nun schneide, kühner Held, mir die Bande von meiner Hand. Blase ich mein Horn, so trifft ihrer noch weit mehr der Tod, denn dann kommt Asprian.“ Wie froh waren alle, als sie das vernahmen! Laut erscholl da das Horn über Berg und Thal. Laut rief da Asprian: „Mein Herr ist, weiß Gott, bestanden! Wohl auf! Wolfrat, dein Neffe ist in Noth. Nun will ich Rothers geschweigen, wird uns Liupold erschlagen, der muß uns immer reuen: er ist eine Grundfeste aller Treue.“ Wildold eilte rasch aus dem Walde zugleich mit Asprian. Die beiden furchtbaren Riesen liefen über Grien und Gras, und mancher gute Knecht folgte ihnen. Der Tengelinger brachte ein schönes Heer aus dem Walde, Rothers Mannen. Da eilte mancher Held wohlgewaffnet über das Land. Das Getöse wuchs allenthalben: so lösten sie mit Streit die Herren von dem Galgen. Grimmig stürzten daher Asprian und Widold. Fernhin leuchtete das Gold von dem Rande ihres Schildes. Imelot erkannte da Rothers List und wollte entrinnen. Rother gieng ihnen entgegen und sprach: „Vernimm, kühner Held! Die dort vor Liupolde halten, denen sollt ihr nicht schaden; jene Herren haben mir zu großen Ehren geholfen.“ Die Riesen sprangen in den Kampf, groß ward da der Fall des Heeres. Der Held Asprian erschlug alles, was ihm vor die Hand kam. Er hatte Freude am Streite und dachte nicht an die Flucht. Auch Widold schlug drein bis ihm die Stange zerbrach. Da zog der grimmige Mann ein furchtbares Schwert: da lagen auf den Todten die edlen Rosse zu Stücken verhauen. Das Blut floß von den Wunden, wo Wolfrat, der gute Held, zum Streite kam, und andere Mannen Rothers. Die Kühnen verrichteten Wunderthaten mit ihren Händen. Wo einer Wehe rief, da sprang Widold auf ihn zu und trat ihm auf den Mund; der ward nimmer mehr heil. Alle fanden hier ihren Endetag. Niemand genas da außer Imelot, den man seiner Straße ziehen ließ, daß er daheim sagte, wer ihm das Volk erschlagen hätte.

XIX.

Constantin der reiche fürchtete sich schrecklich. Er sprach zur Königin: „O weh! traute Frau, daß ich je das Leben gewann! Mich erschlagen die Mannen Rothers! Nun dauert mich mein Benehmen. Wie thöricht war ich, daß ich ihm sein Weib nahm! Daran that ich übel und es war auch ganz ohne Grund, denn er hatte mir wohl gedient. Dafür wollte ich dem Gewaltigen sehr böslich mit dem Galgen lohnen. Es begegnet allenthalben: die Grube hatte ich gegraben, ich muß selbst hinein fahren!" Da sprach die gute Königin: „Warum fürchtest du, Constantin? Dir helfen ja die Könige von wüsten Babylonien, daß du Rothern hängest: vielleicht fängst du ihn noch!" Constantin saß in Gedanken, wie er sein Leben erhalten möchte vor Rothers Gästen; da fand er den besten Rath: seine Tochter hieß er reichgeschmückt hervorgehn. Da zierten sich Maid und Weib mit Fleiße. Vor den reichen König giengen achtzig schöne Frauen sittiglich unter goldenen Kronen.

Da saß die Tochter Constantins auf eine seidene Satteldecke. Der König ritt ohne Mannen unter den schönen Frauen. Ihm zur Seite ritt die Königin und seine schöne Tochter. Wie klangen die Zäume als die Frauen aus der Burg ritten! Da leuchtete Rothers Weib von den anderen Frauen über das Land hin wie ein strahlender Diamant.

Das ersah Erwin. Er sprach zu seinem Herren: „Da kommt dein leider Schwäher! Empfang ihn wohl und gedenke deiner Ehren, wie es in alten Zeiten die Herren thaten." Rother der reiche sprach freundlich: „Nun herbei, ihr Helden vom römischen Lande um meinetwillen und empfanget Constantin!" Da gieng der Herzog von Meran der herlichen Frau entgegen; Liupold aber und Erwin empfiengen die alte Königin. Rother küßte sein Weib, sie war ihm lieb wie sein Leben. Auch die Königin küßte er und hieß sie willkommen sein, Wolfrat aber nahm Constantinen bei der Hand. Da diesen Widold erblickte, sprach er sehr übel über ihn. Er biß in die Stange, daß die Feuerfunken dicht daraus fuhren. Grimmige Blicke warf der kühne Mann: da mochte Niemand zu

ihm gehn. Wie deutlich sah da die Königin, daß Widold ungesittet war. Zu Constantin dem reichen sprach sie züchtiglich; „Du sollst vor Rother stehn: sieh, dort steht Asprians Mann! Sein Gemüthe ist grimm! Heute gereuet dich deiner Handlung! Nun sieh, wie das Kind spielt, daß die Feuerfunken ihm aus der Stange springen. Wenn es nicht des Königes Ehre geböte, du sähest nimmermehr deine Leute noch dein Land. Dich schlüge dieser Teufel, käme er von der Kette los. Mit deinem Leben wäre es vorbei!"

Die Königin nahm ihre Tochter: „Rother, edler König, dieß ist deine Gemahlin! Die nimm in deine Gewalt, wie du es begehrst, kühner Held!"

Somit wären wir denn mit der volksthümlichen Heldendichtung des ersten Zeitraumes zu Ende, sagte Haspinger; am nächsten Abend, denke ich, werden wir mit den Anfängen der höfischen oder ritterlichen Epik zu beginnen haben. Mir scheint dieß angemessener, als jetzt die geistliche Epik folgen zu lassen und mit der ritterlichen zu beschließen. Ich wünsche nur, daß das Wenige, was das volksthümliche Heldengedicht dieses Zeitraumes Ihnen zu bieten hatte, Ihrer Beachtung nicht unwürdig gewesen sein möge.

Das haben Sie nicht zu befürchten, sagte Irmgard. Im Gegentheil, jedes andere Volk als das deutsche würde stolz auf solche Dichtungen sein, wenn es sie besäße. Wie gedrängt und kernicht ist nicht wieder die Darstellung in diesem König Rother! Wie gut angelegt und schön ausgeführt sind nicht auch hier die Charaktere, zumal Rother, der alte Herzog von Meran und der hochmüthig feige Constantin. Auch Constantins Gemahlin und Tochter, wie die Gelegenheit machende Zofe Herlind, sind mit wenigen, aber scharfen Pinselzügen trefflich gezeichnet. Die Riesen haben neben ihrer Ungeschlachtheit etwas spaßhaftes, was freilich den Griechen wenig spaßhaft erscheinen mochte. Auch die Begebenheiten, bei denen der Charakter der Handelnden zur Anschauung kommt, sind gut erfunden und wohl berechnet. Kurz, ich wüßte nichts an diesem Gedichte auszusetzen.

Aber ich, sagte Berta. Mir will es gar nicht gefallen, daß Constantins Tochter namenlos ist; kein neuerer Dichter würde diesen Fehler begangen haben.

Da haben Sie freilich recht, antwortete ihr Baron Wilmar. Allein ich möchte fast wetten, daß vom byzantinischen Kaiser Constantin in einer älteren Gestalt dieser Sage überhaupt keine Rede war, sondern daß dieser irgend einen andern König vertritt, dessen Tochter dann wohl auch ihren Namen gehabt hat. Aber dieser Name mochte nicht zum Namen Constantin passen, und so blieb die Jungfrau namenlos. Der deutsche Name der Zofe, Herlind, erschien weniger bedenklich.

Ihre Wette würden Sie ohne Zweifel gewinnen, sagte Graf Huno. Denn wenn ich mich nicht sehr täusche, so enthält die nordische Wilkinasage vom fünfundvierzigsten Kapitel an unsere Sage.

Ei, bitte, sagte Berta, erzählen Sie uns doch die Sage nach dieser Quelle. Ich bin überzeugt, Sie bewahren sie in treuem Gedächtnisse.

Nun denn, so hören Sie, sagte Huno: Der nordische König Wilkin, Wielands Großvater, hatte nach langen Kämpfen mit dem Reußenkönige Hertnit dessen Burgen Smolensk, Poloczk und Kiew und zuletzt auch die Hauptstadt Holmgard erobert und ihn so mit seinem Reiche zinsbar gemacht. Als der Tod ihm nahte, ernannte er seinen Sohn Nordian zu seinem Nachfolger, und gegen diesen erneute Hertnit den Kampf. Er besiegte ihn, unterwarf sich ganz Wilkinenland, ließ aber dem Nordian die Statthalterschaft von Seeland.

Hertnit hatte mit seiner Gattin zwei Söhne, Oserich und Waldemar, und daneben einen Bastard Ilias. Vor seinem Tode theilte er sein Reich: Oserich erhielt Wilkinenland, Waldemar Reußen und Polen, Ilias Griechenland. Da starb auch Nordian, dessen vier Riesensöhne Aspilian, Aventrod, Etger und Widolf Oserich Treue schwören ließ, dem Aspilian aber des Vaters Herschaft gab.

Ei, hier hätten wir ja schon die uns wohlbekannten Riesen Asprian und Widold mit einer nur kleinen Aenderung ihrer Namen,

sagte Berta, und noch zwei neubenannte dazu. Aber ich bitte, fahren Sie fort.

Aventrod und Etger werden in andern Sagen schon genannt, wenn auch nicht im Rother, welches Gedicht auch, wie Sie hörten, von der Bruderschaft zwischen Asprian und Widold nichts weiß, sondern nur ein Dienstverhältniß Widolds kennt. Doch weiter. Widolf war so groß, daß seine Brüder ihm nur bis an die Schulter reichten, und hatte mehr Stärke als zwei von ihnen. Dabei war er wild von Gemüth und schonte weder Menschen noch Thiere. So kam es, daß Aspilian ihm eine Eisenkette an Hals und Füße legen ließ, von welcher er nur zum Kampfe entlassen ward. Seine dicke Eisenstange mußten ihm Aventrod und Etger immer nachtragen, davon hieß er Widold mit der Stange. Auch Etger führte einen so schweren eisernen Geer, daß ihn zwölf Männer kaum heben konnten.

Damals herschte Melias über Heunenland, der gewaltigste und stolzeste König. Er hatte eine Tochter, Oda, die schönste aller Jungfrauen, um welche schon viele mächtige Könige geworben hatten; er aber hielt sie so hoch, daß er sie allen versagte. Das vernahm Oserich und sandte zwölf Ritter mit Werbung um Oda, drohte aber zugleich auch mit Gewalt. Melias wies die Werbung stolz zurück und warf die Boten in's Gefängniß, um dort ihres Herren zu warten. Oserich wollte den Schimpf rächen und berieth sich mit seinen Mannen. Sie riethen zuvor durch eine neue Gesandtschaft die Werbung zu wiederholen, und Oserich sandte nun seines Bruders Ilias Söhne, Osid und Hertnit, die vornehmsten seiner Helden, mit reichen Geschenken, zweien goldenen Bechern, einem Purpurkleide und einem seidenen Zelte, die Werbung zu wiederholen; Melias aber wollte für diese Geschenke ihm nur eine Dienstmagd senden und legte auch diese Boten in Eisen.

Nun rüstete sich Oserich zur Rache und ließ auch die vier Riesenbrüder von Seeland kommen. Etger und Aventrod führten Widolfen an der Kette und trugen seine Stange. Oserich aber nannte sich Dietrich und ließ sein Heer friedlich ziehen. So kam er nach Heunenland, bezeigte sich leutselig und milde und bezahlte

reichlich Speise und Trank. Er zog vor Walzburg, Melias Hauptstadt, und bot ihm seine und seines Heeres Dienste an. Alle rühmten ihn, Melias aber, mißtrauisch, schwieg dazu. Da beriethen sich die Bürger und öffneten Oseriche die Thore. Dieser ließ die Riesen vor dem Königssaale bleiben und gieng mit Gefolge hinein. Er trat vor den Hochsitz des Königes und nannte sich Dietrich, einen Herzogen von Wilkinenland, den Oserich vertrieben habe, und bot fußfällig seine Dienste an. Melias rieth ihm heimzukehren und sich mit seinem Herren zu versöhnen. Oserich wiederholte Fußfall und Erbot, Melias aber äußerte ihm seinen Verdacht. Da schalt Oda ihren Vater, daß er sie einem Könige versage, dessen Vertriebener hier wohl alles mit Gewalt nehmen könne. Melias blieb hartnäckig und nahm Oserichen nicht auf.

Als die Riesen dieß hörten, ward Widolf so grimmig, daß er sogleich den König erschlagen wollte; die Brüder hielten ihn aber zurück: da stampfte er beide Füße bis an die Knöchel in den Boden und schrie seinem Herren zu, die Braut mit Gewalt zu nehmen und alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Oserich ließ ihn aber mit starken Ketten um Hände und Füße an die Burgmauer binden und that zum dritten Male Fußfall und Bitte um Aufnahme. Trotzdem hieß ihn Melias von dannen ziehen und drohte ihn mit Gewalt zu vertreiben.

Da trat Aspilian zornig in den Saal und schlug den König Melias mit der Faust an das Ohr, daß er niederstürzte. Oserich sprang auf und zog sein Schwert und alle andern mit ihm. Als Widolf dieß gewahrte, sprengte er alle Ketten, ergriff seine Stange und erschlug alles, was ihm vorkam. Er rief nach Hertnit, welcher im Gefängniß ihn hörte; ein Ritter Hermann sprengte die Thür, die Gefangenen zerrissen die Fesseln, sprangen hervor und schlugen alles nieder.

Nach dem Siege ward Oda mit aller Beute zu Oserich gebracht, welcher sie nun seinem Herren zuführen wollte. Er setzte sie auf sein Knie und zog ihr einen silbernen Schuh an, welcher ihr gut paßte; dann zog er ihr einen goldenen an, welcher ihr noch viel besser paßte. Da wünschte sie laut, daß sie einst noch

ebenso auf Oserichs Thron geschmückt werde, und Dietrich gab sich ihr nun zu erkennen. Sie war ihm hold und er vermählte sich mit ihr und versöhnte sich mit Melias. Dieser beschied der Tochter die Hälfte seines Reiches, Oserich aber nahm es nicht an, so lange Melias lebte, und führte seine Gemahlin heim. Sie gebar ihm eine Tochter, Helke, welche die anmuthigste und adeligste aller Jungfrauen ward und sich später mit Etzeln vermählte.

Hier haben Sie also eine ältere, zum wenigsten reinere Gestalt der Sage, wenn auch die nordische Wilkinasage nach deutschen Gedichten und Erzählungen deutscher Männer, namentlich aus Bremen und Münster, erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts zusammengeschrieben ward. Hier sind alle Namen deutsch bis auf Melias und Ilias, und auch diesen könnte ein altsächsisches Melja und Ilja, hochdeutsch Meljo, Iljo, Illo zu Grunde liegen; man erwäge das gräcisirte Ulphilas = deutsch Wulfila. Hier erhalten Sie auch den Namen der Jungfrau Oda, hochdeutsch Uota. Manches ist hier anders gewendet als im deutschen Gedichte, z. B. das Schuhanziehen, ein uraltes Sinnbild der Aufnahme in ein Geschlecht. Anderes fehlt hier ganz, wie die Mutter der Jungfrau und die Zofe Herlind, die im Gedichte Beide in die Begebenheiten bedeutend eingreifen.

Aber es ist heute wiederum spät geworden, und so, denke ich, schließen wir, um uns morgen Abend unter dem Vorsitze meines Vaters zu versammeln.

Siebenter Abend.

Die Gesellschaft war am gewohnten Orte versammelt, aber die Sitzung fand erst am andernächsten Abende statt, denn am Morgen nach der letzten Versammlung war ein Ereigniß eingetreten, welches die ganze Burgbewohnerschaft in nicht geringe Verwunderung versetzte. Es war dieß nichts Geringeres als ein feierliches Verlöbniß des Hauptmanns Künrich von Stoffeln mit dem Hoffräulein Küngold von Herblingen. Die Sache war aber so zugegangen.

Am letzten Sitzungsabende hatte, wie Allen wohl noch in der Erinnerung haften wird, das Hoffräulein die Sitzung vor dem Schlusse derselben verlassen, angeblich weil sie das Ende der Begebenheit nun voraus wisse, und weil sie die Behandlung Constantins beleidige. Der wahre Grund aber war, weil sie beschlossen hatte, in dieser Nacht die Wirksamkeit des von ihr in einer früheren Sitzung aufgezeichneten Zauberspruches zu erproben. Sie hatte sich zu diesem Zwecke einen Todtenkopf verschafft, aber keinen natürlichen, denn davor hätte sie sich gefürchtet, sondern nur einen gemalten, eine frühere Arbeit des jungen Grafen Huno, die in einem nur selten betretenen Gange der Burg längst vergessen und bestäubt hieng. Jetzt lehnte das Bild auf ihrem schwarzbedeckten Arbeitstische an der Wand ihres Zimmers und vor demselben brannten drei Wachskerzen. Als sie die Sitzung verließ, schlug die Uhr auf dem Burgthurme gerade zehn Uhr, um eilf Uhr hatten sich auch alle anderen auf ihre Zimmer zurückgezogen. Küngold hatte, nachdem sie ihr Kammermädchen zu Bette geschickt,

ein schneeweißes Gewand angelegt und ihr Hauptthaar gelöst, so so daß es lang den Rücken hinabfiel. So schritt sie unter mancher Erschütterung im Zimmer auf und ab, bis die Glocke zwölf Uhr schlug; da begann sie ihre Beschwörungsformel laut herzusagen, und zwar dreimal mit immer steigender und lauter werdender Stimme. Der Baron Wilmar war es, den sie herbeibeschwören wollte. Einmal hätte sie sich als reiche Freifrau von Hausen gar nicht übel gefallen; dann aber, wenn dieses Ziel nicht erreichbar sein sollte, glaubte sie doch das von ihr vorausgesetzte ihr verhaßte Verhältniß zwischen Wilmar und Irmgard für immer vernichten zu können. Daß der Zauberspruch wirksam sein werde, davon war sie überzeugt, fest überzeugt; denn wie wären sonst solche Sprüche aufgezeichnet und erhalten worden? Sie wollte also, wenn Wilmar, durch den Zauberspruch genöthigt, erschien, in Ohnmacht fallen; riefe dann Wilmar Hülfe herbei, was sie als sicher erwartete, so wollte sie vor aller Angesichte ihn des gewaltsamen Eindringens in ihr Zimmer bei nächtlicher Weile beschuldigen und zur Genugthuung selbstverständlich seine Hand fordern. Dieß war der Plan des Hoffräuleins, aber es kam ganz anders. Der Hauptmann von Stoffeln hatte sich bereits, nachdem er noch nach seiner Zurückkunft auf sein Zimmer, das nicht weit von dem des Hoffräuleins entfernt lag, eine Pfeife Tabak geraucht hatte, wie er stets zu thun pflegte, entkleidet, und gieng, nur noch die Unterhosen tragend, eben auf sein Bette zu, als er die heftige Stimme des Hoffräuleins vernahm. Er glaubte demnach sie in heftigem Zanke mit ihrer Zofe, und es kam ihm zu Sinne, daß die Zofe vielleicht, der langen Mißhandlungen müde, das Vergeltungsrecht ausüben könne. Er wollte dem Fräulein beispringen und, ohne an seine mangelhafte Bekleidung zu denken, eilte er nach dem Zimmer des Hoffräuleins, öffnete die Thüre, die nicht verschlossen war, und steckte den Kopf hinein. Küngold, den Hauptmann für Wilmar haltend, sank, wie sie sich vorgenommen, mit einem gellenden Schrei, der die ganze Burg durchdröhnte, zu Boden, und der Hauptmann ließ, sich und alles vergessend, nicht minder laut seinen Hülferuf erschallen. Dann trat er in das Zimmer, die am Boden

liegende aufzuheben. Während dieser Beschäftigung erschienen der alte Graf, Irmgard, Berta, die Frau von Teufenstein und zuletzt auch die Zofe des Hoffräuleins, alle bestürzt und höchlich staunend über den sich ihren Augen darbietenden Anblick. Jetzt kam auch Küngold wieder zu sich, und die ganze Lage der Sache überschauend und ihre Vernichtung erkennend, ergriff sie den einzigen Rettungsanker und beschuldigte den armen Hauptmann eines frevelhaften Angriffs auf ihre wohl bewahrte Tugend. Der alte Graf donnerte den unglücklichen Künrich, gegen den alles sprach, höchst zornig an und bestand auf der einzig möglichen Genugthuung. Irmgard und Berta entfernten sich sofort, der Hauptmann aber, ganz verblüfft, erklärte sich zu allem bereit, was der Graf fordere. So trennte sich jetzt die unfreiwillige Gesellschaft, am nächsten Morgen aber fand das Verlöbniß zwischen dem Hauptmann und dem Hoffräulein statt. Der unglückliche Bräutigam gelobte sich jedoch fest, nie mehr bei Nacht einer Dame zu Hülfe zu eilen und sich so zu benehmen, daß das Hoffräulein vielleicht selbst das Verhältniß zu lösen sich entschließe. Ob dieß ihm gelungen sei, das wird die Folgezeit lehren. Für jetzt hatte er so viel wenigstens erlangt, daß er in einem weit entfernten Flügel der Burg seine Gemächer angewiesen bekam.

Am Tage der Verlobung hatte man begreiflich die Abendsitzung ausgesetzt; aber den Abend darauf kam man wieder zusammen, weil man hoffte, die alte Ruhe dadurch am leichtesten wieder herzustellen, schon weil auf diese Weise anderweitiger Stoff zur Unterhaltung den Tag über dargeboten ward.

So war man jetzt wieder versammelt. Künrich und Küngold saßen zwar neben einander, aber weit mehr den beiden zusammengekoppelten, einander widerstrebenden Hunden auf dem bekannten Kupferstiche Hogarths ähnlich, als einem beglückten Brautpaare.

Der alte Graf, der heute zum erstenmale den Vorsitz hatte, begann:

Die höfische oder die ritterliche Heldendichtung unterscheidet sich von der volksthümlichen zunächst dadurch, daß sie ihre Stoffe nicht aus heimischen Quellen schöpft, sondern aus der Fremde

herholt. In Folge davon legt sie auch das Hauptgewicht nicht auf die behandelten Gegenstände, sondern auf die Art und Weise der Behandlung. Die Schönheit der Form ist ihr Hauptsache, nicht die Größe des Gegenstandes. Ja, sie versucht sich oft am unscheinbarsten Inhalte am liebsten, um die Lust zu haben, selbst das Unbedeutende, Unscheinbare im Zauber der Darstellung als höchst bedeutend glänzen zu lassen. Es kam ihr vor allem auf Verherlichung des Ritterstandes als solchen an, und zu diesem Zwecke war freilich die einheimische Heldensage ein sehr ungeeigneter Stoff. Alle Tiefe des Gefühles, alle Gewalt der Leidenschaft wird sorgfältig fern gehalten; äußere Zierlichkeit und Anmuth sollen dafür Ersatz leisten, und nicht selten müssen sie sogar innere Roheit und Gemeinheit decken. Die ältesten Versuche rühren ohne Zweifel von Geistlichen her und die ersten schließen sich der Form nach noch an das volksthümliche Epos an. Später gab man die strophische Form auf, da die Gedichte schlechtweg zum Vorlesen bestimmt wurden. Es war dieß der Fall in Deutschland wie in Frankreich, dessen ritterliche Heldengedichte bald mehr bald minder umgestaltende Bearbeitung in Deutschland fanden, wie denn der französische Ritterstand in Allem Muster und Vorbild des deutschen war. Die eigentliche Blüthezeit des höfischen Epos ist das dreizehnte Jahrhundert; in die Uebergangsperiode, d. h. in das zwölfte Jahrhundert, gehören nur zwei Dichtungen: Tarquinius und Collatinus, von einem unbekannten Dichter, Alexander der Große vom Pfaffen Lamprecht, da sie beide noch ursprünglich strophisch sind, die gleiche sechszeilige Strophe haben. Rolands Tod, vom Pfaffen Kunrad; Tristan und Isolde, von Eilhard von Hoberge, und die Aeneide Heinrichs von Veldecke werden, obwohl sie noch in den letzten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts gedichtet wurden, da sie nie strophisch waren, doch besser erst bei der ritterlichen Epik des dreizehnten Jahrhunderts besprochen, zu der sie nach Inhalt, Haltung und Form bei weitem näher stehn. Zunächst will ich meine verehrten Gäste mit Tarquinius und Collatinus bekannt machen, nämlich diejenigen unter ihnen, die damit noch nicht bekannt sein dürften.

Die Vertreibung der Tarquinier und die Gründung des welterobernden Freistaates wäre allerdings ein für die Epik höchst geeigneter Gegenstand. Altrömische Gedichte darüber waren sicher im Alterthume vorhanden; denn was die römische Geschichte darüber uns bietet, ist solchen Gedichten ohne Zweifel entnommen. Daß aber seit der Gründung der neuen Monarchie durch Augustus kein Dichter den Sturz der alten besingen wollte und konnte, das begreift sich leicht. Nun aber hören Sie, was unser namenloser Dichter aus seinem Gegenstande gemacht hat. Sein Gedicht ward in die Kaiserchronik aufgenommen gleich dem Adelger von Baiern, womit uns früher Freund Haspinger bekannt machte.

1. Ein Fürste saß zu Triere,
der hatte große Liebe
zu Tarquin dem Könige.
Beiden ergieng es übel;
er war ein Held viel gemeit:
Trierer thaten ihm sehr großes Leid.

2. Einen Fürsten der Held gut
da zu Triere seit erschlug:
da mußt' er lassen sein Haus.
Er hieß Collatinus.
Er hüllte sich in Stahlgewand,
er floh gen Rom in das reiche Land.

3. Wann Römer ritten aus zum Streit,
so dient' er ihnen alle Zeit,
bis er mit seinem Schwerte
seinen Ruhm so mehrte,
daß ihn die viel schnellen
erwählten sich zum Kampfgesellen.

4. Wo kühne That man wollte thun,
den Herrn berief man stets dazu.
Da fügte es sich also;
der Senat es ihm gebot,
daß eine Frau er nähme
die ihm wohl zu statten käme.

5. Einer Frauen er da bat:
   wie geschwind man ihm sie gab!
   die war genannt Lucretia,
   durch Schönheit allberühmt alda.
   Da ward ihm das holde Weib
   lieb und theuer wie der eigne Leib.
6. Nicht minder liebt' auch ihn die Frau.
   Sie trug die reinste Treu zur Schau
   mit Züchten und mit Güthe;
   in Demuth schön sie blühte.
   Sie liebten beid' einander gleich:
   ihr Leben war an aller Wonne reich.
7. Da sagte man die Mähre,
   in Amiternum wäre
   gar manche wohl gezogne Frau;
   sie böten wonnigliche Schau;
   der des würdig wäre
   reiner Tugend Glanz da sähe.
8. So sah man ihn zu Zeiten
   gen Amiternum reiten;
   es begann ihm zu behagen.
   Die Trierer hörten's sagen,
   daß oft zu Amitern' er war:
   da brachten sie durch Gold ihn in Gefahr.
9. Erschlagen dort ihn sollte man.
   Mit Müh er aus der Stadt entrann:
   in einer Frauen Kleide
   entkam er solchem Leide;
   ihm halfen die Gesellen,
   so fand man nirgends da den Schnellen.
10. Als nach Rom der Recke kam
   voller Zorn und voller Scham,
   da klagt' er's dem Senate,
   wie man ihn verrathen.
   Sie sprachen alle dazu,
   wie das die Amiterner dürften thun?
11. Sie läuteten die Schellen:
   sich sammelten die Schnellen,

die Burg sie da besaßen.
Die Römer sich vermaßen,
die Burg müße brennen:
solch Urtheil thäten sie erkennen.

12. Es sollte kosten Gut und Leib.
Die Römer huben da den Streit;
doch auch die Amiterner
von Feigheit waren ferne;
von ihrem alten Rechte
wollten lassen nicht die Knechte.

13. Sie warfen auf das Stadtthor:
da fanden jetzt sie davor
die besten Weigande,
die in einem Lande
erwuchsen immermehre:
die Römer wahrten wohl ihr' Ehre.

14. Die Fahne trug Collatin
an den Burggraben hin;
doch die Helden jungen
aus der Stadt drungen.
Da flog Geer wider Geer:
mancher Held lachte nimmermehr.

15. Mancher Schwertdegen jung
lag da todt oder wund;
mancher Helm gespalten lag,
bis die Nacht vertrieb den Tag;
die gebot ein Scheiden:
Gleichen Schaden hatten beide.

16. Eines Tages kam es so,
daß die Römer wurden froh,
sie rühmten schöne Frauen,
die wollten gern sie schauen,
die so vollkommen wären,
daß kein Tadel sie beschwere.

17. Da sprach Mancher: „Sonder Spott,
so mein Leben schütze Gott
ich hab' also trefflich Weib,
sie ist lieb mir wie mein Leib,

sie ist bieder wohl und gut,
wahrlich, sie erfreuet mir den Muth."

18. Da sprach der fremde Mann,
der von Trier her kam:
„So mir Seele und auch Leib,
ich habe das allerbeste Weib,
die da irgend ein Mann
auf römischer Erde je gewann."

19. Der König sich's zu Herzen zog.
„Du vermißest dich zu hoch
und übersprichst zu jeder Zeit;
du lobest allzusehr dein Weib;
das meine ist viel besser noch:
mit manchem wackern Mann bezeug ichs doch."

20. Da sprach der Recke wohl bedacht:
„Wie oft schon hat man's vorgebracht,
daß man billig weiche
dem, der Herr im Reiche;
wärest du der König nicht,
mehr noch rühmt' ich sie nach Recht und Pflicht."

21. „Ich biete dir die Wette
hier an dieser Stätte,
beweisest du die Wahrheit,
so ist's wahrlich mir nicht leid;
dann auch zürn' ich nimmer mehr."
Da verwetteten sich beide sehr.

22. Aus dem Lager beide
ritten sich zu Leide,
die genannten Streiter;
Niemand folgte weiter.
Kurze Zeit vor Mitternacht
hatten sie den Weg nach Rom gemacht.

23. Der Trierer klopfte an sein Thor.
Man fragte, wer wohl sei davor.
Da seine Stimme man vernahm,
ward geschwind ihm aufgethan.
Der Frauen kam die Mähre,
daß der Wirt gekommen wäre.

24. Aus dem Bette rasch sie sprang,
lief dann schnell den Hof entlang
„Sei willkommen, lieber Herr,
um dich war besorgt ich sehr.
So mir Gott der Treue,
deine Kunft mich sehr erfreuet!"

25. Collatin sprach Eifers voll:
„Sprich, was aus mir werden soll?
keinen Bissen heut ich aß."
„Lieb ist, sprach sie, traun, mir das;
läßt nur Gott mich leben,
will genug dir Speis' ich geben."

26. Den Tisch hieß sie richten,
sie diente da mit Züchten,
niemals sie nieder saß.
In zwei reiche Goldfaß
füllte sie den lautern Wein:
sie bat den edlen Gast froh zu sein.

27. Als den Trank sie vor trug,
der Wirth den Becher auf hub,
den Wein er in's Gesicht ihr goß,
daß das Kleid er nieder floß.
Freundlich sie sich neigte:
der König da ein Lächeln zeigte.

28. In ihr Zimmer eilte
die Frau, sie nicht weilte,
sie legte an mit Fleiße
neue Kleidung, weiße.
Also wohl gekleidet, frisch,
gieng sie wieder an der Herren Tisch.

29. Dem Wirte schenkte sie den Wein,
den Gast bat sie froh sein;
sie empfieng das Goldfaß,
ihrer Zucht sie nie vergaß,
daß der Wirt wäre froh
und des hohen Gastes pflege so.

30. Als sie vom Tische wollten stehn
und sie zu Bette sollten gehn,

sittig sie sich neigte;
der König Freude zeigte.
„Man mag dir, sprach er, Fraue,
aller Ehren wohl getrauen!“

31. Als die andre Nacht kam,
zu Königs Hof den Weg man nahm.
Der Königin kam die Mähre,
der König kommen wäre:
„Des soll er haben Undank,
der Tag war heute doch genug lang!

32. Was hat er gemachet?
unsanft ich bin erwachet.“
Die Fraue lag ganz stille,
sie wollt' um seinetwillen
nicht von dem Bette kommen;
das hatte wohl der Gast vernommen.

33. Der König an ihr Bette saß.
Er sprach: „Frau, wie klagst du das?
Wir kommen her von ferne
und äßen noch etwas gerne.“
„Ich bitte, Herr, bedenke,
ich bin Truchseß nicht noch Schenke!“

34. Zu des Lagers Stelle
zurück sie ritten schnelle.
Da sie den König schauten,
da fragten ihn die Trauten,
wer die Wette nun gewann:
„Ich gönne wohl der Ehren diesem Mann!

35. Wahrlich, ich euch sagen mag
(so Tarquin der König sprach),
daß ich weder eh noch seit
sah so tugendreiches Weib.
Ihr Gebahren ist so fein,
sie dürfte traun zu Rome Königin sein.“

36. Kurz darauf sich's fügte so,
daß Tarquinius ward froh;
Ritterspiel er halten bat.
Das Gerücht kam in die Stadt:

da eilten all die Frauen
oben an die Zinnen schauen.

37. Drum ein Waffenstillestand
ward geschlossen allzuhand.
Als so Friede man empfieng,
manche schöne Frau da gieng
draußen vor den Thoren
sprechen mit den Rittern auserkoren.

38. Eine war da wortgewandt,
war Almenia genannt.
„Edler Totila, sie sprach,
du magst gehn in's Fraungemach,
du bist ein Degen kühn und gut,
und trägst immer einen hohen Muth.

39. Sage mir denn, Held gemeit,
meiner Frage gieb Bescheid,
daß man wahr dich schaue:
Wär's, daß schöne Fraue,
wie's noch wohl sich fügen mag,
dir ihre Minne gäbe diesen Tag;

40. Oder ob du solltest gehn
und so kühnen Mann bestehn,
wie du selber einer bist,
sage mir denn, Held, zu Frist,
was dir lieber würde sein,
wäre, Totila, die Wahl hier dein?"

41. „Schöne Frau Almenia,
sprach der kühne Totila:
ob ich deiner Rede schlicht
recht antworte, weiß ich nicht;
Wahrheit will ich sagen:
tapfrer Mann soll nie verzagen!

42. Wo er mit dem Schwerte wohl
seine Ehre schirmen soll,
soll er nimmer prahlen;
er möcht's mit Leid bezahlen.
Doch der Minne widersteht
Keiner, der auf Erden lebend geht.

43. Ja, wer recht wird inne
edler Frauen Minne,
ist er krank, er wird gesund,
ist er alt, er wird da jung.
Ich bin ein unerfahrner Mann,
Andres dir ich nimmer sagen kann."

44. Weiter sprach Almenia:
„Held, ich will dir klagen da:
Collatinus, Euer Gast,
ritt zu uns, und häufig fast.
Rom damit zu ehren,
empfiengen wir wohl den Herren.

45. Fern wir hielten ihm den Tod:
sprich, was uns zu Lohn man bot?
Sollen wir Hungers sterben,
oder im Feur verderben?
Des wird man Euch schelten:
Schuldige laßt der Schuld entgelten!"

46. In dem Senate
Rom ward zu Rathe,
um der Frauen willen
diesen Krieg zu stillen;
doch der schuldigen Bürger drei
wurden nimmer von der Strafe frei.

47. Die den Schatz empfiengen
vor die Burg sie hiengen;
die Mauern sie zerbrachen:
also sie sich rachen.
Damit war versöhnt der Zwist:
heim die Römer kehrten da zur Frist.

48. Tarquin in seinem Bette
dacht' an seine Wette;
die Frau begann er schelten:
sie solle des entgelten.
Da fragte sie verschlagen,
worauf man Wetten angetragen.

49. Der König that ihr Alles kund,
worauf dort wettete sein Mund.

Die Königin wohl erkannte,
daß ihr zum Schimpf sich's wandte.
Gewönn' er ihre Ehre
nicht wieder, würde froh sie nimmer mehre.

50. Die Frau gerieth in Grimmes Wuth.
Der König sprach: „Fürwahr, es thut
dein Zorn dem Herren Unrecht.
Wie tapfer ist er im Gefecht!
Sein Weib das ist ein edles Weib:
was sollt' ich nehmen ihnen ihren Leib?"

51. Die Frau lag sehr dem König an,
sie drängte mehr und mehr den Mann,
sie begann zu weinen:
„Nichts soll uns mehr vereinen!
Mit unsrer Freundschaft ist es aus:
Verlassen will ich heute noch dein Haus."

52. Der König sprach ihr wieder zu:
„Was willst du, daß ich darum thu?"
„Willst du befolgen meine List,
das Weib wird dein in kurzer Frist."
da sprach der falsche Mann sofort:
„Dem Rathe folg' ich gern, des nimm mein Wort."

53. „So höre, Herr, denn meinen Rath,
(die Königin ihn schmeichelnd bat):
wir erwarten still die Frist,
da Collatinus außen ist,
dann gehst du des Abends hin;
nun, König, merke recht meinen Sinn.

54. Wenn die Frau will schlafen gehn,
so sollst du vor die Thüre stehn;
um Minne du sie bitte.
Versagt sie dirs mit Sitte,
so hast du bei dir einen Knecht,
der dir zu dieser Sache sei gerecht.

55. Den stößest du zu ihr hinein.
Was wettest du, das Weib wird dein?
Du sprichst, du hast gefunden
bei ihr ihn zu der Stunde

und willst dem Volk es künden:
du wirst das Weib, ich wette, willig finden."

56. Bald drauf kam die Mähre,
Collatin fern wäre.
Der König ohne Weilen
beschloß da hin zu eilen.
Sie empfieng ihn ehrenvoll,
und dient ihm zu Tische wie man soll.

57. Als er vom Tische wollte stehn
und sie zu Bette sollte gehn,
da winkte seinem Knechte
Tarquinius der schlechte;
vor ihres Zimmers Thür er trat,
um ihre Minne er sie dringend bat.

58. Die Frau an ihrem Orte
erschrak der schnöden Worte.
„Der Rede sollst du schweigen,
und wär die Welt dein eigen,
ich nähm' dich nicht für meinen Mann:
sonst dien' ich immer, Herr, dir, wie ich kann."

59. Der König that, als man ihn hieß,
den Knecht er in das Zimmer stieß;
er schwur, er mach es flugs bekannt
dem Volk, daß hier den Knecht er fand
bei ihr zur Nacht im Zimmer:
„So ergeht es dir noch schlimmer.

60. Bist du so überführt der Schuld,
dann baue nicht auf Eines Huld;
im Urtheil man sich einigt,
daß man flugs dich steinigt."
Die Frau erbebte vor dem Tod:
sie sprach: „So muß ichs leiden durch Noth."

61. So hatt' er seinen Willen.
Daheim darauf im Stillen
macht' er es kund der Königin,
was hier ihm ward für ein Gewinn.
Die Frau da sprach: „Ich danke dir,
du hast damit wohl gedienet mir."

62. Die gute Frau Lucretia
die bedachte sich da,
sie besandte schiere
her den Held von Triere;
ob er sie lebend wollte
sehn, daß schnell er kommen sollte.

63. Da die Botschaft er vernahm,
schnell nach Hauf' er da wohl kam.
Züchtiglich sie ihn empfieng,
freundlich sie ihn dann umfieng:
„Willkommen! lieber Herre,
eine Bitte kündet' ich dir gerne.

64. Laß mich ein Gastmal machen,
ich thu's nicht ohne Sache,
bei deiner Tugend bitt' ich dich
lieber Freund gewähre mich.
Meine Sippen will ich laden:
dazu soll ich deinen Urlaub haben."

65. „Was du willst, o Frau, das thu!
warum rufst du mich dazu?
Du möchtest wohl es sonder Wahn
haben ohne mich gethan."
Sie sprach: „Nein, o Herr, o nein!
Du vor allen mußt zugegen sein!"

66. Die Frau ihr Gastgebot erließ:
zu kommen Jedermann verhieß.
An dem bestimmten Tage
kamen Freund und Mage;
ihrer kamen wahrlich viel:
sie kamen leider z'einem bösen Spiel!

67. Da sich freute Jedermann,
da hub die Frau zu schenken an
mit lachenden Augen;
was sollt' auch Harm ihr taugen?
Die Frau da lobte mancher Mann:
den Ausgang ahnte keiner, den's gewann.

68. Als man nun das Wasser nahm
und die Tische trug von dann,

die Römer sie mit Thränen
bat, daß sie sie vernähmen;
sie sagte ihnen allen,
wie es ihr da war ergangen.

69. Als sie gesprochen was sie sprach,
ein Messer durch ihr Herz sie stach.
Zu Boden sank sie nieder todt.
Da hub sich Klag' und große Noth,
da weinte Knecht und Ritter:
dem Wirte kam ein Leid so bitter.

70. Nicht ein Wörtlein er da sprach:
aus des Hauptes Haut er brach
in viel großem Leid das Haar.
Nach dem Schwerte griff er dar,
hätte man's nicht unterbrochen,
er hätte selber sich erstochen.

71. „O weh mir unglücksel'gem Mann,
daß ich dein Kunde je gewann!
o läge hier für dich ich todt,
daß nie gesehen ich diese Noth.
Ob man mir gäbe all die Welt,
es wäre nimmer mir für dich Entgelt.

72. O weh mir armen armen Mann,
daß ich zu Rom je Haus gewann!
wär' ich doch zu Triere,
daß ich den Leib verlöre,
so wär' ich aus den Sorgen,
die noch vor mir sind verborgen."

73. Flugs in die Stadt die Kunde kam;
groß war das Leid, da man's vernahm.
In dem Senate
wurden sie zu Rathe,
daß Tarquinius nimmermehr
ihr König würde noch ihr Herr.

74. So stund es denn nicht lange,
Tarquinius wich dem Drange:
er mußte fliehen aus der Stadt.
Collatin gewahr des ward:

da nahm er bäuerlich Gewand
und eilte stracks ihm nach in das Land.

75. Als er den König recht ersah,
das Wort er bei sich selber sprach:
„O weh mir meines Weibes!
o weh dir deines Leibes!
Und was ich soll erwerben,
du mußt darum jetzt ersterben!“

76. Das Roß nahm er mit den Sporn,
grimmig rächt' er seinen Zorn;
mit Grimme hub er sich nun dar,
daß des Niemand ward gewahr;
ein Messer er durch ihn stach,
daß er nimmermehr ein Wörtlein sprach.

77. Nieder fiel der König todt.
Die Seinen hatten große Noth:
zum Könige eilte Jedermann
so daß Collatin entrann.
Der Recke floh in fernes Land:
Zu Rome man ihn seitdem nimmer fand.

Ja, sagte Gräfin Irmgard, als der Graf geendigt hatte, in diesem Gedichte waltet allerdings ein anderer Geist als in denen der deutschen Heldensage. Dennoch schließt es sich an diese auch wiederum dadurch an, daß nur eine einfache Familiengeschichte gegeben wird, die weltgeschichtliche Bedeutsamkeit der Vertreibung der Tarquinier aus Rom und die Umgestaltung des Königthums in einen Freistaat aber gänzlich übergangen wird. Hier wäre Stoff zu einem großen, umfangreichen Heldengedichte mit den mannigfaltigsten Charakteren der Handelnden. Schade, daß nicht ein Dichter sich dessen bemächtiget hat. Freilich, daß zur Zeit des Augustus kein Hofdichter den Sturz des alten Königthums besingen wollte oder konnte, das begreift sich; hatte doch Octavianus eine neue Alleinherschaft gegründet, und unter solchen Umständen hätte ein solches Gedicht wohl staatsgefährlich erscheinen können. Aber warum hat kein mittelalterlicher Dichter diesen dankbaren Stoff

ergriffen, wenn man doch einmal die alten heimischen Heldensagen aufgeben wollte?

Eben weil keiner die Dankbarkeit desselben erkannte oder auch nur erkennen konnte, antwortete Baron Wilmar. Das ganze Mittelalter war durch und durch monarchisch; wo republikanische Bestrebungen vorkommen, sind sie stets vereinzelt und immer auf kleinen Raum beschränkt. Wie hätte da ein Dichter darauf kommen sollen, die Gründung der römischen Republik zu besingen? Von allen Ereignissen bei dieser Staatsveränderung war eben keines zu verwenden als die Geschichte der Lucretia, und diese ward denn auch, wie Sie gehört haben, von einem Dichter ergriffen.

Und worin liegt nun in diesem Gedichte das, was dasselbe zu einem höfischen macht? fragte Berta.

Darin z. B., antwortete Graf Huno, daß Collatinus als echter Ritter so häufig im Frauendienste nach Amiternum reitet, ferner in dem Gespräche der Almenia mit Totila, wie in den während der Belagerung von den Römern veranstalteten Ritterspielen, bei denen die Frauen der feindlichen Stadt Zuschauerinnen sind, endlich darin, daß Collatinus die Trefflichkeit seiner Gattin auch dadurch zu erweisen sucht, daß er zeigt, wie sie eine schnöde Behandlung des Gatten mit Anmuth zu ertragen weiß, ohne darüber in Unwillen zu gerathen. Alles dieß sind Züge, die dem Gedichte den Stempel eines höfischen aufdrücken.

Nun sagen Sie uns noch, wo Amiternum liegt oder lag, fuhr Berta fort; ich habe den Namen dieser Stadt nie gehört.

Amiternum war Stadt der Sabiner, antwortete der alte Graf, nordöstlich von Rom. Im alten Gedichte wird die Stadt stets Viternum genannt. Ein Viternum gab es nun zwar in Gallien, in der Gascogne oder Dauphinée; aber von dort kann man nicht in einem Tage oder gar in einem halben nach Rom reiten. Auch Liternum an der campanischen Küste ist zu weit. Der Uebergang des M in V wird übrigens bestätigt durch Bevagna aus altem Mevania, und Vocalanlaut fällt leicht weg. Nach der Geschichte freilich fand das Gespräch über die beste Frau bei der Belagerung

von Ardea statt, und nicht Lucius Tarquinius, der König, war der eine Wetter, sondern dessen Sohn Sextus Tarquinius. Auch ward weder der König Tarquinius noch dessen Sohn Sextus durch Collatinus getödtet. Der letzte starb zu Gabii, der König aber floh erst zu den Etruskern, erregte den Krieg des Porsena gegen Rom (Heldenthaten des Horatius Cocles, des Mucius Scävola und der Clölia), gieng dann zu den Latinern und starb endlich hochbejahrt zu Cumä. Collatinus aber ward zugleich mit Junius Brutus Consul zu Rom, und schied erst aus der Stadt, als das ganze Tarquinische Geschlecht dieselbe verlassen mußte.

Der Fortschritt der Begebenheiten ist rasch genug in diesem Gedichte, schloß jetzt die Besprechung Gräfin Irmgard, dagegen finde ich sämmtliche Charaktere mehr angedeutet als entwickelt. In der einheimischen Heldensage waren diese bereits fest ausgeprägt; im fremden Stoffe waren sie noch zu bilden, und dazu gebrach es diesem Dichter an der nöthigen Kraft. Harren wir, ob uns das nächste höfische Gedicht in dieser Beziehung mehr befriedige.

Nach diesen Worten wandte sich die Gesellschaft zum Theetische, wo noch manches Wort über Tarquinius und Collatinus, diesen ersten Versuch höfischer Epik, gesprochen ward.

Achter Abend.

Bekanntlich hat Alexander der Große, begann der alte Graf, als alle an ihren Plätzen waren, den Achilleus darum beneidet, daß er einen Homeros gefunden habe. Nun, war Alexander auch nicht so glücklich, einen Homeros zu finden; er darf immerhin mit seinem Looße wie mit seinem Ruhme zufrieden sein. Griechische und römische Geschichtschreiber haben ihn und seine Thaten gefeiert, und französische und deutsche, italienische, spanische, englische, persische und türkische Dichter haben mit mehrerem oder minderem Geschick und Glück den Strahlenglanz der Dichtkunst um sein Haupt gewunden. Von den französischen Dichtern nenne ich nur den Alberich von Besançon, Alexander de Bernay, Lambert li Court, Hugues de Villeneuve, Guy de Cambray, Pierre de St. Cloud, Jean le Nivelais, Jacques de Longuyon. Der lateinischen Sprache bedienten sich in ihren Alexandriaden Gautier de Châtillon (Gualterus Castellionäus) vor 1200, und Qualichino d'Arezzo um 1236, woran sich der spanische Dichter Juan Lorenzo de Segura, um 1230, reihen mag, der eine aus 2509 Coplas bestehende Alexandriade dichtete. Von den italienischen Alexandriaden nenne ich nur die des Ottavante Barducci aus Florenz (vierzehntes Jahrhundert), und die des Domenigo dall' Ancisa aus dem sechzehnten Jahrhundert. Unter den deutschen Dichtern besang Alexander den Großen der Pfaffe Lamprecht (zwölftes Jahrhundert), Uolrich von Eschenbach (dreizehntes Jahrhundert), Biterolf und Berchtold von Herbolzheim, deren Beider Gedichte verloren sind (dreizehntes Jahrhundert), Rudolf von Ems (dreizehntes Jahrhundert), der

österreichische Seifrit (um 1352) und der Niederländer Jakob von Maerland (dreizehntes Jahrhundert). Allen diesen abendländischen Gedichten liegen zu Grunde die Erzählungen des Pseudokallisthenes, des Curtius, des Julius Valerius und vielleicht noch Anderer.

Auch England hatte seine Alexandriaden. Schon dem Barden Taliesin wird eine zugeschrieben (Rhyſeddo dau Alexander, die Wunderthaten Alexanders); zwei Gedichte, ein allitterirendes und ein gereimtes von 8034 Versen sind noch vorhanden.

Aber nicht nur das gesammte Abendland hat Alexander den Großen verherlichet; auch im Morgenlande hat er seine Dichter gefunden, und zumal sind es persische Dichter. Die Reihe eröffnet der größte von allen, Firdusi, in dessen Schahnamêh die Thaten Alexanders eine besondere Abtheilung bilden. Auf ihn folgt Abu Mohammed Ben Jussuf Scheich Nisami (um 1180) mit seinem Eskandernamêh, ferner Emir Chosru aus Dehli († 1315) und Mewlana Dschami etwa um dieselbe Zeit. An die Perser reihen sich endlich die türkischen Dichter Mewlana Hamsewi und Ahmed Daji.

Die nicht minder zahlreichen abendländischen Prosabearbeitungen des Lebens Alexanders, die das Mittelalter hervorbrachte, übergehe ich. Sie ersehen aus diesem Dichterverzeichniß, daß Alexander keineswegs zu kurz gekommen ist. Ja, man kann behaupten, daß kein Sterblicher auf die Umgestaltung der Poesie jemals so eingewirkt habe, als der allberühmte Makedonier; denn im Gefolge seiner Thaten ward die ganze reiche Märchenwelt des Morgenlandes in den Bereich der abendländischen Dichtung hineingezogen, und der gesammten höfischen Epik das Phantastische, das sie kennzeichnet, aufgeprägt.

Heute nun haben wir es mit dem Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht zu thun, der nach dem Französischen des Alberich von Besançon dichtete. Wenn Lamprecht nicht Lamprecht von Hersfeld ist, wie Holtzmann will, so weiß man nicht, wer er war. Man hat die Persönlichkeit beider Dichter, Alberichs und Lamprechts, angezweifelt, aber ohne genügenden Grund. Das altfranzösische Gedicht, das die Grundlage des deutschen bildet, ist jetzt aufgefunden und von allen andern französischen Alexandriaden verschieden

erkannt worden. Näheres darüber findet sich in einem Aufsatze Alfred Rochats in Pfeiffers Germania 1, 273 ff.

Das deutsche Gedicht ist in zwei Handschriften, der Vorauer und der Straßburger, erhalten. Ueber das Verhältniß beider zu einander herschen Dunkel und widerstreitende Ansichten. Die Einen behaupten, die jüngere Straßburger enthalte den älteren Text, die ältere Vorauer nur einen verkürzenden Auszug, da sie mit dem Tode des Darius schließt und von Alexanders Feldzuge nach Indien nichts weiß. Ich bin anderer Ansicht. Die Vorauer Handschrift giebt uns das ältere Gedicht Alberichs in einer strophischen Bearbeitung, die es nur mit der Eroberung Persiens zu thun hat. Ein späterer Dichter arbeitete Lamprechts Werk um, vernichtete die strophische Form desselben durch Einschaltungen und Zusätze und fügte den Kampf gegen Porus und alles andre nach Lambert li Court, oder einem anderen französischen Dichter hinzu. Alexander de Bernay kann die Quelle nicht sein, weil dieser ebenfalls mit der Besiegung des Darius schließt.

Ueber den Werth des deutschen Gedichtes herschen ebenfalls verschiedene Ansichten. Gervinus, der freilich nur das Gedicht der Straßburger Handschrift kannte, nennt dasselbe nahezu das Beste, was die mittelalterliche Epik hervorzubringen vermochte; Andere legen diesem Gedichte keinen so hohen Werth bei. Die Meinung dieser ist auch die meinige. Es steht keineswegs höher als König Rother und andere gute Gedichte des zwölften Jahrhunderts; mit den feingebildeten Meisterwerken des dreizehnten es vergleichen, hieße ihm Unrecht thun. Doch Sie mögen nun selbst über seinen Werth urtheilen; hören Sie also:

I.

Das Lied, das wir hie würken, das sollt ihr recht merken; sein Gefüge ist sehr trefflich. Der Pfaffe Lamprecht dichtete es, es thät' uns gerne kund, wer Alexander gewesen sei.

Alexander war ein weiser Mann. Gar manches Reich gewann er und zerstörte manches Land. Philippus hieß sein Vater, wie ihr wohl im Buch der Makabäer hören möget.

Alberich von Besançon brachte uns dieses Lied zu. Der hat es gedichtet, nun will ich es Euch berichten. Niemand klage mich deshalb an: Log er, so lüge auch ich. —

Als Alberich dieß Lied anhub, da hatte er ein Buch Salomons; darin fand er geschrieben „vanitas vanitatum," das ist: Alles ist eitel, was die Sonne umkreißt.

Das hatte Salomon wohl erfahren und deshalb war ihm sein Gemüthe schwer. Auch Alberich dachte daran, und ich habe denselben Gedanken. Doch ich will nicht länger zaudern, sondern das Lied beginnen.

Mächtiger Könige gab es genug, aber kein Buch und keine Mähre sagt uns, daß einer dem wunderbaren Alexander gleich gewesen sei; ihm gleicht kein Anderer.

Er war in Griechenland geboren und ward da zu Könige erwählt. Er war der erste Mann, den Griechenland zum Könige nahm. Nun sprechen Lügner, daß er eines Gauklers Sohn gewesen sei.

Die das jemals sagen oder die es je erdachten, die lügen wie Feiglinge; er war von kaiserlichem Geschlechte. Nimmer glaube ihnen ein rechtschaffener Mann, seinen Vater kann ich Euch wohl nennen.

Sein Geschlecht war herlich, gewaltig über ganz Griechenland. Philippus hieß sein Vater, dem ganz Macedonienland diente; sein Ahnherr war ein guter Knecht; über das ganze Meer gieng seine Herschaft.

Philippus nahm ein Weib, das in jeder Hinsicht ausgezeichnet war. Sie hieß die schöne Olympias. Das war Alexanders Mutter. Die Frau hatte auch einen Bruder.

Der war auch Alexander genannt und das Land Persien diente ihm. Er war ein so gewaltiger Fürst, daß er keinem Könige unterthan war. Wolltet ihr nun schweigen, so wollte ich Euch von Alexanders Geburt erzählen.

Als die Frau Olympias sein genas, da geschahen große Zeichen: die Erde erbebte und der Donner krachte. Mächtig goß der Regen vom Himmel.

Der Himmel verwandelte sich und die Sonne ward dunkel. Sie verlor fast ganz ihr Licht, da Alexander geboren ward. Nie hörte ich, daß jemals ein Kind so geboren worden sei.

Glaubet mir, was ich euch sage: Er gedieh beßer in drei Tagen denn andere Kinder in drei Monaten. Er sah wie der Wolf sieht, wenn er ob seiner Beute steht.

Was ich Euch sage, das ist wahr. Strup und roth war ihm sein Haar nach einem Fische, den man im Meere fangen mag. Es war dicht und lockig wie eines Löwen Mähne.

Von seinem scharfen und schönen Gesichte will ich Euch noch erzählen. Ein Auge war ihm blau, schwarz das andere: das war ein großes Wunder.

Sein Hals war wohl gestaltet, seine Brust breit, seine Arme mächtig, sein Bauch zu lang noch zu breit, wie das dem Jünglinge wohl steht.

Schön erschien er niederwärts über Bein und Fuß. Das sage ich Euch wahrlich: In seinem ersten Jahre wuchs ihm Kraft und Verstand mehr als einem andern in dreien.

Nun vernehmt, wie er sich hervorthat: Wenn ein tapfrer Ritter zu ihm kam, dem bot er Leben und Gut an. Er wandte nie sein Gemüth an Kinder noch an unverständige Männer. Wie wohl geziemte das dem Herren!

Die Meister die er da gewann, das waren geschickte Leute; sie lehrten ihn Weisheit und erzogen ihn zu großen Ehren. Durch die Kenntnisse, die er sich da erwarb, ward er ein sehr tüchtiger Mann.

Der erste seiner Meister lehrte ihn Griechisch und Latein, Buchstaben an Pergament setzen, manches Buch verstehn und genug anderer Weisheit. Noch war er da ein kleines Kind.

Der andre Meister, den er gewann, der lehrte ihn Musik; er lehrte ihn Saiten spannen, daraus alle Töne hervor giengen, der Rotten und der Lyra Klang, und von sich selbst Gesang erheben.

Der dritte nützte ihm gar sehr. Er lehrte ihn die Zahl aller Dinge und manche andere Weisheit, wie fern die Sonne von dem Monde ist, und wie hoch es ist von dem Wasser bis zum Himmel.

Der vierte Meister, den man ihm gab, das war Aristoteles

der weise Mann. Der lehrte ihn den Kreißlauf des Himmels und gab ihm die Fähigkeit das Gestirne und seinen Gang zu erkennen.

Einen Meister gewann seitdem Alexander das edele Kind, der ihn die Waffen führen lehrte und mit dem Schilde sich bedecken und wie er seinen Speer tragen sollte gegen den, dem er schaden wollte.

Wie er gegen den reiten sollte und ihn stechen, daß es fromme, und wie er nach dem Stiche zum Schwerte greifen und damit kunstgerecht schlagen, und wie er seinen Feind fangen sollte.

Und wie er sich selbst bewahren sollte gegen den, der ihm zu schaden gedächte; wie er den Feinden eine Falle stelle, die er zu zwingen wünsche, und wie er sich gegen die Ritter benehmen sollte, daß sie ihm willig wären.

Der sechste lehrte ihn zu Gericht sitzen und vom Unrechte das Recht scheiden, und wie er das Landrecht ertheilen sollte allen denen, den er es gönnte.

So ward er verständig und kühn. Da er zwölf Jahr alt war, da war sein Gemüthe so stäte, daß er um alles Gut der Welt nicht lügen wollte noch sich von der Wahrheit abwenden.

Das erfuhr einer seiner Meister, den er über einen Fels hinab stieß, so daß er den Hals brach, weil er ihn zu einer Lüge bereden wollte. Nun behaupten Lügner, daß der sein Vater gewesen sei.

Da der Dichter hiemit die Erziehung seines Helden beschließt, so bitte ich die Fragen vorzubringen, die etwa Jemand zu thun gedenkt.

Ich begreife nicht, sagte Berta, wie der Dichter dazu kommt, den bekannten Ausspruch Salomons im Eingange seines Liedes anzuführen, da er ihn in keine Verbindung mit seinem Gegenstande bringt. Er mahnt mich damit an manche Prediger, die, wenn sie in Gefahr sind stecken zu bleiben, geschwind einen Bibelspruch hersagen, gleichviel welchen.

So schlimm ist es nun wohl bei unserem Dichter nicht, sagte Leodegar. Ich muß mich seiner schon annehmen, war er doch wahrscheinlich mein Ordensbruder. Auf Salomons Spruch kam

Alberich und durch ihn Lamprecht wohl durch die Betrachtung, daß daß Werk des großen Makedoniers kaum vollendet wieder vernichtet ward. Die Beziehung ist leicht zu finden, und darum unterläßt er es sie näher darzulegen. Eine Andeutung davon hätte freilich nicht schaden können.

Wir danken Ihnen, hochwürdiger Herr, daß Sie unserer Schwäche zu Hülfe gekommen sind, sagte Irmgard lächelnd. Aber hätten die geistlichen Herren etwas näher hingesehen, so hätten sie auch wohl erkannt, daß, obwohl das Weltreich Alexanders bald nach seinem Tode wieder auseinander fiel, doch der Hauptgewinn seiner Unternehmung dauernd fortbestand, nämlich Asien und Europa in nähere Verbindung gebracht und die Bildung der Griechen zur Bildung eines großen Theiles der Erde erhoben zu haben. Aber wie verhält es sich denn mit der so kräftig zurückgewiesenen Verleumdung, daß Alexander der Sohn eines Gauklers gewesen sei?

Diese Angabe, sagte der Graf, stammt aus dem Pseudokallisthenes und ward auch von dem arabischen Geschichtschreiber Abulpharag aufgenommen, wie von allen abendländischen Alexandriadendichtern, mit Ausnahme Lamprechts und des Aimé de Varennes, der ein Gedicht von den Vorfahren Alexanders, den Roman de Florimont, um 1188, dichtete. Die Sage lautet: Ein vertriebener König von Aegypten, Nectanebus, habe mit der Olympias, bei der er Astrologendienste verrichtet habe, betrügerischer Weise als Jupiter Ammon den Alexander erzeugt. Man sieht, die Sage knüpft sich an den bekannten geschichtlichen Vorfall, daß Alexander von den Priestern dieses Gottes in Aegypten für dessen Sohn erklärt ward, was er sich, wie man weiß, gefallen ließ. Nectanebus ist also der siebente seiner Lehrer, den er über den Fels hinabstieß, und nun dürfen wir auch wohl auf die Lüge schließen, die Alexander nach seinem Willen behaupten sollte. — Unter den Ahnherren Alexanders, der auch ein „guter Knecht" war, hat man vielleicht den Herakles zu verstehn, von dem die makedonischen Könige abstammen wollten, oder einen der früheren makedonischen Könige, Perdikkas I. oder Alexander I. Olympias leitete ihr Geschlecht auf Achilleus zurück. Sie war Tochter des Molosserköniges Neoptolemos.

Von einem Bruder der Olympias mit Namen Alexander weiß man nichts. Da er König von Persien genannt wird, könnte der ältere Iskander der morgenländischen Sage gemeint sein, dem die Erbauung der großen Mauer auf dem Caucasus, des Walles des Gog und Magog, zugeschrieben wird.

Nun noch eine Frage, sagte Berta, was ist die Rotte für ein Instrument?

Ein Saiteninstrument, antwortete Leodegar, eine Art Geige.

Ist mir das aber eine sonderbare Art von Lehre für einen künftigen Welteroberer, ließ sich jetzt der Hauptmann von Stoffeln vernehmen. Abgesehen von dem, was ihn die beiden letzten Meister lehren, kann er nichts gebrauchen. Von Taktik und Strategie, in denen er doch bereits in seinem achtzehnten Lebensjahre Meister war, ist hier überall keine Rede. Zu einem Stubengelehrten, aber nicht zu einem geschickten Heerführer erzieht man Jemand so. Ja ja! die Natur mag mehr für Alexander gethan haben als der Unterricht, wenn er so beschaffen war.

Ich vermisse hauptsächlich, sagte das Hoffräulein, daß man ihn in der für einen Fürsten so nothwendigen Kunst der Repräsentation nicht unterrichtet hat. Darum also hat er sein Leben hindurch den Kopf schief getragen. Wie wichtig, ja unentbehrlich die erhabene Kunst der Repräsentation sei, das hat auch Napoleon I. eingesehen, der bekanntlich darin bei Talma Privatunterricht nahm.

Nun, sagte der alte Graf, diese Kunst werden ihm wohl später seine Gemahlinnen Roxane, Barsine und Parysatis beigebracht haben. Aber wenn Sie nichts mehr zu bemerken haben, so gehn wir weiter. Es folgen nun die Geschichte mit dem Rosse Bucephalus und Alexanders Thaten bis zum Tode Philipps.

Nur ein Wort noch, sagte Haspinger. Sie werden bemerkt haben, daß der Dichter, abgesehen von den Eingangsstrophen, noch acht Mal mit seinem Ich in diesem kleinen Stücke hervortritt. Das oft gerügte Aufgeben der Objectivität der höfischen Epiker ist also auch aus Frankreich herübergenommen worden.

Der alte Graf fuhr demnach fort:

II.

Von Philipps Gestüte will ich Euch nun sagen. Darunter war ein wunderbares Roß, zornig und streitig, schnell und ernsthaft von seiner Art und seiner Stärke. Der Mund war ihm schreckbar und wie der eines Esels. Seine Ohren waren sehr lang, das Haupt mager und schlank, seine Augen gefärbt wie die eines fliegenden Adlers. Sein Hals war lockicht nach Löwenart. Auf den Goffen hatte es Rinderhaar, an seinen Seiten Flecke wie ein Leoparde. Weder Saracene noch Christ gewann je besser Roß. Es ward mit Ketten gebunden als eines, das immer tobte. Als es vor den König geführt ward und er seine Beschaffenheit erkannte, nannte er es Bucephalus, was sie alle gut däuchte.

Man hieß es in einen Marstall thun, daß sie vor ihm Ruhe hätten. Niemand wagte zu dem Rosse zu gehn. Wem aber abgesprochen war, den gab man dem Rosse.

Dem Könige ward ein Bote gesandt von dem, dem das Roß bekannt war. Er hieß es wohl bewahren, denn durch dasselbe sollte man einst erfahren, wem die Gewalt des Königes nach seinem Tode gegeben würde.

Als Alexander heim kam, vernahm er das sogleich. Er war überaus weise und von seinen Erziehern entlassen. Noch hatte er nichts gehört von dem, was man von dem Rosse sagte.

Eines Tages, als er hier auf der Pfalz gieng — Hephästion, ein junger rascher Mann hatte ihn dahin geleitet — da hörte er das Roß wiehern und toben. Alexander sprach zu denen, die mit ihm giengen: Was schallet mir in das Ohr? Es läßt mich nicht hören. Ich weiß nicht, ob es ein Löwe thut, da es hier eingeschlossen ist.

Es ist ein starkes Roß, sprach da Ptolomäus zu dem Kinde. Euer Vater hat es eingeschlossen; kein besseres giebt es im Gestüte! Kein Marschalk pflegt sein, denn es erbeißt übele und gute. Als Alexander das hörte, so ruhte er nicht, bis er zu ihm kam. Er rief den Knaben und hieß den Schlüssel holen. Sie wagten nicht es heraus zu führen, ungern giengen sie hinein. Darüber zürnte Alexander, die Thüre brach er auf und hieß sie alle zurückweichen; er wollte allein hinein gehn. Das Roß, das nie ein

Mann besänftigen konnte, begann er zu streicheln. Als Bucephalus gegen ihn fahren wollte und er ihn anzublicken begann, da ward er schüchtern in seiner Macht und wollte ihm dienstbar sein. Das Roß kniete vor ihm nieder und wüthete seitdem nicht mehr. Er ergriff es an der Mähne, an die weder Seil noch Zaum jemals kam. In mannhaftem Sinne sprang er ihm auf den Rücken; aus dem Stalle er es ritt: das war große Kühnheit.

Ein Bote eilte dem Könige zu sagen, was sein Sohn gethan hätte; er wagte es nicht zu verschweigen. Auf sprang sogleich der König und eilte herbei; da freute er sich seines Kindes. Als Alexander ihn sah, that er wie ihm geziemte; er schwang sich von dem Rosse und gieng dem Vater entgegen. Als sie zusammen kamen, nahmen sie sich bei den Händen. Ihre Rede war sehr freundlich, wie ihr wohl verstehn mögt. Heil dir, sprach er, mein Sohn! mich dünkt, du sollst einst König sein. Die Gewalt ist dein, soweit mein Reich geht. Heil Euch, mein Vater, entgegnete er; Gott lasse Euch immer glücklich sein! Alles Guten versehe ich mich zu Euch. Lange müsset Ihr noch beherschen Euer Reich gnädig und glücklich. Ich bin nun fünfzehen Jahr alt, wie ich weiß, und zu meinen Tagen gekommen, daß ich wohl Waffen tragen mag. Wer Tüchtigkeit gewinnen will, der soll damit in seiner Jugend beginnen!

Der König wollte damit nicht säumen, er hieß das Kind bereiten. Was mag ich Euch weiter sagen? Er hieß ihm Waffen vorlegen und verschmähete sie Alexander, so brachte man ihm andere. Als das Kind nach Brauch wohl gewaffnet und beritten war, da war er ein schöner Jüngling. Sie begrüßten ihn als König. Da sprach er, was sie denn dächten, daß sie ihm Königes Namen gäben! „Wolltet ihr eine Weile euch gedulden, bis ich etwas Tüchtiges gethan habe! Mit einem Könige will ich es beginnen, und mag ich den überwinden, so möget ihr mir Königes Namen geben so lange ich leben soll.“ Ein König hieß Nicolaus: Alexander fuhr in sein Land vor Cäsarea die Stadt: da ward der reiche König abgesetzt. Alexander besiegte ihn und führte die Krone mit sich hinweg. Als er wieder heim zu ziehen gedachte, da vernahm

er eine Mähre, die ihn betrübte: sein Vater hatte seine Mutter verstoßen und saß in voller Brautlauft. Die Braut hieß Cleopatra. Als Alexander heim kam, gieng er vor seinen Vater. Er nahm die Krone, die er mit sich führte, und setzte sie seinem Vater auf. „Vater, nehmet freundlich an, was ich gewonnen habe, bis ich Besseres thun mag; des habet ihr Ehre und Ruhm. Aber eines Dinges zürne ich euch, das mich nicht gut dünket: daß ihr meine Mutter, die gute Olympias, ließet und die Ehe brechet. Der Rede will ich nun schweigen; euer Essen will ich nicht versagen. Nun wisset es wahrlich, so mir die Augen, womit ich das sehe, ich will es ihnen allen hier danken, die diesen Rath gethan haben, daß er ihnen nicht zu Ehren kommt."

Ein Ritter, der Lysias hieß und stolz und redehaft war, ertrug es nicht, daß der Knabe solches sprach; er antwortete ihm verächtlich, wie der stolze Mann oft thut. Da hatte Alexander einen schweren Trinknapf mit schönen Gebilden vor sich, den hub er auf und schlug ihn damit an den Mund, daß ihm die Zähne in die Kehle fielen und sagte: „Laß du deine Rede!" Der König sprang auf von der Tafel, denn ihn zwang sein Zorn. Dieser Streit gefiel ihm nicht. Als er aber vortrat, da fiel er und brach einen Schenkel, so daß er unvermögend lag. Da der König nieder fiel, da wallte Alexanders Blut auf; zornig schlug er mit dem Schwerte um sich; wer da widerstehn wollte, der mußte sein Leben verlieren. Ich vernahm nie, wohin die Braut kam. Alexander mäßigte sich da und gieng zu seinem Vater, heilte ihm sein Bein und versöhnte ihn mit seiner Mutter.

Bald darauf kam ein Bote, der forderte Philipp auf seine Burg zu Antonia besser zu bewahren und ein Heer dahin zu führen, denn die Besatzung wolle von ihm abfallen und ihn lästerlich betrügen. Als der König dieß vernahm, erschrak er sehr. Ohne Zögern hieß er den Sohn dahin reiten. Mit fünf hundert Helden zog Alexander aus und gewann die Burg mit List, daß er keinen Schaden nahm. Fröhlich kam er wiederum zu Lande. Da fand er in dem Saale die Boten des Darius, eines gewaltigen Königes, die den Zins von Philipp fordern sollten. Daß Philipp

seit manchem Jahre dem Darius Zins zahlte, das behagte dem Sohne übel. Um diesen Zins ward Darius erschlagen. Vor dem Angesichte der Boten sprang Alexander auf, versagte den Zins und beschalt den Darius. „Euer Herr, sagte er, hat keine andere Tugend als daß er Schätze aufhäufet. Er war sehr dumm, daß er Zins von uns begehrte. Nimmer wird er ihm gesendet aus Griechenland bei meinen Zeiten.“ Damit hieß er die Boten heimziehen. „Wenn er des Zinses nicht entbehren wollte, so würde er ihm ihn in solcher Weise heim bringen, daß er ihm sein Haupt lassen sollte.“ Das entbot er ihm zu großem Verdrusse der Boten.

Als dieß beendet war, da kam ein Bote von seinem Manne zu Thelemone und sagte Kunde von einem unterworfenen Volke, daß sie ihm unrecht der Treue lohnen wollten, die er ihnen bewiesen hätte; sie wollten einen anderen Herren haben. Da nahm Alexander seine Gesellen, kühn ritt er hin, gieng in die Burg und nahm den Burggrafen gefangen. Die Bösen stieß er hinab, die Treuen ließ er darauf. Er nahm Schatz und Gewand und alles was er fand und gab es seinen Mannen, mit denen er die Burg gewonnen hatte. Als er heimritt, da begegnete ihm Unliebsames; ihm widerritt Pausanias der Markgraf und führte eine Frau in seiner Gewalt. Wie sehr mußte er das büßen! Das war die schöne Olympias, die Mutter Alexanders. Seinen Vater hatte Pausanias todwund hinter sich gelassen. Alexander war ein kühner Held, den Schild nahm er vor sich, sprengte gegen Pausanias, stach ihn durch den Bauch und warf ihn mit den Worten „Stiefvaters bedarf ich nicht!“ zur Erde. Er hieß seine Leute den Pausanias auf ein Roß binden und führte ihn lebendig in das Land zurück, wo er seinen Vater siech fand. Der Wunde, die ihm Pausanias schlug, genas er nimmermehr. Als Alexander heim kam, gieng er vor seinen Vater und sprach: „Hast du mir etwas zu sagen? Du magst dich wohl rächen heißen.“ „Sohn, sagte Philipp, heiß ihn tödten!“ Schnell ward das gethan. Bald nachher starb Philipp. Als er begraben war, ward Alexander zum Könige erhoben: da war er erst zwanzig Jahre alt.

Nur über zwei Dinge, die erwähnt werden, möchte ich um nähere Auskunft bitten, sagte Irmgard, als der alte Graf jetzt schwieg; das erste: was versteht man eigentlich unter Brautlauft?

Brautlauft, nahm Haspinger das Wort, bezeichnet im Allgemeinen die feierlichen Gebräuche bei der Vermählung Freier. Sonderbarer Weise meint Müller im mittelhochdeutschen Wörterbuche, das Wort komme vielleicht her „vom schnellen Davoneilen mit der Braut gleich wie mit einer Entführten.“ Ohne Zweifel stützt er sich auf des Tacitus bekannte Aeußerung, daß die deutschen Bräute geraubt, d. h. den Eltern (wohl oft nur scheinbar) gewaltsam entführt worden seien. Allein wenn man das Wort so deuten will, so würde es eher ein Entspringen als ein Entführtwerden der Braut ausdrücken. Brautlauft, d. i. Brautgang, bezeichnet jedoch nur, wie eine Menge Gesetzesstellen darthun, die feierliche Geleitung der Braut zum Hause des Bräutigams. So sagt die vierte der sieben friesischen Ueberküren: Hwer sâ mâ hîr ên frowe haleth mit horn anda mit hlûd, mit doem anda mit drechte, thet thiu scolde emmer âftne stoel besitta, u. s. w. Das heißt: Wo ein Mann hier eine Frau holet mit Horn und mit Laut, mit gerichtlicher Zustimmung und mit Volkes Geleit, daß sie soll den ehelichen Stuhl besitzen. Ferner sagt das friesische Landrecht: Dat dio frîe Fresinne com on dis frîa Fresa wald mit hornes hlûd ende mit bûra onhlest, mit bâkena brand ende mit winnesang, d. h. daß die freie Friesin kam in des freien Friesen Gewalt mit Hornes Laut und mit der Bauern Anhörung mit der Fackeln Brand und mit Freudengesang.

Und schon das salische Gesetz bietet: Tit. XIV, 10: Si quis puellam sponsatam, drute ducente ad maritum, in via assalierit, d. h. Wenn einer eine verlobte Jungfrau, während das Volk sie dem Gatten zuführt, auf dem Wege anfällt rc. — Aus allen diesen Stellen nun, die sich leicht vermehren ließen, folgt, daß man unter Brautlauft die feierliche Geleitung der Braut in das Haus des Gatten ursprünglich zu verstehen hat. Später bedeutet es einfach „Hochzeitsfeierlichkeiten.“ — Und was betrifft Ihre zweite Frage?

Mir ist aufgefallen, daß Alexander sagt: „er wolle das Essen des Vaters nicht verschmähen.“ Dahinter steckt wohl ohne Zweifel wieder etwas? sagte Irmgard.

Ganz richtig bemerkt, entgegnete Haspinger. Sie erinnern sich wohl an die Stelle in Herders Cid, wo erzählt wird, daß der Cid den Martin Pelaez, einen seiner Ritter, der sich in einer Schlacht nicht tapfer erwiesen hatte, vom Tische der andern Ritter wegrief, weil diese keinen am Tische duldeten, der seine Ehre befleckt habe?

Ei freilich, rief da Berta, und zugleich erinnere ich mich jetzt daran, daß Uhland im Rauschebart den alten Eberhard das Tischtuch zwischen sich und seinem Sohne entzweischneiden läßt, weil dieser sich hatte von den Städtern schlagen lassen.

Nun wahrlich, lachte Irmgard, Du hast ein anschlägiges Köpfchen, wenn du die Treppe hinunter fällst. Das habe ich längst gewußt. Wäre sonst wo noch dieser Sitte gedacht, so wollte ich jetzt auch mein Gedächtniß in seinem Glanze zeigen.

Da Du dieß also verschmähest, so will ich es mit Deiner Erlaubniß thun, sagte lächelnd Graf Huno. Ich erinnere mich, daß einst der Langobardenkönig Audoin seinem Sohne Alboin den Sitz an seinem Tische weigerte, weil dieser, obgleich Sieger im Kampfe, es unterlassen hatte, dem erlegten Feinde die Waffen zu nehmen und mit sich heimzubringen; denn es fehlte ihm so der gültige Beweis des Sieges.

Einer Ueberfülle an Galanterie darf man Dich allerdings nicht beschuldigen, sagte Irmgard, das ist wahr. Da lob' ich mir die feine Rücksicht des Herrn Hauptmann dort, der Klopstocks prosaische Schriften, ohne Zweifel diesmal die Quelle Deiner Weisheit, sicher eben so genau kennt als Du, aber aus Rücksicht auf mich zu schweigen vorzog, wofür ich ihm zum größten Danke verpflichtet bin.

Der Hauptmann nahm den Dank freundlich lächelnd sich verneigend aber stillschweigend an und der alte Graf fuhr fort:

III.

Alexander erhebt sich nun gegen den Darius, den König von Persien, um die Griechen an den Persern zu rächen. Aber bevor

er nach Asien zieht, unterwirft er sich Sicilien, Rom und Karthago, um sein Heer zu verstärken; Thaten Alexanders, von denen die Geschichte nichts weiß, und die ohne Zweifel aus der morgenländischen Sage in die abendländische hinübergenommen sind. Hierauf zieht er nach Aegypten, wo er die Stadt Alexandria gründet, verwüstet dann Galilea, Samaria und Judea und wendet sich dann gegen Tyrus, dessen Belagerung und endliche Einnahme und Zerstörung ausführlich geschildert wird. Ein entkommener Tyrier überbringt dem Darius die Kunde von diesem Ereignisse, und dieser sendet in seinem Uebermuthe dem Alexander einen Stutzel (fingerlosen Handschuh), ein Schuhband und ein wenig Goldes in einer Lade nebst einem Briefe. Durch den Stutzel wolle er ihm andeuten, daß es ihm besser anstünde, mit den Knaben Ball zu spielen statt zu kriegen; durch das Schuhband gebe er ihm zu verstehen, daß er ihm die Dienste eines Sklaven leisten sollte; das Gold endlich solle ihm sagen, daß schon Philippus sein Vater dem Perserkönige zinspflichtig gewesen sei, und daß auch er den Zins entrichten solle. Würde Alexander seinem Gebote nicht nachkommen, solle er mit Ruthen gezüchtiget werden. Erzürnt darüber, will Alexander die Boten des Darius henken lassen, wird aber durch diese selbst bewogen davon abzustehn. Er gab ihnen das ihm gesandte Gold und sagte, die Bedeutung der drei Dinge sei eine ganz andere. Der Stutzel wolle sagen, daß er die Weltherschaft ergreifen und festhalten solle; der Schuhriemen, daß Darius sich ihm zu eigen ergebe; das Gold, daß Darius sich ihm zinspflichtig bekenne. Dasselbe setzte Alexander auch in seinen Brief an Darius, zugleich sagte er ihm, daß er sein drei Monate warten wolle; nach deren Verlauf werde er mit hunderttausend Mann über den Euphrat gehn und sich gegen Babylon wenden. Scheue er den Kampf, so müsse er nimmer König heißen. — Darius ergrimmte und gebot den Herzogen Marius und Tybotes den Alexander nicht über den Euphrat zu lassen, vielmehr ihn zu fangen und gebunden wie einen Widder vor ihn zu führen. Da er der Höchste auf Erden sein wolle, solle er das an einem Galgen werden. Die beiden Herzogen entbieten ihrem Herrn: solcher Uebermuth gefalle ihnen

nicht; wenn er nicht verständig handele, werde es ihm zu Schaden gereichen. Darius jedoch bleibt bei seinem Entschlusse, sendet den Herzog Mennes mit hunderttausend Mann an den Euphrat und wiederholt seinen Befehl an Marius und Tybotes. Diese beiden rüsten sich nun auch, und es kommt zur Schlacht am Euphrat, Alexander und Mennes stoßen im Kampfe auf einander, und Alexander wäre erlegen, wenn ihm nicht der Ritter Daclym, der an diesem Tage stets in seiner Nähe war, beigesprungen wäre und den Ritter Jubal, der mit Mennes daher kam, getödtet hätte; denn Alexander lag bereits am Boden, Mennes hatte ihm den Helm vom Haupte gerissen, und Jubal war eben daran ihn zu tödten, als Daclym ihm Hülfe brachte. Während Alexander am Boden lag, hatte ein Graf Pincun ihm seinen mit einem Banner geschmückten Speer entrissen und davon getragen. Alexander, durch Daclym wieder zu Rosse gebracht, reitet dem Grafen nach, tödtet ihn, gewinnt seinen Speer zurück, stößt zum zweiten Male auf Mennes und erlegt auch diesen, worauf die Perser feldflüchtig werden. Der Sieger wendet darauf sich gegen Sardes, erobert die Stadt und verbrennt sie.

Nun erst erhebt sich Darius selbst. Da man dem Darius das sagte (fährt das Gedicht fort), klagte er nicht sehr, sondern that, wie der Mann thut, der aus Uebermuth sich nicht bei Zeiten vorsieht. Wie oft erfährt er da Schimpf und Schande! Er schwur bei seines Reiches Heile, er wolle, ehe vierzehen Nächte vergiengen, Alexandern hängen, daß das Gevögel ihn äße, weil er sich wider ihn vermessen habe. Ueber Land und Meer wurden Boten gesandt, die seine Fürsten, manchen König, Herzogen und Grafen zu ihm entboten, daß sie ihm Rath gäben. Und sie kamen mit ihren Knechten und aller ihrer Menge in das Feld zu Mesopotamien; in der breiten Aue wollte er Heerschau halten. Gern sah er die Schaaren, die da kamen. Weit gieng seine Gewalt. Zwei und dreißig Könige kamen zu ihm, da sie seine Noth vernahmen. Zwei hundert und siebenzig waren der Grafen und der Herzogen achthundert und drei. Von Persien wurden ihm gesandt siebenzig tausend Krieger, und die kühnen Cenonenser kamen ihm mit fünfzig

tausend Knechten, die sich wohl zu kämpfen getraueten. Die Pamphylier brachten ihm dieselbe Zahl, und eine große Schaar kam ihm aus Medien, kampffreudig, und wie sie zu des Königes Heerfahrt geziemte. Cilicien sandte achtzig, und Ninive zwanzig tausend Krieger; Armenien acht tausend, die von Gaza aber und die über Philistin saßen, zweimal fünfhundert starker Riesen, die ihm wohl zu Troste sein mochten. Seine freien Mannen, die ferne in Phrygien saßen, trugen ihm auch guten Willen; mit zwanzig tausend Kriegern kehrten sie zu ihm; sie gönnten ihm seine Ehren. Als man im fernen Indien seinen Willen vernahm, da nahmen sie zwölf tausend Mann. Kampfbereit kamen sie daher. Endlich kam ihm noch ein kleines Heer, das ihm die von dem Rothen Meere sandten. Nun vernehmet, wie hoch man dieses Heer berechnete, da es ganz versammelt war: sechsmalhunderttausend Mann war es stark und dazu dreißigtausend. Also hatte sich Darius gerüstet.

Als Alexander dieß hörte, mahnte er seine getreuen Mannen, die ihm zu seiner Noth immer einmüthig waren. Mit einer geringern Menge ritt er ihm entgegen. In Mesopotamien kamen sie zusammen, in der breiten Aue. Nie mochte man vor einem reichen Könige so edele Schaar sehen. Alle die Volkkämpfe, die seit der Zeit des Darius bis auf unsere Tage geschahen, dürfen sich dem nicht gleichen. Da war das breite Feld mit den Todten überdeckt. Wo Alexander durch die Reihen brach, wie viel der Helden lagen da todt! Der Kampf war grimm und hart. Mancher Helm ward da schartig. Als er hin zu Darius drang, da schwang er sein gutes Schwert auf. Zornig sprach er, da er ihn sah: „Nun muß es also ergehn! Ihr sollt den Zins hier empfangen, darnach Ihr gesandt habt; den habe ich Euch in dieses Land gebracht!“ Mit diesem Worte gab er ihm einen so gewaltigen Schwertschlag, daß ihm das Haupt vor das Roß schoß. Damit entschied sich der Volkkampf, so sagt uns Meister Alberich.

Um Erklärungen, denke ich, haben wir hiebei wohl nicht zu bitten, sagte Berta, als der alte Graf schwieg. Aber das gestehe

ich, meine Ansicht von Alexander ist eine andere als die wir durch dieses Gedicht von ihm bekommen. Von einem großen Könige finde ich hier nicht die geringste Spur. Dieser Alexander ist höchstens ein abenteuerlicher Ritter oder Eroberer. Persönlich beleidigt durch die Zinsforderung erhebt er sich zum Kriege, und mit dem Tode des Beleidigers ist die Geschichte zu Ende. Und wie schwach ist Darius gezeichnet: er gewährt uns kaum ein Schattenbild. Welch herliche Gegenstände hat der Dichter unbenutzt gelassen! Ich erinnere nur an Alexanders freundliche Behandlung der gefangenen Mutter, Gemahlin und Tochter des Darius; ja selbst der Tod dieses unglücklichen Königes, wie die Geschichte denselben erzählt, ist weit ergreifender, als der von dem Dichter willkührlich ersonnene. Ist denn der Dank des todwunden Königes, den er dem Sieger für die edelmüthige Behandlung der gefangenen Mutter, Gattin und Tochter sagen läßt, und seine Bitte, seinen Tod an dem Mörder zu rächen, nicht von weit höherem Werthe als der Zweikampf der beiden Könige, der obendrein so dürftig dargestellt ist? Diesen Alexander hätte der gute Lamprecht immerhin den Franzosen lassen können. Ich begreife wahrlich nicht, wie Gervinus dieses Gedicht so hoch stellen mochte.

Wenn Sie erwägen, entgegnete ihr Baron Wilmar, daß die Ueberschwenglichkeiten der höfischen Epiker dem Herrn Gervinus vielleicht Kopfschmerz gemacht hatten, so werden Sie begreifen, daß die einfache Haltung dieser Alexandriade auf ihn bestechend einwirken konnte. Wenn Sie tadeln, daß so mancher allerdings schöne Zug der geschichtlichen Erzählung unbenutzt blieb, so vergessen Sie nicht, daß die höfischen Dichter alles Tiefere, alles Ergreifende absichtlich vermieden, da, wie noch heut zu Tage, nur das Flache an den Höfen Geltung fand.

O ich bitte, fuhr giftig das Hoffräulein auf, ich bitte recht sehr, finden Sie es auch flach, daß meine genädigste Princeß vor erst etwa drei Monaten einen Orden für jungfräuliche Keuschheit gestiftet hat? Im Gegentheil, erwiederte der Baron, das finde ich höchst sublim, zumal da ich sehe, daß auch Sie dieses Kreuz zu tragen gewürdigt worden sind. Aber bleiben wir bei unserem

Gedichte. Sie werden alle einräumen, daß die jugendliche Keckheit Alexanders trefflich geschildert ist. Der ritterlich höfische Held darf weder gefühlvoll noch staatsklug sein, wohl aber muß er rücksichtslose Tapferkeit und ein gewisses Ehrgefühl besitzen. Da nun beide Eigenschaften dieser Alexander hat, so hindert ihn nichts, ein vollkommener höfisch-ritterlicher Held zu sein.

Da Niemand darüber weiter etwas sagen wollte, so begab sich die Gesellschaft an den Theetisch. Das Hoffräulein trank ihren Thee mit großer Eile und beurlaubte sich, weil sie, wie sie sagte, morgen sehr früh fortzureisen beschlossen habe, um, wie es ihre Pflicht sei, ihrer genädigsten Princeß ihre Verlobung allerunterthänigst anzuzeigen und um allerhöchste Genehmigung zu bitten. Der Herr Hauptmann folgte mit betrübtem Gesichte.

Neunter Abend.

Die Gesellschaft war versammelt, und Pater Leodegar hatte als Vorsitzender seinen Stuhl eingenommen. Aber bevor er seinen Vortrag beginnt, ist es nothwendig mitzutheilen, wie es dem Hoffräulein bei ihrer genädigsten Princeß ergieng. Sie war glücklich angekommen unter Geleit und Schutz ihres wenn auch nicht Erwählten, so doch durch Zauber Gewonnenen. Nicht ohne Salbung hatte sie ihren Entschluß in den Stand der heiligen Ehe zu treten, der altjungfräulichen Gönnerin mitgetheilt, mit leiser Erwartung nicht nur der allerhöchsten Genehmigung, sondern auch eines erklecklichen Hochzeitgeschenkes. Aber sie ward in Bezug auf dieses bitter enttäuscht. Die Princeß schloß sie gerührt in ihre Arme, küßte sie an das linke Ohrläppchen und ließ sich dann also vernehmen: „Meine Einwilligung haben Sie, liebe Herblingen, so schmerzlich es mir auch sein wird, den Umgang mit Ihnen und Ihr so scharfes und eindringendes Urtheil künftighin entbehren zu müssen. Da der Mann, den der Himmel Ihnen gegeben hat, unstreitig Ihrer würdig sein wird; da er ohne Zweifel den Schatz, der ihm zu Theil wird, zu schätzen weiß: so freue ich mich herzlich des Glückes, das Sie erwartet. Nicht ohne Rührung empfange ich denn das Kreuz meines Ordens der jungfräulichen Keuschheit aus Ihren Händen zurück; ich bin aber entzückt, Ihnen die Kreuze zweier neuer Orden, die ich seit Ihrem Abschiede von mir für meine Hofdamen zu stiften mich bewogen fühlte, dafür einzuhändigen." Darauf gieng sie zu ihrem Schranke, wühlte unter Bändern, Papieren, Karten, Schnupftabakdosen und andern solchen

Dingen eine Zeit lang herum, und trat dann, in jeder Hand ein Kreuz haltend, zum Hoffräulein zurück. „Empfangen Sie, meine liebe Herblingen, hiemit das Kreuz meines Ordens weiblicher Demuth. Es ist, wie Sie sehen, nicht aus Gold, weder mit Diamanten noch Rubinen geschmückt, nein, es ist aus schlichtem Kreuzdorn geschnitten. Gewiß höchst sinnig, wie Sie mir zugestehn werden. Es wird an einem aschgrauen Bande genau auf dem Herzen getragen. Besagtes Band mögen Sie sich kaufen, wo Sie wollen. Dieß andere Kreuz hier ist das Kreuz meines Ordens ehemännlicher Geduld, und das ist für Ihren zukünftigen Herrn und Gemahl bestimmt, welchem es umzuhängen ich Sie hiemit bitte. Es ist aus schwarzem Eisen und wird an braunem Bande hinten am Rockkragen getragen, genau da, wo ehedem der Haarbeutel hieng. Da man nie von goldener, wohl aber von eiserner Geduld spricht, so wählte ich Eisen; unleugbar wiederum ein Beweis meiner Ihnen längst bekannten Sinnigkeit. Und nun adieu, ma chère, adieu!" Damit küßte sie das Fräulein nochmals, und zwar dießmal an das rechte Ohrläppchen, wandte sich um und gieng gemessenen Schrittes in ihr Cabinet. Das Hoffräulein stund da wie Loths Weib nach dem Auszuge aus Sodom, und sie wäre vielleicht wie diese zur Salzsäule geworden, wenn sie nur etwas von Salz, wenn auch nicht attischem, in sich gehabt hätte. Sie fühlte sich sehr versucht, ihrer genädigsten Princeß die Ordenskreuze, zumal das ihrige, nachzuschleudern, und wäre ihr nicht der Respect zu gründlich anerzogen gewesen, wer weiß, was sie gethan hätte. So begnügte sie sich jedoch damit, die Kreuze leise auf einen Tisch zu legen, und sie schritt mit einem Stolze, würdig „der jungfräulichen Königin von England," zum Saale hinaus, mit dem Entschlusse, ihn nie wieder zu betreten. Da sie das ihr gegebene Kreuz nicht angenommen hatte, so glaubte sie sich auch nicht verpflichtet zur Demuth gegen ihren künftigen Gemahl, und als sie auf der alten Burg anlangten, schien er genau in der Laune eines Hundes, den man tüchtig mit Wasser begossen hat. Sie erschienen zwar beim Thee; das Fräulein rühmte den freundlichen Empfang bei der genädigsten Princeß; an dem Vortrage und dem Gespräche dieses

Abends aber nahm weder sie noch der Hauptmann den geringsten Antheil.

Leodegar begann. Wir gelangen heute zur Legende oder dem kirchlichen Epos, wenn man will. Ihr Zweck ist immer Belehrung und Stärkung im Glauben. Freilich entbehren nicht wenige Legenden gerade dessen, was jedes Epos haben soll und muß, der Handlung; viele sind nur durch Dulden ihres Helden oder ihrer Heldin ausgezeichnet; manche werden sogar unschön, ja abstoßend durch Häufung der Martern. Auch der Gerechtigkeit gegen den Feind entbehrt die Legende, und doch ist gerade diese eine Hauptzierde des Epos. Alle Gegner der Heiligen und Frommen stehn im Dienste des Teufels; gegen den und seine Diener kennt natürlich die Kirche weder Schonung noch Gerechtigkeit. Die Verfasser der meisten waren ohne Zweifel Geistliche; erst später, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, bemächtigen sich auch Laien dieser Gegenstände. Nur der wenigsten Namen sind uns bekannt; und wird uns auch ein Name genannt, so lernen wir doch weiter nichts als eben den Namen kennen. In unsern Zeitraum gehören a) die Legende vom H. Georg, in althochdeutscher Sprache des neunten Jahrhunderts und in der Strophe Otfrids, leider nur ein Bruchstück. b) Die Legende von St. Anno, Erzbischof von Cöln († 1075), ein höchst eigenthümliches Gedicht, das wohl nicht lange nach Anno's Tode gedichtet ward. Den größeren Theil bilden weltgeschichtliche Ereignisse, natürlich in sagenhafter Fassung, die gleichsam die Grundlage bilden, auf welcher dann das Bild Anno's aufgestellt wird. Herder kann die kunstreiche Anlage des Gedichtes kaum genug erheben; Andere wollen es nur, eben der weltgeschichtlichen Theile wegen, für eine sonderbare Compilation gelten lassen. Ich halte es mit Herder; allein da man dieses Gedicht eben deßhalb nothwendig ganz geben muß, wenn ein Urtheil darüber möglich werden soll, dasselbe dazu aber zu umfangreich ist, so mag dieser kurze Bericht genügen. c) Das Leben der Jungfrau Maria, von Wernher von Tegernsee. d) Die Legende von Pilatus, leider wieder nur ein Bruchstück, aber eines von hohem Werthe. e) Die Reise des H. Brandan; ursprünglich wohl

in niederrheinischer Sprache gedichtet, jetzt nur in niederländischer vorhanden. Brandan, Abt eines Klosters in Irland, findet in einem Buche viele so wunderbare Dinge verzeichnet, daß er an der Wahrheit derselben zweifelt und das Buch als eine Sammlung von Lügen verbrennet. Da bringt ihm ein Engel den Befehl, mit seinen Mönchen zu Schiffe zu gehn, das Schiff aber den Wellen und den Winden zu überlassen. Er solle alles das mit eigenen Augen schauen, was er angezweifelt habe. Hieraus schon kann man abnehmen, daß dieses Gedicht die wunderbarsten Dinge enthalten werde, was auch wirklich der Fall ist. Ohne Zweifel ist dieser Legende ursprüngliche Heimat Irland. Die altirische Kirche hat solcher Sonderbarkeiten mehrere. — Auch in die Kaiserchronik hat eine Anzahl Legenden Eingang gefunden, die mit zu den schönsten gehören, nämlich f) Veronica. Sie heilt den Kaiser Tiberius vermittelst ihres Schweißtuches, der dann, um die Ermordung des Arztes Jesus an den Juden zu rächen, durch Vespasian und Titus Jerusalem zerstören läßt. Eine andere Veronica ward fast gleichzeitig von Werner vom Niederrhein gedichtet, welcher jedoch nicht den Tiberius, sondern den Titus durch das Schweißtuch der Heiligen geheilt werden läßt. — g) Faustinianus. Der römische Kaiser Faustinianus hat mit seiner Gemahlin Mechtild drei Söhne, Faustus, Faustinus und Clemens. Claudius, Faustinians Bruder, will die Mechtild verführen, erreicht aber seinen Zweck nicht. Mechtild bestimmt ihren Gemahl, die zwei älteren Söhne nach Griechenland zu senden, auf daß sie zu Athen in den Wissenschaften unterrichtet würden. Sie gehn zu Schiffe dahin ab, leiden Schiffbruch, werden von einem Fischer gerettet, aber von ihm auf dem Markte an eine Witwe verkauft. Um nicht erkannt zu werden, nennen sich Faustus und Faustinus Niceta und Aquila. Die Matrone läßt sie durch Zachäus, „den unser Herr auf dem Baume sprach,“ erziehen. Da keine Kunde von ihnen nach Rom gelangt, so ängstigt sich die Kaiserin und beschließt, ihre Söhne selbst aufzusuchen. Mit großem Gefolge geht sie zu Schiffe, leidet Schiffbruch, alle ertrinken, sie allein kommt an das Land und tritt nun bei einer armen Frau in Dienste und

bleibt so unerkannt. Nun erhebt sich der Kaiser selbst, um die Seinen zu suchen, leidet aber ebenfalls Schiffbruch und dient in Laodicea. Während dieser Zeit kommt Barnabas nach Rom und bekehrt den Clemens, der sich darauf nach Cäsarea begiebt und zu Petrus kommt, der mit Simon Magus zu kämpfen hat. In Folge langes Dienstes ist Mechtild krank geworden. Sie zieht nun bettelnd durch die Lande und kommt nach Aruntum, wo sie von Petrus mit ihrem jüngsten Sohne Clemens vereinigt wird und beide getauft werden. Bald treffen hier auch Faustus und Faustinus ein, und alle vier erkennen sich. Nicht lange nachher erscheint auch Faustinianus als armer Mann, unterredet sich mit Petrus, Clemens, Niceta und Aquila, erzählt seine Leiden und wird von Petrus mit den Seinen vereinigt und getauft. Nun tritt Simon Magus irrend ein. Er entbietet unter dem Namen Cornelius (der ein Freund des Kaisers war) den Faustinian zu sich und verwandelt sein Antlitz, so daß ihn alle für Simon Magus halten, während dieser die Bildung des Faustinianus an sich nimmt. In dieser Verwandlung wird Faustinian von den Seinen, die er aufsucht, zurückgewiesen, erhält jedoch von Petrus sein Aussehn wieder, worauf alle nach Rom gehn und geistlich leben.

Diese Legende, sagte Irmgard, hat manches gemein mit der von Placidus oder Eustachius, wie er in der Kirche heißt, die von Herder so schön bearbeitet worden ist. Da werden auch Vater, Mutter und Söhne getrennt, aber nach einem Siege des Vaters als kaiserlichen Feldherrn über die Perser werden die Söhne von der Mutter, Eugenia, dem Vater zugeführt, welcher beide mit dem Kranze der Tapferkeit geschmückt hatte, ohne sie erkannt zu haben.

Das Motiv der Trennung und wundersamen Wiedervereinigung einer Familie ist eins des lohnendsten und daher oft verwendeten, erwiderte ihr Baron Wilmar. Sie finden dasselbe auch in der Sage vom Kaiser Octavianus, welche Tieck dramatisch bearbeitet hat.

In diesem Kaiser Octavianus ist mir Tieck immer sehr absonderlich vorgekommen, warf Berta ein; bald redet er wie

Shakespeare, bald wie Calderon oder Lopez de Vega, bald wie Gott weiß sonst wer. Man würde das abgeschmackt nennen, hätte es ein Anderer gethan als Tieck, denn es hebt alle Einheit des Werkes auf.

Sie haben nicht Unrecht, meine strenge Richterin, sagte lächelnd Graf Huno; aber Ihre Bemerkung könnte uns auf ein ganz anderes Gebiet führen, wenn wir ihr nachgehn wollten. Das wäre jedoch nicht gut, und so denke ich, wir ersuchen den Herren Vorsitzenden, mit dem Catalog seiner Legenden fortzufahren.

Leodegar fuhr also fort:

h) St. Sylvester. Der Gegenstand dieser ebenfalls in der Kaiserchronik zu lesenden Legende ist die Bekehrung des Kaisers Constantin und seiner Mutter Helena durch Sylvester, welcher vor dem Kaiser und der Kaiserin mit zwölf Juden disputirt und sie überwindet. Hierauf folgen noch ebendaselbst die Legenden von i) Julianus Apostata, k) der H. Crescentia, und l) Astrolabius, von welchen Julianus ganz mitgetheilt werden mag; sie ist nicht nur schön, sondern auch von mäßigem Umfange.

1. Eine Frau war zu Rome,
   die lebete da schöne;
   sie zog Julianum,
   als ob er wäre ihr Sohn,
   durch Gottes Ehre
   und durch Willen ihrer Seele.
2. Da die Frau Witwe ward,
   sie nahm allen ihren Schatz,
   sie befahl ihn Juliane,
   daß er ihn behielte
   und ihn ihr wieder gäbe,
   wenn ihr sein Durft geschähe.
3. Viel gute Werke sie würkte.
   Als sie des Schatzes bedurfte,
   sie forderte von ihm ihr Gut.
   Der Teufel gab ihm den Muth,
   er schwur, daß keinen Schatz er sah,
   noch daß sie jemals ihm etwas gab.

4. Julianus schwur mit Grolle,
nicht wiss' er was sie wolle.
Zu Hofe er war ein lieber Mann,
die Frau da mußte gehn von dann
ohne Recht und ohne Schatz:
bitter klagte sie unserm Herren das.

5. Da sie kein Gut mehr hatte,
mit Noth sie sich ernährte:
den Römern wusch sie das Gewand.
Da mußte ihre edle Hand
würken ungewohntes Werk:
er behielt ihr all ihr Gut und Geld.

6. Eines Abends späte
die Frau nahm das Gewäte;
sie eilte recht mit Eifer
zu waschen an der Tiber.
Ein Bild sie in dem Wasser fand:
darauf hieng sie eilig ihr Gewand.

7. Sie that ihm großes Ungemach.
Der Teufel aus dem Bilde sprach:
„Weib, durch deine Güte,
erlaß mich dieser Nöthe;
Thu das, Weib, nimmermehr,
denn ich bin fürwahr ein Gott viel hehr."

8. Die Frau dem Bilde zusprach:
„Warum duldest du denn Ungemach?
Wo ist an dir der Schein,
daß du willst Gott sein?
Du magst dich ja wehren nicht
noch erretten, was dein Mund auch spricht.

9. Du liegst in diesem Wasser
ein Kalter und ein Nasser;
wärst du also theuer,
du wärmtest dich am Feuer.
Nun aber dir Schläge wehe thun,
für wahr, ich gebe dir genug."

10. Das Tuch sie wieder auf hub,
das Bild sie um die Ohren schlug;

sie schlug es mit dem Gewande.
„Erlaß mich dieser Schande,
ich gewinne dir wieder den Schatz gar,
der dein und deines Mannes war.“

11. Die Frau da sprach mit Zorne
wieder zu dem Bilde:
„Wie möchtest du mir nützen?
du magst dich selbst nicht schützen!
Du bist ein Gespenst unrein:
du liegst in dem Wasser wie ein Stein!“

12. Der Teufel sprach wieder da:
„Weib, zürne du nicht so;
ich bin der Gott Mercurius:
Geh die Nacht nur in dein Haus,
klage morgen über Julian,
so verurtheilt man ihn ohne Wahn.

13. Will er aber schwören,
so laß so dich hören:
auf mir er schwöre seinen Eid.
Ich mache dann ihm Arbeit.
Er muß dir alles wieder geben:
Weib, du laß mich hier mit Ehren leben.“

14. „Ich wähne, du mir lügest.
Ist's, daß du mich trügest,
kommt nicht mein Gold mir wieder,
lieg' ich nicht todt danieder,
du gewinnest übeln Tag:
ich gebe deinen Ohren manchen Schlag.“

15. Des Morgens, da man Messe sang,
die Frau hin durch die Menge drang;
Vor den Betern alle hie
fiel sie nieder auf die Knie;
dem Pabst sie fiel zu Fuße:
„Deine Gnade, Herr, ich suche!

16. Richt' mir über deinen Capellan,
der mir mein Gold nahm;
laß dich, Herr, erbarmen
über mich sehr Arme!

nicht hab' ich anders Trostes mehr."
In Zorn geriethen da die Römer sehr.

17. Sie hießen ihn ihr Recht thun.
Der Pabst auch rief ihn auf dazu.
Die arme Frau sprach aber so:
„Schwör' mir auf Mercurio,
da will empfangen ich den Eid,
dann entlaß' ich dich ohn' alles Leid."

18. Der Rede spottete mancher Mann,
sie wollten alle mit von dann.
Da sie nun sah'n den Abgott,
da war er der Römer Spott.
Julianus war bereit zur Stund':
die Hand stieß er ihm an seinen Mund.

19. Da übte sich der Valand (Teufel),
er klemmte fest ihm seine Hand
und hielt ihn so allda in Haft
daß er mit aller seiner Kraft
sich nicht mocht' erlösen:
Ihm mocht' auch Niemand helfen von dem Bösen.

20. Laut da schrie er: „Weh! o Weh!
Warum bedacht' ich micht nicht eh'!"
Dar eilten Männer, Frauen,
das große Wunder schauen.
So stand er gebunden
des Tages eine lange Stunde.

21. Da die Nacht herein brach,
der Teufel wider ihn da sprach:
„Nun horch' auf mich, Julian,
ich habe dir Herzeleid gethan;
du hast des immer Schande,
daß du vor mir bist gestanden.

22. Du magst sie immer ab schaben,
du willst denn meinen Rath haben.
Thu, wie ich dich lehre,
so wird dir Macht und Ehre;
du sollst herschen also gleich
über das gesammte Römerreich!"

23. Da ward sofort Julian
des leiden Teufels Dienstmann;
er that, wie er ihn lehrte,
von Gott er flugs sich kehrte,
Mercurium er zum Herrn erkohr:
Beides, Leib und Seel' er drum verlohr.

24. Als der Kaiser drauf verschied,
der Teufel da den Römern rieth,
er flog von Mann zu Manne:
„Ihr sollt nicht zaudern lange,
wählt Julianen zum Herren:
ich kann euch das beste lehren.

25. Er ziemt dem römischen Reiche!"
Da wähnten Arm' und Reiche
das eines Engels Stimme,
sie behagte ihrem Sinne.
Nicht lange sie's bedachten:
Julianen sie zum Kaiser machten.

26. Den Kämmerlingen er gebot,
daß sie nähmen den Abgott
und erhöhten ihn sofort
an dem ihm geweihten Ort.
Da ließ nicht Mann noch Weib er stehn,
sie mußten alle hin zum Opfer gehn.

27. Zwei edle Herzogen,
reich und auch wohl gezogen,
lebten in der Stadt da;
die konnte Julian
nie dazu bezwingen,
daß sie Opfer davor wollten bringen.

28. Da sandte er seinen Dienstmann,
geheißen Terentian,
zu den beiden Herren;
sie sollten sich nicht sperren,
noch aus dem Wege treten:
Mercurium sollten an sie beten.

29. Er wolle drum sie ehren,
er mache sie zu Herren

über Land und über Gut.
Blieb' ihm unfügsam ihr Muth,
er nähm' ihnen Leib und Ehre:
das entbot er den Herren.

30. „Terentian, wir sagen dir,
den zum Herren haben wir,
der Himmel und Erde hält empor
und der mit Gewalt steht vor
hier dem Leben wie dem Tod:
Selbst auch litt er Marter hier und Noth.

31. Er hat erlöst uns völlig,
darum ist es billig,
daß ihm seine Holden
in Marter nach folgen,
in Pein und in Bezwange:
wär' es doch über uns ergangen!"

32. Paulus und Johannes
wohl verstunden sie sich des,
daß sie nun sollten fahren
hin zu Gottes Schaaren:
ihr Gut sie hießen theilen
unter alle die Gemeinde.

33. Der Kaiser da mit Grimme
hieß sie vor sich bringen,
zuerst begann er flehen,
er sprach zu den Herren:
„Laßet also bösen Streit,
behaltet eure Ehre und euren Leib.

34. Betet an Mercurium,
ich gebe euch großen Reichthum,
ich halt' euch stets in Ehren."
Ihm entgegneten die Herren,
Paulus und Johannes,
sie sprachen: „Sehr Wunder nimmt uns des!

35. Du verehrst den Valand,
den eines Menschen Hand
mag brennen und zerbrechen;
er kann es nimmer rächen.

Ihm auch hilfet keine List,
wirft man deinen Gott in den Mist."

36. Da er solches hörte,
der Kaiser sich empörte;
er hieß die viel guten
schlagen mit Dornen und Ruthen;
groß ward ihre Pein fürwahr:
im Himmel sind sie bei der Engel Schaar.

37. Nun gebot der Gottes Widerwart
gen Griechen eine Heerfahrt.
Er fuhr hin über Meer
mit einem kräftigen Heer.
Als er kam in Griechenland,
ein Kloster er an dem Wege fand.

38. Die Römer Hunger litten.
Der Kaiser hieß da bitten
um Brot des Klosters Meister.
Da mochte nicht er leisten,
was der Kaiser auch gebot,
mehr denn fünf gerstene Brot.

39. Darüber sprach er seinen Segen
und hieß sie einen Bruder nehmen.
Der Bruder that da durch Noth
was ihm sein Meister gebot.
Die Brote er auf hub,
hin vor den Kaiser er sie trug.

40. „Empfang dieß zum Geschenke!
dabei magst Du bedenken,
Dir entbietet unser Meister,
möchte nur er's leisten,
er diente Dir nach Ehren:
leider haben wir nicht Speise mehre."

41. Der Kaiser hieß ihn fliehen,
seines Weges ziehen.
„Sag ihm, wenn ich kehre,
ich mache ihm diese Erde,
daß sie nimmer Wucher trage:
das habe er für diese Gabe.

42. Alle diese Landschaft
mache ich unbärhaft.
Das Korn heiß' ich ab mähen,
Salz in den Acker säen."
All sein Gebaren war grimmig:
er war der Christenheit ein Wütherich.

43. Als der Bruder machte kund,
was dort sprach des Kaisers Mund,
in dem ganzen Kloster
sie kamen zu Untroste;
sie wähnten länger nicht zu leben:
sie baten Gott ihrer Seelen pflegen.

44. Der gute Abt Basilius
eilte in unser Frauen Haus,
sein Gemüthe war ihm schwer;
er warf sich hin vor den Altar:
„O wohl du Himmelskönigin hehr,
Niemand bei Gott uns nützet mehr!

45. Nun sollst du deine Huld uns geben,
friste uns Sündern unser Leben
vor Gottes Widerwarten:
er quält uns immer harte.
Du trugst uns den zu Troste,
der uns von der Hölle erlöste.

46. Er ist stark und selig,
heilig und genädig,
alles Recht er minnet.
Der Sünder ihn findet,
sobald er ihn suchet:
wie schnell er sein geruchet (sich annimmt)!

47. Er ist der heilige Urspring (Quell),
er ist Vater und auch Kind,
er ist unser Glaube.
Allen, die auf ihn trauen,
ist er Beginn und Ende;
Himmel und Erde stehn in seinen Händen.

48. Ihm mag Niemand widerstehn,
nun erlös' er uns von dem grimmen Mann,

daß er uns nicht zerstöre,
deinen Dienst hier irre.
Das hoffen wir von dir:
heilige Magd, erlös' uns hier!"

49. Der Kaiser fuhr mit seiner Schaar.
Ein Fürst ihm ritt entgegen dar;
seine Huld er wollte gewinnen
mit Schatz oder mit Gedinge (Vertrag):
er wollte ihn nicht zum Dienstmann,
er würde denn seinem Gotte unterthan.

50. Das nun wollte er nimmer thun;
er glaubte an Vater und den Sohn,
den heiligen Geist er ehrte.
Der Kaiser um sich kehrte,
er hieß ihn quälen und martern
mit mancher Pein so harten.

51. Das Haupt ließ er ihm abschlagen.
Sanct Basilius hieß ihn begraben,
denn er war Vogt der Stätte.
Mit Weinen und mit Gebete
flehten sie Gott für seine Seele:
er ist ein Märthyrer viel hehre.

52. Mercurius hieß er.
Sein Schild und sein Speer
im Münster ward behalten.
Er war ein Fürst im Lande.
Durch Gottes Ehre
ward gemartert der heilige Herre.

53. Daran ist Zweifel nicht,
die heilige Magd zeigte sich
dem guten Sanct Basilio.
Sie sprach zu ihm: „Nun sei froh,
ich bin zu Troste dir gekommen:
dein Gebet im Himmel ward vernommen.

54. Du magst wohl froh sein:
heut' erlediget dich der Herr mein.
Mit Angst du bist befangen,
Gott nun will es länger

verdulden nimmer mehre."
Vor Freude weinte der heilige Herre.

55. Zu derselben Stunde
sie kehren sich begunde,
sie sprach: „Mercuri, lieber Mann,
du sollst aus dem Grabe erstehn;
Gottes Zorn sollst du rächen
an seinem Feinde, den frechen!"

56. Als nun der erschlagene Mann
Unserer Frauen Gebot vernahm,
er hub sich aus seinem Sarg,
er eilte von dannen stark,
er nahm seinen Schild und Speer,
auf ein Roß mit Eile saß er.

57. Er sprengte hin in das Land,
wo er Julianen fand.
Als sein der Kaiser ward gewahr,
sprach er zu der Römer Schaar:
„Ich sehe Mercurium dort her jagen:
wahrlich, er will nun auch mich todt schlagen!"

58. Die Herren zu der Stunde
nahm des groß Wunder,
was die Rede meine hie;
seltsam alle däuchte sie.
Ihre Waffen sie da nahmen,
mit Hast sie alle zu dem Kaiser kamen.

59. Der Kaiser ward da fahl und bleich.
Mercurius ritt an ihn sogleich.
Niemand wußte, warum das geschah.
Den Kaiser er durch den Leib stach:
Julian fiel nieder todt:
da ward großer Weheruf und Noth.

60. Mercurius wandte sich ab,
er gieng wieder in sein Grab.
Das Grab schloß sich wieder zu.
Des andern Morgens wohl gar fruh
dem Abte kam die Mähre,
daß Julian erschlagen wäre.

61. Ihm konnte Niemand recht es sagen,
warum und wie er ward erschlagen,
bis Gott ihm selber kund es gab.
Da gieng er schauen das Grab.
Lob sie Gotte sangen:
Der Speer war ganz mit Blute beronnen.

Diese Legende, begann nun Gräfin Irmgard das Gespräch, ist in Wahrheit höchst einfach; aber was mich zumal wundert, ist ihre knappe und strenge Haltung vom Anfang bis zum Ende, und der gänzliche Mangel dessen, was sich sonst in den Legenden gern breit macht, die Lehre und was damit zusammen hanget. Statt dem allem haben wir hier Handlung, wie sie das Epos fordert, von der ersten bis zur letzten Strophe. Etwas herbe ist ihr Ton; aber ich habe das lieber, als das Weichliche und Zerfahrene der neueren Legenden.

Besonders bedeutsam, und das Ganze fest zusammen fügend, nahm Haspinger das Wort, ist der Umstand, daß ein Mercurius den Julian erhöhte, ein anderer Mercurius ihn tödtete. Das ist keine ungeschickte Erfindung, wie mich dünkt.

Aber doch immerhin eine Erfindung, entgegnete Wilmar; denn es ist ja bekannt, daß Julian in den medischen Gebirgen in der Schlacht durch einen Perser tödtlich verwundet ward. Ueberhaupt hat man der wahren Geschichte in dieser Legende wenig Rechnung getragen.

So ist es denn nicht wahr, fragte Berta, daß Julian zu Rom von einer Frau, die er nachher um ihr Vermögen bringen wollte, erzogen ward und des Pabstes Capellan war?

Gewiß nicht, antwortete ihr Haspinger; er war ein Neffe seines Vorgängers im Reiche, des Kaisers Constantius, und ward in Constantinopel erzogen, freilich ziemlich geistlich, oder richtiger, mönchisch. Zum Kaiser machten ihn aber seine rühmlichen Siege in Gallien, die ihm die Gunst der Soldaten so sehr erwarben, daß sie ihn zwangen, den Purpur zu nehmen, und sich also gegen seinen Oheim zu empören.

Sei dem wie ihm wolle, sagte Berta; die alte Frau, die dem Gotte Mercurius so tapfer die nasse Wäsche um die Ohren schlägt, ist ein ergötzliches Mütterchen; und wie komisch mag Julian gezappelt haben, als das Steinbild seine Finger mit dem Munde fest hielt!

Warum aber, fragte Graf Huno, trat denn eigentlich Julian zum Heidenthume zurück? Das war doch ohne Zweifel sehr unklug von ihm und verräth wenig staatsmännischen Scharfblick.

Erwägen Sie seine Erziehung durch streng ascetische Mönche und die damaligen sehr unerbaulichen Händel zwischen den Arianern und Athanasianern; ferner den Umstand, daß er durch heidnische Philosophen für den Neuplatonismus gewonnen war; endlich, daß die christlichen Bischöfe sich mancherlei Eingriffe in die kaiserliche Gewalt erlaubten, was ihm als Kaiser unmöglich wohlgefallen konnte: so werden Sie seinen Schritt erklärlich finden, obgleich er allerdings immer unklug heißen muß, erklärte ihm Haspinger. Denn unklug muß es in allen Zeiten heißen, abgelebte Zustände wieder beleben zu wollen, weil es nie dauernden Erfolg haben kann.

Aus allem dem, was Sie mittheilten, sprach, die Betrachtung endend, Irmgard, ergiebt sich doch, daß hier ein Stoff zu einer ganz anderen und weit tieferen Legende vorliegt, als die uns gebotene in der That ist. Aber ich begreife, daß geistliche Dichter nicht geneigt sein konnten, den geschichtlichen Julian zum Gegenstande einer Legende zu machen, auch angenommen, daß einer fähig war, ein Charakterbild des geschichtlichen Julians zu entwerfen und durchzuführen, was ich freilich bezweifeln muß. Aber der Abend ist bereits vorgeschritten, und so will ich den hochwürdigen Herrn nicht länger aufhalten, da er noch zwei Legenden uns vorzuführen hat.

Die Crescentia, nahm Leodegar darauf das Wort, ist allerdings inhaltreicher und von feinerer Ausbildung, ja man hat sie als die schönste aller Legenden des zwölften Jahrhunderts bezeichnet. Ihr Inhalt ist folgender:

Narcissus, König von Rom, hatte zwei Söhne, die beide den Namen Dietrich tragen. Der eine war schön, der andere mißgestaltet. Nach des Königes Tode beschloß der Senat, Zwiespalt

befürchtend, Der solle König sein, den eine ebenbürtige Jungfrau selbst zum Gatten wähle. Sie ziehen demnach aus und werben um die Tochter des Königs von Afrika, Crescentia. Sie wählt den mißgestalteten und besteigt nun mit ihm den Königsstuhl. Aber der schöne Dietrich fühlte sich durch die Verschmähung tief gekränkt und er beschließt, Crescentia zu verderben. Als nun bald darauf König Dietrich fernhin in den Krieg zieht und seine Gemahlin, die sich weigert, bei ihrem Vater für die Zeit des Krieges den Aufenthalt zu nehmen, seinem Bruder zu Schutz und Schirm anvertraut, heuchelt dieser ihr Liebe und sucht sie zu gewinnen. Crescentia, klug, wie sie ist, weiß ihn durch List zurückzuhalten. Sie beredet ihn, einen festen Thurm zu bauen, ihn mit Speise und Trank zu versehen und mit Heiligenbildern auszurüsten, damit sie, wie sie vorgiebt, sicher vor den zürnenden Römern, vergnügt leben können. Nachdem Dietrich alles vollbracht hat, gehn beide zum Thurme. Dietrich betritt ihn zuerst, Crescentia jedoch, statt ihm zu folgen, verschließt ihn darin und sagt: hier habe er Zeit, seine schlechte Gesinnung zu bereuen. Später, als König Dietrich aus dem Kampfe heimkehrt, läßt sie ihn frei, nachdem er ihr geschworen hat, daß er seine Gesinnung geändert habe und seinen Frevel bereue. Das aber war Heuchelei, denn er eilt seinem Bruder entgegen und beschuldigt sie des Verbrechens, wozu er sie verleiten wollte. Der König überläßt die Bestrafung der Frau dem Bruder, und dieser heißt sie in die Tiber stürzen. Dieß geschieht, aber sogleich auch trifft beide Brüder die Strafe Gottes: sie werden aussätzig; Crescentia jedoch wird von einem Fischer aufgefangen und in sein Haus geführt. Hier verfertigt sie, um ihren Unterhalt zu bestreiten, feine Arbeiten, welche der Fischer an den Hof eines Herzogs, eines Vasallen des römischen Königs, trägt, auf daß er sie verkaufe. Dadurch gelangt nun Crescentia an den Hof des Herzogs, aber sie ist so verändert, daß dieser sie nicht erkennt. Ihre Weisheit und Bescheidenheit gewinnt den Herzog, so daß er sie über das Gesinde setzt und ihr seinen jungen Sohn zur Pflege übergiebt. Das erregt den Neid des habgierigen Haushofmeisters (Vicedom), und da es ihm nicht gelingt, das Herz

der Frau zu gewinnen, beschließt er sie zu verderben. Er schleicht sich zur Nacht in ihr Gemach, ersticht das neben ihr schlummernde Kind, den Sohn des Herzogs, weckt diesen darauf und beschuldigt Crescentia des Mordes. Sie wird nun in das Meer geworfen; aber Herzog und Vicedom werden sofort aussätzig. Crescentia wird von den Wellen fortgetragen, bald aber von dem h. Petrus selbst an das Land geführt und von ihm mit der Kraft ausgerüstet, jeden Siechen, der ihr seine Sünden laut und öffentlich bekenne, zu heilen. Von ihm in die Burg des Herzogs zurückgesandt, erkennt Niemand sie hier wieder; sie aber verheißt Heilung, wenn der Kranke seine Sünden ihr öffentlich bekenne. Der Herzog thut dieß, vergißt aber die Verurtheilung der Crescentia, die er begreiflich für keine Sünde hält, und so verläßt ihn die Krankheit nicht. Endlich jedoch erinnert er sich derselben, bekennt auch diese Schuld und wird heil. Nun heilt sie auch den Vicedom, den der Herzog, als er ihn als Mörder seines Sohnes erkennt, trotz der Fürbitte Crescentia's hinrichten läßt. Der Herzog selbst führt nun Crescentia nach Rom, auf daß sie dort den König und seinen Bruder heile. Es geschieht, aber die edle Frau ließ, jetzt vorsichtiger, den König schwören: was er auch von seinem Bruder hören werde, nichts an ihm zu rächen. So entgieng der schöne Dietrich der verdienten Strafe. Der König ahnte jetzt in der heilenden Frau seine Gemahlin, und um sich zu überzeugen, bat er sie, ihn einer Bitte zu gewähren, er wolle ebenfalls alles thun, was sie begehre. Sie gewährte, und nun schnitt er einen Aermel ihres Kleides auf und sah an ihrem Arme das Kreuz, woran er sie als seine Gemahlin erkannte. Freudig forderte er sie auf, ihre Stelle wieder an seiner Seite einzunehmen; sie aber erinnerte ihn an das ihr gegebene Wort und erklärte, daß sie Clausnerin werden wolle. Da keine Bitte, ihren Vorsatz aufzugeben, sie gewann, so ließ er sie ziehen; aber auch er entsagte der Welt. So ward denn sein Bruder, der schöne Dietrich, König zu Rom.

Diese Legende ist wirklich schön, nahm Gräfin Irmgard jetzt das Wort, als Leodegar inne hielt, und sie mag wohl eine der schönsten sein, die das Mittelalter uns hinterließ, das läßt sich

schon aus Ihrer kurzen Angabe des Inhaltes ahnen; aber auch sie hat jenen — wie soll ich sagen? — herben Beigeschmack, den an den meisten Legenden ich zum wenigsten immer gefunden habe. Ich vermisse in fast allen das freie Walten der menschlichen Kraft in edler Richtung; immer und überall, wo diese sich auch bethätigt, ist sie auf falschen Bahnen und dient dem Bösen, gleich als ob der Mensch das Gute nur durch eine besondere Begnadigung Gottes vollbringen könne. Mir, ich sage es offen, mir widersteht das.

Sie dürfen es der Kirche doch nicht allzusehr verargen, wenn sie die sündhafte Natur der Menschen etwas stark betont, meine Genädige, entgegnete ihr Haspinger; erwägen Sie doch nur, daß ja gerade die Sündhaftigkeit der Menschen der Grund ist, auf dem der stolze Bau der Kirche ruhet. Wenn sie daher ihren Grund für stark ansieht, oder ihn doch von den Laien als stark angesehen wissen will, so folgt sie darin nur dem Triebe der Selbsterhaltung, den jedes Bestehende einmal hat, und sie befolgt mithin nur eine Vorschrift der Klugheit.

Die Kirche thäte gewiß sehr wohl, sagte Irmgard, wenn sie dieser Klugheit den Abschied gäbe und es einmal wagte, das gerade Gegentheil dieses ihres Lehrsatzes zu bekennen und demgemäß zu wirken. Ich fürchte sehr, je deutlicher die Menschen erkennen, daß sie nicht so schwarz und bösartig seien, als die Kirche ihnen einreden möchte; je mehr also der Wahn der Sündhaftigkeit schwindet und mithin die Selbstachtung der Menschen steigt, desto mehr wird die Kirche an Einfluß verlieren, und es kann dann dahin kommen, daß man sie zusammt ihrer Sündhaftigkeit auf die Seite schiebt.

Das kann wohl nicht Ihr Ernst sein, sagte Leodegar; Sie können doch wohl nicht verlangen, daß die Kirche diese Grundanschauung in Bezug auf die Natur des Menschen, die so alt ist als das Christenthum selbst, und die so recht eigentlich in ihm wurzelt, aufgebe, denn das hieße nichts weniger als ihre bildende und sittigende Kraft, ihren Beruf zur Bildung und Gesittigung der Menschen aufgeben.

Wir thun wohl besser, das Gespräch nicht weiter fortzusetzen

und die sittigende Kraft des Christenthums auf sich beruhen zu lassen, sagte Baron Wilmar. Wenn das Christenthum diese Kraft hat, und zwar, wie die Geistlichen aller Bekenntnisse so gern und so laut ausrufen, in vorzüglichem Grade hat, wie kommt es wohl, daß man immer das Mittelalter, das doch weit christlicher war als die Gegenwart, wie die Herren Geistlichen bekennen, als roh, ungesittet, barbarisch brandmarkt? Geht hieraus nicht klar hervor, daß wir erst gesittet wurden, als wir uns die Bildung der Griechen und Römer aneigneten, daß die bildende Kraft mithin hier und nicht im Christenthum zu suchen sei?

Um Gottes Willen! rief da Berta, hören Sie doch damit auf; am Ende kommen Sie noch auf die Ketzerverfolgungen und Scheiterhaufen, die von den Dienern der Religion der Liebe, wie sie sich nennen, angezündet wurden, und die greulicher waren als die Verfolgungen der Christen durch die Heiden; bleiben wir doch bei unserer Legende, denn ich muß es nur sagen, daß mir diese Crescentia wenig gefällt. Liebte sie ihren Gemahl wirklich, so stund es ihr besser an, nachdem sie ihn geheilt und sich mit ihm versöhnt hatte, hübsch bei ihm zu bleiben und nicht Clausnerin zu werden; sie hätte edler und weiblicher gehandelt als so.

Aber nicht christlich, sagte Leodégar; denn zu wessen Rettung Gott so unmittelbar einschreitet, wie es hier geschah, dessen Leben muß ihm fortan ausschließlich geweiht sein, und dieß verlangt, daß man der Welt und allem Irdischen entsage.

Ei, da hätte sie ja auch der Clause entsagen müssen, meinte Berta, oder ist etwa die Clause nichts Irdisches?

Sie hören, hochwürdiger Herr, sagte der alte Graf lächelnd, die Frauen sind heute ganz besonders streitlustig; sagen Sie was Sie wollen, sie werden das gerade Gegentheil behaupten, und wir haben ein Streitgespräch statt der Legende. Lassen Sie also nur den hingeworfenen Handschuh liegen und geben Sie uns die letzte Legende.

Sie wird die Gnädigen kaum ansprechen, sagte Leodegar, da nicht einmal die Crescentia sich ihren Beifall gewinnen konnte. Allein da einer der Romantiker denselben Gegenstand behandelt hat, so

will ich den Inhalt des alten Astrolabius mittheilen, denn eine solche Nebeneinanderstellung von Alt und Neu hat immer ihren Reiz; so hören Sie denn.

Zur Zeit des Kaisers Theodosius lebten zu Rom zwei heidnische Jünglinge, deren einer Astrolabius hieß. Sie hatten großes Wohlgefallen an weltlicher Zierde, und alle Bitten des Kaisers, sich zum Christenthum zu bekehren, blieben fruchtlos. Da fügte es Gott, daß Astrolabius einst, als er mit seinen Genossen Ball spielte, den Ball in ein altes Gemäuer verschlug. Da die Thüre verschlossen war, so kletterte er an der Mauer empor, um seinen Ball wieder zu gewinnen, und erblickte dabei im innern Raum eine schöne Bildsäule. Sogleich fühlte er heftiges Verlangen, dieselbe in der Nähe zu betrachten, und er sprang von der hohen Mauer hinab in das Innere. Das Bild, in dem der Teufel sich übte, winkte ihm mit der Hand näher und der Jüngling ward sofort von heißer Liebe zu dem Bilde entzündet, das zu Ehren der Göttin Venus einst aufgestellt ward. Da rieth ihm nun der Teufel, daß er einen Ring von seinem Finger zog und ihn als Verlobungsring dem Bilde an den Finger steckte, und er schwur ihm Liebe bis zu seinem Tode.

Seine Spielgenossen, die draußen auf der Straße waren, trugen Sorge um ihn und wähnten, er habe sich zu Tode gefallen. Sie baten die Priester der Heiden, ihnen die Thüre zu öffnen; diese aber verweigerten die Oeffnung, weil Kaiser Constantin verboten habe, die Thüre einem Christen zu öffnen. Die Jünglinge zürnten, schlugen die Priester und brachen die Thüre nieder. Da fanden sie zwar ihren Freund, aber in bedenklichem Zustande; er aber verschwieg ihnen, was mit ihm geschehen war. Sie führten ihn wieder zum Ballspiel, allein das verfieng nicht; er war vom Teufel besessen und das Bild ward ihm so lieb, daß er Essen und Trinken vergaß, und wenn er Nachts schlafen gieng, so wähnte er, das Bild theile sein Lager. Er ward mit jedem Tage bleicher und trauriger und kam dem Tode nahe.

Eines Tages kam es, daß er allein war und über seine Lage nachdachte. Er weinte und es kam ihm zu Muthe, daß dieses

Verhältniß für ihn verderblich sei. „Allein mag ich es nicht ertragen: möchte ich es doch einem weisen Manne sagen können. Wüßte ich einen, der mich retten könnte, ich würde gerne Christ."

Nun hatte der Kaiser einen Capellan, der im Rufe hoher Weisheit stund und Eusebius hieß. Möchte ich dem es sagen, dachte Astrolabius, der würde mir wohl helfen, und so faßte er den Entschluß, ihm seine Noth zu klagen. Er gieng, warf sich ihm zu Füßen, gestund ihm Alles und bat um Rettung. Der fromme Eusebius, als er hörte, wie es mit dem Jünglinge bewandt war, weinte heftig und bat Gott, daß er seiner Ehre gedächte und dem Siechen seinen Verstand wieder gäbe. Er beschloß, den Jüngling bei sich zu behalten und, wenn er es vermöchte, ihn zu retten.

Nun hatte der fromme Eusebius, als er noch Jüngling war, viel in den schwarzen Büchern gelesen, und somit wußte er, daß, da der Teufel ihn so verlockt habe, ihn Niemand retten könnte, wenn er nicht den Ring ihm wiederschaffe. Eines Morgens rief er in Gegenwart des Jünglings den Teufel zu sich und er zwang ihn durch Beschwörung, ihm zu sagen, wer dem Jünglinge das angethan habe. Der Teufel, nachdem er ihn gescholten, daß er als ein Christ Zauberei treibe, klagte, daß ihm in der Hölle nie so heiß geworden sei, als jetzt bei ihm, bat, ihm eine Frist zur Antwort zu geben und ihn zu entlassen; er wolle suchen, seinem Willen nachzukommen. Eusebius aber gebot ihm bei Gottes Banne, ihm binnen einer halben Stunde den Ring zu bringen oder es solle ihm noch weit übeler gehen. Da sagte der Teufel: „Ei wie redest du so? Es däuchte dich doch gewiß großes Unrecht, wenn dir Jemand Magd oder Knecht wegnähme, wie du mir thun willst. Siehe, der da bei dir steht, der ist wahrlich mein, das bezeugt sein Ring." „Dein Einwand ist nichtig, sagte Eusebius, denn du hast ihn durch deine bösen Räthe dazu verlockt. Du mußt den Ring mir bringen oder du kommst nimmer fort von hier." Da sagte der Teufel: „Und sollte ich auch immer hier brennen, ich kann dir den Ring nicht bringen. Er ward nicht mir allein gegeben; was allen meinen Genossen gegeben ward, das darf ich

ihnen nicht nehmen." „So bringe mich hin, wo der Ring ist, befahl ihm zürnend Eusebius, daß ich ihn sehe, und führe mich nirgends von dem Wege ab. Deinen Genossen ist keine Gewalt über mich gegeben, wenn es Gott nicht verhängt. Und soll ich mein Leben haben, so will ich auch bald jenes Haus zerbrechen, darin eure Gewalt so groß ist, und euch daraus vertreiben." „So habe ich keine längere Frist, sagte der Teufel; gehn wir, ich führe dich."

Sehr fürchtete sich der Teufel. Er nahm den Priester und führte ihn in einer Stunde dreihundert Meilen weit auf den Grund des tiefen Meeres. Da grisgramte der Höllenhund und schrie laut dem Herrn entgegen: „Der Fingerringe sind zwei: berührest du den unrechten, daß du einen Raub begehn und uns Unrecht thun willst, ich zerbreche dich wie ein Huhn." Da sagte der Mann Gottes: „Nenne mir den Namen des Steines, der in den Ring verwürkt ist, das gebiete ich dir in dem Namen Gottes." „Jaspis ist sein Name, sprach der Teufel; du willst, daß ich dir Alles sage, was unter dem Himmel ist: mit dir ist es ein schlechter Umgang."

So nahm denn der Dienstmann Gottes den Ring an sich und ließ sich von dem Teufel wieder an den Ort bringen, von wo er ihn genommen hätte. Der Teufel brachte ihn also wieder nach Rom und bat nun um Urlaub. „Eile doch nicht so, sagte da der Priester. So wahr ich lebe, du wartest hie bis morgen um diese Zeit, sagst du mir nicht, wie es kam, daß es dem Jünglinge so übel ergieng." „So muß ich dir es sagen, sprach der Teufel. Die Heiden würkten eine Bildsäule zur Ehre der Venus, da waren wir wahrlich dabei. Darunter wurden Kräuter gelegt, die haben die Kraft, daß wer das Bild oben ansieht, es immer lieben muß; da kann Niemand widerstehn. Damit ehrten sie die Göttin." Da sprach der Mann Gottes: „Du hast Urlaub, fahr in Gottes Haß! Wir wollen es bessern und zu Ehren Gottes ein anderes Haus dort bauen." Hierauf bat er die Leute, daß sie die Bildsäule um einen Fuß von ihrer Stelle rückten; der Jüngling aber ward von seiner Noth befreit und glaubte an den wahren Gott.

So erwarb der Priester Eusebius, daß der Pabst Ignatius die Säule zu Ehren des guten heiligen Michael weihte. Sie überragt zu Rom die ganze Stadt, wie man das heute sehen mag. Als man den jungen Mann taufte, wurden alle Heiden, die da waren, Gott gehorsam, alle, die das große Wunder vernahmen. Sehr freute sich der Kaiser Theodosius, daß der Priester Eusebius Gott so manche Seele gewann; auch belohnte ihn unser Herr selbst, denn er besitzet das rechte Erbe. Möge er keines vergessen, der ihm mit Demuth seine Noth befiehlt! —

Leodegar schwieg.

Diese Legende laß ich mir schon gefallen, sagte Irmgard. Alles ist frisch und heiter und keinerlei Verrenkung der menschlichen Natur tritt verletzend zu Tage. Es lag hier ebenfalls nahe, den unglücklichen Ballschläger Astrolabius sich nicht mit der Taufe begnügen, sondern in ein Kloster sich begraben zu lassen. Es ist gut, daß es nicht geschah; es ist so schöner und besser.

Sie scheinen dem klösterlichen Leben nicht eben sehr hold gesinnt zu sein, Frau Gräfin, sagte Leodegar lächelnd, und doch haben die Klöster unbestreitbar viel Gutes gewürkt.

Das will ich nicht bestreiten, sprach sie dagegen; aber was sie Gutes bewürkten, bewürkten sie durch lebendiges Eingreifen in das Leben, durch Pflege und Erhaltung der Wissenschaften und Bildung, aber nicht durch Selbsttödtung und Abpeinigung.

Ueber die Klöster, nahm Berta das Wort, streiten Sie sich besser ein anderes Mal, wenn Sie darüber Ihre Ansichten auszutauschen sich gedrungen fühlen. Uebrigens wird sich meine Freundin, das sage ich Ihnen, Hochwürdiger, schwerlich jemals gewinnen lassen, den Schleier zu nehmen.

Wer weiß? antwortete Leodegar. Ich könnte Ihnen Frauen von höchster Bildung und in den hervorragendsten Stellungen nennen, die, durch Schicksale bestürmt oder von der Welt unbefriedigt, die Welt verließen und im Kloster Frieden und Beruhigung suchten.

Suchten — mag sein, sagte Irmgard, aber fanden — das ist eine andere Frage. Ich meine, jede Frau, die sich heutzutage

irgend einen Wirkungskreis zu bilden vermag und zu bilden gewillt ist, braucht nicht in ein Kloster zu gehn, um Beruhigung zu suchen. Nur Schwäche kann solch einen Schritt bewirken und meinetwegen rechtfertigen. Wer stark ist, bedarf der Krücke nicht.

Ist es Ihnen genehm, so sprechen wir darüber wirklich ein anderes mal, sagte Leodegar abbrechend. Ich habe Ihnen heute noch über einige Lehrgedichte Vortrag zu halten, und die Zeit ist vorgeschritten.

Schön, Hochwürdiger, daß Sie den Streit für jetzt ruhen lassen, nahm Berta das Wort; eine Bemerkung aber erlauben Sie mir noch, bevor Sie beginnen. Wunderbar dünkt es mich, daß man eine Bildsäule der Venus zu einem heiligen Michael umgewandelt hat. Dieser gewaltige Drachentödter, der früher eine zarte Liebesgöttin war, das ist wunderlustig. Ich weiß wohl, daß man schwarze Isisbilder in schwarze Marienbilder, und einen römischen Kaiser in einen Petrus umgewandelt hat, aber eine Venus in einen Michael?!

Die Sache ist wohl anders aufzufassen, als Sie thun, mein Fräulein, erwiederte ihr Leodegar; ich meine, man habe auf die Säule, auf welcher das Venusbild stand, einen h. Michael gestellt und die Säule somit ihm geweiht.

Dieser Erklärung steht nur entgegen, nahm Baron Wilmar das Wort, daß jene Säule die ganze Stadt überragen soll, wie es heißt. Auf so hoher Säule kann aber das Venusbild nicht gestanden haben, weil es dann von der Straße aus sichtbar sein mußte, und ihm Astrolabius unmöglich seinen Ring an den Finger stecken konnte. Es kann somit nur die Venusstatue dem h. Michael geweiht, zu einem Michael umgewandelt worden sein. Dieser Venus-Michael mag dann, wie Petrus auf die Trajanssäule, auf irgend eine Säule gestellt worden sein. Uebrigens hat diese Umwandelung neben so vielen anderen eben nichts besonders Auffälliges, und wir können den Herren Vorsitzenden, wenn sonst keine Frage mehr vorzubringen ist, ersuchen, in seinem Vortrage fortzufahren.

Da keine neue Frage vorgebracht ward, nahm Leodegar wieder das Wort.

Wir hätten nun zunächst eine Reihe von Gedichten zu betrachten, deren Stoff dem alten oder neuen Testamente entnommen ward. Bearbeitungen der Bücher Mosis, Gedichte von der Schöpfung, dem König Salomon, von der Judith, Leben Christi und der Maria, vom jüngsten Gerichte, vom Antichrist u. s. w. könnten besprochen werden; aber alle diese Gedichte zeigen nur wenig von selbständiger, freier Bewegung des schaffenden Geistes, und haben wohl Wichtigkeit in sprachlicher Hinsicht, aber als Gedichte, fassen wir ihren ästhetischen Werth ins Auge, stehn sie meist tief. Und somit glaube ich, werden Sie kein besonderes Verlangen tragen, sie kennen zu lernen. Auch die eigentlichen Lehrgedichte bleiben besser unberücksichtigt, da ihre Verfasser wohl sittliche Tüchtigkeit hatten, aber meist von beschränkter Lebensansicht waren. Es giebt ihrer eine ziemlich große Anzahl, deren Verfasser freilich meist Klosterleute waren; ein Laie war aber ganz sicher jener Heinrich, der seinem großen Gedichte „Von der Erinnerung an den Tod" eine Einleitung „Von dem gemeinen Leben" vorsetzte, die gute satyrische Züge hat. Verwandten Geistes sind „Vom Glauben" und „Die Litanei aller Heiligen" von einem Geistlichen, einem gewissen Hartmann, der wohl einem österreichischen Kloster angehörte. Ja, auch eine österreichische Dichterin ist in dieser Zeit und in dieser Gattung zu nennen, die Clausnerin Ava, welche der Herausgeber ihres Werkes, Diemer, als die Mutter Heinrichs und Hartmanns ansieht, weil sie sich die Mutter zweier Söhne nennt, von denen einer bereits verstorben, der andre noch im weltlichen Leben ringe, und weil zwischen allen dreien eine sichtbare geistige Verwandtschaft erkennbar sei. Von der Ava haben wir ein Leben Jesu nebst Antichrist und jüngstem Gerichte. Diese gehören ihr sicher, anderes ist ungewiß. Nach Diemer war die Ava eine sogenannte Inclusa (Eingeschlossene) in einem österreichischen Kloster und starb am 8. Februar 1127. Hartmann, erster Prälat des Stiftes Lamprecht, wenn dieser unser Dichter Hartmann und der Sohn der Ava war, starb im Jahre 1114. Da die Nonne

Hrôthswîth zu Gandersheim nur lateinisch dichtete, so haben wir in dieser Ava die erste namhafte deutsche Dichterin.

Sie werden, hochwürdiger Herr, sagte Berta, hoffentlich so galant gegen die Dichterin sein und uns aus ihren Werken etwas mittheilen; vorher aber bitte ich Sie, uns zu sagen, was wir unter einer Eingeschlossenen eigentlich zu verstehen haben.

Unter Eingeschlossenen, erwiederte Leodegar, hat man Frauen zu verstehen, die aus Drang einer besonderen Frömmigkeit sich in eine meist an eine Capelle angebaute Zelle einschließen ließen, um gänzlich ungestört dem Gebete und geistlichen Betrachtungen sich hingeben zu können. Diese verließen sie nie mehr, denn sie konnten durch eine Thüre auf einen abgesonderten Raum der Capelle gelangen und so am Gottesdienste Theil nehmen. Irgend einen Besuch, außer den der nächsten Verwandten, anzunehmen, war ihnen untersagt. Nicht selten gehörten sie den edelsten Geschlechtern an und hatten ein reiches Leben hinter sich. Eine der frühesten bekannten Eingeschlossenen ist Atta, die Gemahlin Reginberts, eines alamannischen Großen, die um das Jahr 744 auf der Lützelau im Zürichsee als Eingeschlossene des Marienklosters daselbst lebte. Berühmter als Atta ist die h. Wiborad, die in Sanctgallen als Clausnerin lebte und im Jahr 926 von den Ungarn erschlagen ward, die, hieher streifend, das Kloster verlassen fanden und durch das Dach in ihre Zelle, die sie nicht, wie die Mönche das Kloster, hatte verlassen wollen, einbrachen. Die vornehmste aber war Reginlind, die Tochter Eberhards I., Grafen des Zürichgaues, und Gattin Burkhards I., Herzogs von Alamannien, wie, nach dessen Tode im Jahr 926, Hermanns I., der ihm in der Würde gefolgt war. Nach Hermanns Tode (948) ward sie Fürstäbtissin von Zürich. Nur einige Jahre jedoch verwaltete sie diese Stelle; sie zog sich 952 nach der Ufenau im Zürichsee zurück, erbaute hier die Peter-Paulkirche und die Martinscapelle nebst der damit verbundenen, von ihr bis zu ihrem Tode im Jahr 958 bewohnten Zelle. Reginlind hatte mit ihrem ersten Gatten drei Kinder, nämlich Burkhard II., Herzog von Alamannien, Berta, Gemahlin Rudolfs I., Königs von Burgund, und Adalrich, der erst als

Mönch in Einsiedeln, dann als Priester auf der Ufenau lebte. Die Tochter der Berta, der sagenberühmten schönen „Spinnerin," war Adelheid, die zweite Gemahlin Kaiser Otto's I. Aus Regin= linds zweiter Ehe mit Herzog Hermann entsproß die schöne Ida, später Gemahlin Ludolfs, des Sohnes Otto's I.

In der That, rief Irmgard jetzt aus, waren das hochgeborene Clausnerinnen; dennoch aber kann ich eine solche Frömmigkeit nur für eine geistige Krankheit ansehen. Nein, solche Frömmigkeit kann weder Gott wohlgefällig sein, noch ist sie des Menschen würdig. Sie ist nichts als ein krankhafter Auswuchs des Christenthums, deren dasselbe mehrere hat. Ich verspreche mir daher von einer solchen eingeschlossenen Dichterin nicht viel, und wollen Sie Ihr Gedicht bei Seite liegen lassen, so werde ich zum wenigsten Sie darum nicht tadeln.

Als ob nicht auch ein Vogel im Käfig schön singen könnte, wendete Berta ein, und wäre er selbst ein geblendeter Fink! Nein! geben Sie uns immer aus Ihrem Gedichte ein Stück.

Dein Bild des geblendeten Finken paßt in jeder Beziehung, liebe Berta, sagte Irmgard; so hören wir denn, wie der geblendete Fink singet.

Leodegar begann demnach: Die Dichterin hat die Zeichen der letzten fünfzehn Tage vor dem jüngsten Gerichte angegeben und fährt nun fort:

So heben sich vier Winde an allen den Enden,
  Ein Feuer sich entbrennet, das diese Welt verendet:
Das läutert Alles: so brennen Stein' und Hölzer,
  Waßer und auch Hügel, die da sind unter'm Himmel.
So kommt der jüngste Tag also schnell wie ein Brauenschlag,
  So kommen von Christe die vier Evangelisten.
Das Gebein sie beleben, die Todten sich erheben,
  So sammeln sich mit Ehren Leib und die Seele.
Das ist sehr wonniglich: die Guten sind der Sonne gleich.
  Die Engel führen schöne das Kreuz und die Krone
Vor Christ an das Tageding (Gericht); das werden herliche Ding'.
  So kommt Christ der Reiche gewaltig ohne Gleichen,

Der einst heimlich in die Welt kam, da sieht ihn Weib so wie Mann.
Ihm ist die Heerschaar sehr breit, weil er litt die Schmachheit
Von den seinen Feinden: da will er es ahnden.
So kommt er in den Lüften in Macht und in Kräften,
So richtet er rechte dem Herren und dem Knechte,
Der Magd und der Frauen: so ist zu spät die Reue,
Die wir haben sollten, ob wir genesen wollten.
Hoch dann stehn in Ehren die von der Welt hier kehren,
Die sitzen neben Gotte in der Schaar der Zwölfboten,
Weil sie durch Gottes Minne ließen der Welt Wonne;
Die sind all' geheilet: die andern sind getheilet.
Derer wird noch gut Rath, die die Welt verlockt nicht hat,
Die in Züchten lebten, dieweil in Lust sie schwebten,
Die Gottes nie vergaßen, als sie beim Gastmahl saßen.
Doch will ich sagen euch dabei, wie ihr Leben soll beschaffen sein:
Sie sollen Gott minnen von allen ihren Sinnen
Und von ganzem Herzen, mit allen ihren Werken;
Sie sollen Wahrheit pflegen, ihr Almosen geben,
Mit Maaß ihr Gewand tragen, mit Keuschheit ihre Ehe haben,
Beschirmen die Waisen, die Gefangnen lösen,
Den Feinden vergeben, Gerichtes ohne Lohn pflegen,
Den Armen thun Genade, die Fremden wohl empfahen;
Sie sollen gern zur Kirche gehn, zu Beichte und zu Buße stehn.
Wer nicht fasten könne, sein Almosen er gönne,
Wer das nicht mag gewinnen, seinen Besem soll er bringen,
Damit er sich reine: der ist allerseligst, der seine Sünde weinet.
Wer das mit Treuen thut, dem ergeht es wohl gut,
Zu dem spricht der Gottes Sohn: „Tritt zu meiner rechten Hand;
Venite benedicti, meines Vaters Reich ist euch gerichtet!"
Das geschieht an dem jüngsten Zorne: da scheidet sich die Hülse von dem Korne;
Die Guten zu der rechten Hand, sind als gerettet nun erkannt;
Die Bösen zu der Linken, die müßen nieder sinken
In die tiefste Hölle: dran denke, wer da wolle.
So spricht dann Gott mit Grimme zu seinen Widerwinnen,
Zeiget ihnen seine Wunden an Füßen und an Händen,
Die gar sehr da bluten, dawider haben sie nichts zu bieten.

Von seinem Recht er spricht nun: „Meinen Willen wolltet nicht ihr thun,
Ihr hattet mein vergeßen, gabt mir Trinken noch Eßen,
Weder Wohnung noch auch Wat: übel war stets eure That;
Dem Teufel dientet ihr mit Fleiß: fahrt mit ihm in die Hölle heiß!"
Der Teufel aus der Hölle mit seinen Streitgesellen
Fängt er nun die Armen, gar wenig sie ihn erbarmen;
Mit Ketten und mit Seilen bindet er sie allgemeine,
Er führet sie mit Grimme zu dem seinen Gesinde
In den ewigen Tod: ohne Rast sie leiden immer Noth;
Mit Schwefel und mit Peche quält sie da der Freche.
Da hilft weder Gold noch Schatz: eh' bedächten wir es baß.
Da ist Feuerbrand und Schwefel: wir stürben gern und müßen leben;
Durst und auch Hunger, allerhand Kummer,
Frost und auch Siechthum geht uns alle Tage zu,
Glühendes Gebände drücket uns die Hände,
Und auch unsere Füße schwer es tragen müßen;
Mit feuerfarbnen Seilen bindet man sie beide.
Man schenket uns solchen Wein, des wir möchten überhoben sein:
Essich und auch Galle, die in Gluthen wallen;
Heiße Speise sie uns geben: das ist Pech und auch Schwefel.
Mächtig groß wird unser Schmerz: die Schlangen eßen unser Herz:
Das ist unser Gewissen mit seinen grimmen Bissen. —
Wann hinweg der Teufel geht, wohl dann unser Ding steht,
Dann leuchtet auf dem Throne die edele Persone,
Dann zeiget Gott mit Minne sich allen seinen Kindern.
Ein Ende hat die Mühsal dann, frohen Sang erhebet man,
Alleluja, den heiligen Sang, wir sagen Gott Gnade und Dank,
Wir loben Gottes Ehre mit Leib und mit der Seele.
Da hebet an sich, das ist wahr, Jubileus das Wonnejahr;
Minnen wir beginnen die inneren Sinne,
Vernunft und auch ratio, die edele meditatio:
Damit erkennen wir Christ, daß er es Alles ist;
So haben wir große Wonne: wir sind siebenmal schöner denn die Sonne.
Und zu dieser Schöne giebt uns Gott zu Lohne
Unvergängliche Jugend und manche herliche Tugend.
Wir sollen stark dann werden; wollten wir die Berge
Zerbrechen also wie das Glas, in Wahrheit sag' ich euch das,
Die Kraft da hat ein Gotteskind, das hier mit Fleiß ist gut gesinnt.

Da haben wir das ewige Licht, Siechthum kennen wir dort nicht,
Da ist die feste Wineschaft, die mildeste Trautschaft,
Die königliche Ehre: die haben wir immermehre.
Den unaussprechlichen Lohn auf dem himmelischen Thron
Haben die Gottes Erben, die danach wollen werben.
Entfliehn wir hier der Sünde, wir sind dort schneller als die Winde.
Nun vernehmt es dabei: dort seid ihr edel und auch frei,
Dort zwingt euch Sünde nicht noch Leid: das ist die ganze Freiheit.
Gott uns des ergetzet, was uns hier verletzet,
Was wir zu manchen Stunden litten im Elende.
Dort ist das ewige Leben, das ist uns fürwahr gegeben;
Christ, unser Hehrthum, unser Vernunft und Weisthum,
Ist dort Aller Gewinn; edel gar ist unser Sinn;
Unser Herz und Augen sehen Gottes Taugen (Geheimnisse);
Herlich wird dasselbe Licht, es wird vergänglich nicht:
Das haben ganz die Gottes Kind, die hier demüthig sind,
Die ihren Schöpfer loben, ihren Feinden hier vergeben,
Die verschmähn der Erde Pracht, auf den Himmel nur bedacht.
Dort wird ihr Glaube Wahrheit, ihre Hoffnung Sicherheit,
Sie sind den Engeln gleich. Das heilige Gottesreich
Haben sie ohn' Ende. Nun seid denn gesunde,
Dieser seliglichen Ruh' müßet ihr einst wallen zu. —
Dieses Buch dichtete zweier Kinder Mutter,
Die sagten ihr diesen Sinn, große Freud' war unter ihn'n.
Der Mutter waren die Kinder lieb: der eine von der Welt schied.
Nun bitt' ich euch gemeine, große und auch kleine,
Wer dieses Buch lese, daß er wünschend wese (sei)
Seiner Seele Gnad' und Heil, an dem Himmelreiche Theil,
Und dem andern, der noch lebt, in den Mühsalen strebt,
Dem wünschet auch Genade, und der Mutter, das ist Ava.

Ich muß gestehn, nahm nun Gräfin Irmgard das Wort, als Leodegar geendet hatte, ich vermag in dem vorgetragenen Stücke, wenn ich von dem Schlusse, in welchem die Dichteriu sich nennt, absehe, nichts zu entdecken, was eine Frau als Dichterin unwidersprechbar uns kund giebt. Ich weiß nun zwar nicht, ob nicht in

anderen Theilen der Dichtung deutlichere Spuren eines weiblichen Herzens zu Tage treten; in dem gelesenen Abschnitte meine ich überall nur überlieferten Anschauungen zu begegnen.

Und doch, sollte ich denken, verräth sich das weibliche Herz in der Zeile: „Da ist feste Wineschaft, die mildeste Trautschaft" einiger Maßen. Das liebebedürftige Gemüth der Frau spricht sich deutlich darin aus. Gewiß hat P. Leodegar die alten Ausdrücke absichtlich beibehalten und nicht nur, weil sie in der heutigen Sprache durch ein einziges Wort nicht auszudrücken sind. Wineschaft nämlich bezeichnet das eheliche Verhältniß der Gatten, Trautschaft das — ich bediene mich des alten Wortes statt des neuen der „Liebesleute", weil es bei weitem schöner ist — der Gelieben zu einander. Einem männlichen Dichter, zumal einem Geistlichen, wäre es kaum in den Sinn gekommen, darauf hinzuweisen.

So sagte Haspinger. Sie haben in der That recht, wandte sich Leodegar zu ihm, sowohl mit Ihrer Annahme als auch mit Ihrer Behauptung. Auch die Worte „Minnen wir beginnen die inneren Sinne, Vernunft und auch ratio, die edele meditatio, damit erkennen wir Christ, daß er es Alles ist" gemahnen mich an die speculative Mystik, die zumal im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in den Frauenklöstern heimisch ward und die ihre Pfleger hauptsächlich in Franziscanern und Dominicanern fand. Von der späteren Ueberschwänglichkeit ist hier freilich noch keine Spur.

Da Niemand eine weitere Frage aufwarf, so begab sich die Gesellschaft wie herkömmlich an den Theetisch, wo hauptsächlich die Inclusen und ihr Verhältniß den Gegenstand der Unterhaltung bildete; aber keine der Frauen, selbst nicht die bejahrte Frau von Teufenstein, zeigte Lust, auf diese Weise den Himmel zu verdienen. Schließlich ward für den nächsten Abend die Lyrik als Gegenstand bestimmt, und da diese ihrer Art nach mehr der Volksdichtung als der Kunstlyrik der späteren Zeit sich anschließe, so ward von allen Seiten die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Fräulein Berta, die den Vorsitz habe, alle Vorgänger in den Schatten stellen werde.

Zehnter Abend.

Der Kreis war versammelt. Sogar das Brautpaar fehlte nicht, obgleich sie den Tag darauf das Beilager halten wollten, folglich gern wären entschuldigt worden, wenn sie die Gesellschaft auch nicht mit ihrer Gegenwart beehrt hätten. Allein das bräutliche Alt-Hoffräulein hatte sich vorgenommen, der vorsitzenden Berta, wenn nur immer möglich, einigen, wie sie sich gegen Künrich ausdrückte, „wohlthätigen" Aerger zu verschaffen. Schon längst hatte sie mit boshafter Sehnsucht auf den Abend sich gefreut, da Berta den Vortrag haben würde; denn es könne ihr ja, wie sie wähnte, gar nicht schwer fallen, derselben Verlegenheiten zu bereiten und sie in ihrer „Nichtigkeit" bloßzustellen. Künrich hatte sie zwar in seiner Gutmüthigkeit davon abzubringen gesucht, war aber herrisch „sich zu bescheiden" angewiesen worden. Er hatte sich gefügt, aber zugleich auch fest beschlossen, daß dieß der letzte Tag der Nachgiebigkeit und der Unterwerfung von seiner Seite sein solle, und daß er dem Gebote des Herrn, das ihm morgen verkündigt werden würde: „Und Er soll dein Herr sein," Achtung zu verschaffen wissen werde. Wäre er nicht vom alten Grafen abhängig gewesen, ja hätte er es nur gewagt, diesen über das wahre Sachverhältniß aufzuklären: nie hätte dann wohl Küngold hoffen dürfen, die bräutliche Myrthe in ihr jungfräuliches Haar oder richtiger die gekauften Locken so bald zu flechten.

Nicht ohne eine gewisse Befangenheit nahm Berta den Stuhl der Mitte ein. Die eigentlichen weltlichen Lieder, hub sie an, steigen in

Deutschland kaum bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts hinauf. Aus den früheren Jahrhunderten sind nur einige Bruchstücke und wenige geistliche Lieder erhalten. Von der eigentlichen Elegie, dem ernsten Klagegedicht, findet sich in Deutschland keine Spur, was um so mehr auffallen muß, als gerade die Geistlichkeit in dieser Gattung sich hätte bethätigen können, und weil die Elegie, wie mir der junge Herr Graf mitzutheilen die Güte hatte, bei den Angelsachsen bevorzugte Pflege fand. Damit ich doch aber aus den früheren Jahrhunderten etwas Ganzes darbieten könne, so hat mir unser hochwürdiger Herr dort erlaubt, in sein Gebiet, das geistliche Lied, hinüberzugreifen, und Graf Huno hat mir zu demselben Zwecke eine von ihm übersetzte angelsächsische Elegie eingehändigt, wofür ich also beiden Herren zum besten Danke mich verpflichtet erkläre.

Da ich nun die Zeitfolge so viel möglich inne zu halten gedenke, so habe ich mit einem kleinen Liede auf den heiligen Petrus zu beginnen, das dem neunten Jahrhunderte angehört und in der Otfridischen Strophe gedichtet ist. Dasselbe lautet:

Unser Herre gab Gewalt sancte Petro mannigfalt,
Daß er wohl erhalten kann jeden, der ihn rufet an.
Kyrie eleison! Christe eleison!
Er hat von seinem Worte des Himmelreiches Pforte:
Darein mag er schalten den er will erhalten.
Kyrie eleison! Christe eleison!
Bitten wir den Gottestraut all' zusammen überlaut,
Daß er uns, den Sündern, doch wolle sein genädig noch.
Kyrie eleison! Christe eleison!

Dieses Lied, begann Huno, macht auf mich einen eigenthümlichen Eindruck. Es kommt mir nach ihm gerade vor, als habe Gott, um behaglicher der Ruhe pflegen zu können, alle seine Macht dem Petrus übertragen. Von ihm einzig hängt es ab, einzulassen in den Himmel oder von ihm auszuschließen, und er wird gebeten, nicht um seine Fürbitte, sondern uns Sündern genädig zu sein. Wunderbar und ohne inneren Zusammenhang mit dem Liede steht nun der Kehrreim, der wohl aus der griechischen Kirche in die römische hinüber genommen ward.

Dieser Kehrreim findet sich häufig bei derartigen Liedern des Mittelalters, sagte Leodegar, und von ihm ward eine besondere Gattung von Bußliedern geradezu Leisen genannt. Die freilich etwas bedenkliche Stellung des Petrus beruht aber auf den Worten des Herrn zu ihm: Was du bindest, das soll gebunden, was du lösest, das soll gelöset sein.

Sagen Sie doch lieber: auf einer falschen Auffassung dieser Worte, rief ihm Irmgard zu, so wollen wir keinen weiteren Streit anheben. Bei Fürsten auf der Erde kommt es freilich zuweilen vor, daß ihre Pförtner nach eigener Macht und Willkühr einlassen oder ausschließen; aber an der Pforte des Himmels — doch ich will schweigen.

Da Niemand weiter eintrat, nahm Berta wiederum das Wort.

Das nun folgende Lied, oder besser Bruchstück eines Liedes, steht in der St. Galler Rhetorik, einem Werke des zehnten Jahrhunderts, als Beispiel zur Hyperbel. Wenn dasselbe nicht etwa auf der stark malenden Erzählung eines Weidmanns beruht, sondern alt überliefert ist, so könnte es wohl auf heidnisch-mythologischem Grunde ruhen. Urtheilen Sie selbst:

Der Beer [1] geht an der Leite, [2] trägt Speer in der Seite;
sein gewaltig Ellen [3] läßet ihn nicht fällen.
Ihm sind die Füße fudermäßig,
ihm sind die Borsten ebenhoch dem Forste,
Und die Hauer sonder Wank wohl an zwölf Ellen lang.

Das war ein herlicher Eber, ein Prachtthier muß das gewesen sein, nahm der Hauptmann von Stoffeln sofort das Wort, selbst wenn der Weidmann, wie diese gern thun, etwas vergrößert hat. Die Borsten des Rückens so hoch wie die Bäume des Waldes; die Füße so groß, daß sie allein ein Fuder geben; die Hauer endlich zwölf Ellen lang, — das heißt freilich das große Messer großartig führen, fast wie der Herr von Münchhausen dasselbe zu führen liebt; aber größere Eber als unsere heutigen sind, gab es damals ohne allen Zweifel. Uebrigens war der Jäger kein Meister seiner

[1] Eber (boar). [2] Bergabhang. [3] Kraft.

Kunst; er hätte sonst seinen Spieß dem Eber nicht in die Seite geworfen, denn damit erlegt man keinen Eber, wie denn freilich auch dieser Eber ruhig am Bergabhange hinschritt.

Ich weiß nicht, sagte Haspinger, wie man einen Eber mit dem Spieße kunstgerecht erlegt; aber das muß ich bekennen, daß mir diese Zeilen nicht wie eine Münchhausensche Erzählung eines Jagdabenteuers vorkommen. Hat nicht der St. Galler Mönch mit gutem Bewußtsein und zu seinem bestimmten Zwecke diese Zeilen gedichtet, was freilich auch der Fall sein könnte, so dürften wir es mit einem mythischen Eber hier zu thun haben. Nicht nur die griechische Mythe hat ihren Eber, sondern auch die keltische [1] (bei den Britten Twrch Trwyth geheißen, der verwüstend das Land durchzieht, endlich aber von Arthur erlegt wird) und die deutsche. Der Gott Freyr bedient sich statt des Rosses eines Ebers mit goldenen Borsten; und mit dem Fleische des Ebers Sährimnir werden die Helden in Walhall täglich gesättigt, der also von entsprechender Größe gedacht wird. Hätten wir es vielleicht hier mit diesem Eber zu thun? Ich wage es nicht zu behaupten, da wir das Stück nur in der Otfridischen Strophe besitzen; hätte das Stück die ältere stabreimende Form, so wäre die Entscheidung geringerem Bedenken unterworfen.

Wenn Sie sich nicht zu entscheiden getrauen, sagte Irmgard, so müssen wir den Eber schon laufen lassen; wir ja vermögen nicht ihn zu zwingen, daß er sein eigentliches Wesen uns kund gebe. — Im übrigen, ehrwürdige Meisterin vom Stuhle, möcht' ich wirklich noch etwas näheres über den Eber Sährimnir von Dir vernehmen, da er unserer Götterlehre zugehört, die zu wissen uns gebührt.

Da ich keine Heilige bin, die da über das Wild des Waldes Gewalt hat, so muß ich Dich, liebe Freundin, schon bitten an denjenigen Herren Dich zu wenden, der das anmuthige Thier in den Saal hier gebracht hat, wenn auch nur dem Namen nach, gab ihr Berta zur Antwort, und lächelnd sagte darauf Haspinger:

[1] Nur nebenbei sei bemerkt, daß die große keltische Göttin Ceridwen auch den Namen Henwen, d. i. weiße Sau, trägt, und daß der Eber bei den Kelten eine Sonnengottheit war.

Sie wissen, daß alle im Kampfe fallenden Helden zu Wodan nach Walhall von den Walkyrien geleitet werden; aber wie viele ihrer auch sein mögen, alle werden alle Tage gesättigt von dem Fleische des Ebers Sährimnir, der, jeden Abend getödtet, jeden Morgen darauf wieder lebend umherstreift. Sein Fleisch wird aber nicht gebraten, sondern nur gesotten, und dazu trinken die Helden Bier, welches die Walkyrien ihnen in die Trinkhörner gießen. Andere Namen dieses Ebers sind Walbassi und Walglitnir.

Alle waren durch diese Mittheilung befriedigt und Berta fuhr fort: Bevor ich nun zu den neueren Liedern mich wende, die eine ganz andere Haltung zeigen, trage ich Ihnen das angelsächsische Gedicht vor. Es ist die Klage einer Fürstin, deren Gemahl über das Meer hin, wahrscheinlich der Gewalt weichend, gezogen war, und die sodann von ihren Feinden vertrieben ward. Es lautet:

Diese Klag' erheb' ich Kummervolle,
um mein sorgvoll Looß. Ich es sagen mag,
was ich der Aengst' ertrug, seit ich auferwuchs,
neulich und vor Alters: nie mehr denn nun!

Meines Elendes [1] Uebel ich immer duldete:
Erst mein Hauswirth gieng hinnen von den Leuten
über der Wogen Bahn. Weinend sann ich,
wo des Landes weilte der Schirmherr.

Fernhin ich fuhr den Fürsten suchen;
herzbetrübt und harmvoll die Heimath ließ ich.

Da begannen des Mannes Mage zu sinnen
in argem Herzen, wie daß uns sie trennten,
daß wir fürder immer fern einander
leidvollst lebten: und mich verlangte sehr.

Es hieß der Herscher mich, Herhard, greifen —
der Freunde wenig in der Fremd' ich hatte,
der holden Schirmer: darum ist mein Herz in Jammer.

[1] Elend, hier im alten Sinne: das Leben in der Fremde.

Daß ich mir vollgemäßen[1] Menschen fände,
hartbedrängten, herzbetrübten,
muthberaubten, mordbedachten! —

In lautrer Lust gelobten oft wir,
daß nur der Tod uns trennen sollte,
Anderes niemals: eitel war das!

Nun ist's als ob nie das war! Neidgrimm trennte
unsere Freundschaft: in der Fremd' ich muß
meines Vielgeliebten Fehden büßen. —

In Waldes Wildniß hieß man wohnen mich,
unter'm Eichbaum' in der Erdhöhle:
Kalt ist dieser Erdsaal; einsam ich mich sehne.

Finster sind die Thäler, falb die Hügel,
stachelvoll das starre Steingesträuche,
wonnelos die Wohnung. Oft mit Weh behäuft mich hier
des Fürsten Ferngang. Meine Freunde starben,
die mir lieb im Leben, liegen im Grabe. —

Mit dem Graun des Tages schreit' ich gramvoll
unter'n Eichbaum bei diesen Erdhöhlen,
wo den sommerlangen Tag ich sitzen muß,
wo ich beweinen mag mein Wehgeschick,
des Unheils Ueberlast. Ach! alle Zeiten
diese Muthqual mich durchschauert,
dieses Sehnen, das mich seufzen macht.

Immer müße der Jüngling[2] doch in Jammer leben,
hart ihm sein des Herzens Sinn;[3] nimmer er haben soll
heitre Mienen, sondern nur Herzeleid!

Der Sorgen Lastdruck selber er bereite sich,
was die Welt an Weh nur kennt! Mit Waffengrimm

[1] Mir völlig gleich unglücklichen. [2] Der oben genannte Herhard. [3] Damit er sich Feinde erwecke, die ihn dann auch vertreiben.

das ferne Volk ihn suche, wo mein Freund jetzt sitzt
im Steingeklüfte, vom Sturme bereifet,
der Wehbedrückte, von Wasser beflossen,
in Trauer und Betrübniß! — Ja, er trägt, mein Gatte,
mächtige Muthqual. Oft ihn gemahnt es wohl
wonnevollres Lebens. Weh ist dem, der muß
mit Verlangen auf Liebes harren!

Berta schwieg. Das Gedicht hatte Eindruck gemacht, denn alle saßen eine Zeit lang stumm und ließen noch einmal das Gehörte still an ihrem Geiste vorübergehn. Endlich nahm Irmgard das Wort: Hier ist, sagte sie, echtes, wahres, warmes Gefühl in schöner Form ausgesprochen. Ja ich möchte fast glauben, daß die arme Waldbewohnerin selbst des Gedichtes Verfasserin sei.

Das ist nun wohl eine etwas kühne Behauptung, sagte der junge Graf Huno; das aber dürfen wir unbedenklich zugeben, daß sich der Dichter, wer er auch sei, gut in die Lage und die Gefühle einer solchen Vertriebenen hineingedacht habe. Alt ist das Gedicht auf jeden Fall und gewiß weit älter als seine Aufzeichnung; denn es hat auch nicht die Spur von christlicher Lebensansicht und demüthiger Ergebung in die Schickungen Gottes, vielmehr scheint mir ein derber heidnischer Trotz bei aller Wehmuth entschieden ausgesprochen.

Sage mir doch, lieber Vetter, nahm Irmgard wieder das Wort, weiß man denn nicht, wer die Vertriebene war? Da ihr Gemahl so deutlich und bestimmt als Herscher bezeichnet ist, so wird er wohl irgend ein König eines der sieben Reiche gewesen sein. Darauf weist auch der Umstand, daß er seine Gemahlin aus der Fremde sich geholt hatte; denn heimisch im Reiche ihres Gemahles war sie nicht, das sagt sie ja selbst. Andere Edele aber holten wohl kaum oft ihre Frauen in der Fremde.

Diese Deine Frage ist schwer zu beantworten, erwiderte der junge Graf. Nur ein Name wird im Gedichte genannt, der des Verfolgers, und nun ist es noch die Frage, ob Herhard nicht bloß ein Beiname war, ja ob überhaupt es ein Name ist; das Wort könnte auch nur ein Beiwort zu „Herscher“ sein, wo die Zeile

dann übersetzt werden müßte: Es hieß der Herscher mich, der heerharte, greifen. Der englische Herausgeber Thorpe nahm jedoch das Wort als Eigennamen, und so fand ich mich nicht in der Lage zu ändern. Wir haben also im Liede selbst so gut wie keinen Anhalt zu einer geschichtlichen Deutung. Könige in einem der sieben Reiche wurden oft vertrieben, bevor Ine der Westsachse alle sieben Reiche vereinigte und die Könige gewisser Maßen zu Unterkönigen machte; aber auch dann noch gab es Vertreibungen. Einzelne kann ich Dir schon nennen: so sagt die Sachsenchronik zum Jahr 790: Osred, König von Northumbrien ward vertrieben und Aethelred, Aethelwalds Sohn, nahm das Reich. Als Osred 792 aus der Fremde heimkehrte, ward er ergriffen und erschlagen; aber auch Aethelred fiel 794 durch das eigne Volk. — Egbert, König der Westsachsen ward, bevor er König ward, von Offa, König von Mercien, vertrieben um 795, gieng nach Frankreich, kehrte 798 wieder heim, ward König und herschte bis 836. — Im Jahr 975 vertrieb der junge Edward den Earl Oslac aus Anglien; 978 ward dann Edward erschlagen. — Hier hast Du einige Beispiele, und sie ließen sich leicht zahlreich vermehren. Aber da das Gedicht einmal keinen sicheren Anhalt beut, so bleibt alle Mühe vergebens. Uebrigens, wenn es zu sagen erlaubt ist, hast Du Dich jetzt auf einer Schwäche betreffen lassen: Du verlangtest geschichtliche Wahrheit, wo Du mit der ästhetischen hättest Dich begnügen sollen. Freilich sollen die Frauen, wie man behaupten möchte, es oft so machen.

Sehr verbunden für Deine Bemerkung, entgegnete Irmgard etwas gereizt; und zum schuldigen Danke sage ich Dir nur, daß Männer, und zwar sehr gelehrte Männer, ganze dicke Bände voll geschrieben haben, um für die Nibelungen eine geschichtliche Grundlage nachzuweisen. Den Schluß daraus magst Du selbst ziehen.

Sei mir nur nicht böse, sagte Huno, ihr die Hand darreichend, in welche Irmgard denn auch einschlug; ich wollte eigentlich nur sagen, daß man sich an dem Schönen erfreuen solle, auch wenn ihm die geschichtliche Wahrheit abgeht. Bei einem Kunstwerke steht die ästhetische Wahrheit immer höher als die geschichtliche; diese darf mangeln, jene niemals.

Ihr verlieret Euch da in ein wenig ästhetisches Gespräch über einen Gegenstand der Aesthetik, rief Berta den Streitenden zu. Ich meine, wenn über das vorgelesene Gedicht selbst Niemand etwas weiter zu bemerken hat, so gehn wir zu einem andern über. Es wird überhaupt gut thun, wenn auf den heidnischen Trotz, der dem Gedichte zugesprochen ward, ein christlicher Dämpfer gesetzt wird, was ich hiemit durch ein Lied, das vielleicht noch dem eilften Jahrhunderte angehört, zu thun versuchen will. Uebrigens bemerke ich noch, daß ich, da das Lied ziemlich umfangreich ist, einige Strophen weglasse; um so lieber, als Niemand dadurch etwas verliert, das Lied selbst aber vielleicht sogar gewinnt. Also hören Sie gefälligst aufmerksam zu!

In die Erde legte Aaron eine Gerte,
die gebar Mandeln, Nüße also edele:
die Süße hast du vorgebracht, Mutter, ohne Mannes Rath,
Sancta Maria.

An einem Busch' ihm nah Moyses ein Feuer sah,
daß das Holz nirgends brann; die Lohe sah er oben an,
die war lang und auch breit: das bezeichnet deine Magdheit,
Sancta Maria.

Gedeon dux Israhel breitet' aus ein Lammfell;
der Himmelthau die Wolle bethaute mit dem Falle:
also kam auch dir die Kraft, daß du wurdest bärhaft,
Sancta Maria.

Morgenroth, Meerstern, ungebrochner Anger,
dran steht eine Blume, die leuchtet also schöne;
sie ist unter'n andern wie Lilie unter Dornen,
Sancta Maria.

Da gebarest du das Gottes Kind, der uns all' erlöste sint (seit)
mit seinem heiligen Blut' aus der ewigen Noth:
des soll er immer gelobet sein: gar wohl genießen wir dein,
Sancta Maria.

Cedrus in Libano, Rosa in Jericho,
du erwählte Myrrhe, du duftest also ferne;
du überstrahlst die Engel all', du versühntest der Eva Fall,
Sancta Maria.

Eva uns gab zwiefachen Tod; einer bringt uns noch in Noth;
das andre Weib bist du: du brachtest uns das Leben zu.
Der Teufel stiftete jenen Mord: Gabriel kündete dir Gottes Wort,
Sancta Maria.

Königin des Himmels, Pforte des Paradises,
du erwähltes Gotteshaus, sacrarium sancti spiritus,
dein Wort für uns verwende zuletzt an unserm Ende,
Sancta Maria.

Berta schwieg. Mit Recht, sagte sofort Irmgard, hast Du dieses Lied einen Dämpfer genannt, wenn auch vielleicht in anderem Sinne; denn hier ist wohl Dampf, aber kein Feuer. Auch nicht einen Gedanken hat das Lied, der des Dichters Eigenthum wäre. Alles ist entlehnt bis auf die lateinischen Worte.

Und dennoch ist das Lied merkwürdig, meinte Haspinger: es lehrt uns so manches in Bezug auf die Verehrung der h. Jungfrau.

Ohne Zweifel, sagte da Baron Wilmar; nirgends sagt das Neue Testament, daß sie eine Königin des Himmels sei, und die Gleichnisse, die hier dem Alten Testamente entnommen sind, haben keine weitere Kraft, als Gleichnisse überhaupt haben; Gleichnisse beweisen nichts. Der ganze Mariencult erscheint mir nur als ein Zugeständniß, welches das Christenthum, als es Staatsreligion geworden war, dem griechisch-römischen Heidenthume zu machen für gut befand. Denn weil dieses Heidenthum eine Königin des Olympes kannte, die Juno, so fand man für zweckdienlich, ihr durch die Maria eine stellvertretende Nachfolgerin im christlichen Himmel zu geben.

Sie sind Protestant, Herr Baron, sagte da der P. Leodegar, und ich weiß recht wohl, daß Ihre Kirche weder die Verehrung der Maria noch die der Heiligen anerkennt. Wenn sich nun auch allerdings aus dem Neuen Testamente die Stellung, welche unsere

und die griechische Kirche der heiligen Jungfrau anweist, nicht herleiten läßt, so haben wir doch die Tradition für uns, und es läßt sich beweisen, daß die Maria von den Gläubigen verehrt ward, lange bevor das Christenthum die Herschaft errang.

Daran ist wohl kein Zweifel, nahm jetzt Haspinger das Wort; aber eben so entschieden ist es auch, daß diese Verehrung der Maria in den ältesten Zeiten eine ganz andere war als sie später ward. Ich bin Katholik, aber ich kann nicht läugnen, daß der Mariencult erst nach und nach zu dem ward, was er jetzt ist. Hat doch erst noch der jetzige Papst ein neues Dogma in dieser Hinsicht aufgestellt, und zwar ein Dogma, welches Kirchenväter und frühere Theologen, wie der heilige Bernhard und Andere, mit dem Anathem belegten. Aber ich meine, wir lassen diesen Gegenstand fallen; wir sind hier nicht berufen, über die Dogmata der Kirche zu urtheilen, noch haben wir uns deshalb versammelt.

Es ließe sich wohl noch manches gegen ihre Ansicht sagen, meinte da der gelehrte Benedictiner, und wir sprechen darüber wohl noch einmal. Wollen Sie also jetzt die Streitfrage ruhen lassen, so kann ich da mich wohl fügen, und ich ersuche unsere anmuthige Vorsitzerin, mit ihrem Vortrage fortzufahren.

Wir sind nun, nahm Berta das Wort, zu der Zeit gelangt, da die Lyrik diejenige Gestalt und Haltung anzunehmen beginnt, die sie von nun an das ganze Mittelalter hindurch behauptet hat. Man theilt bekanntlich sämtliche lyrische Gedichte ihrem Inhalte nach in drei Gruppen, die man kurz als Frauendienst, Herrendienst, Gottesdienst bezeichnet. In die erste Abtheilung fallen alle Gedichte, welche auf das Verhältniß des Weibes zum Manne und des Mannes zum Weibe Bezug haben, oder der eigentliche Minnegesang; denn die Liebe in allen ihren Beziehungen bildet den Hauptgegenstand. Der Herrendienst umfaßt alle Gedichte, welche auf das Verhältniß der Großen zum Reiche, zu einander, zu den Dichtern und der Kunst Bezug haben. Hauptsächlich ist es die Milde und Freigebigkeit, die, zumal den späteren Dichtern, vor allen den ärmeren, wandernden, sehr und fast mehr als schicklich am Herzen liegt. Die Lieder des Gottesdienstes endlich behandeln

Gegenstände der Religion und solche, die mit ihr in näherer oder fernerer Beziehung stehn, wie z. B. die Kreuzzüge.

Sieht man aber nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form, so scheiden sich sämtliche Gedichte in Lieder, Sprüche und Leiche. Lieder sind Gedichte, die aus einer beliebigen Anzahl zusammengehöriger, gleichgebauter Strophen oder Gesätzen bestehn, die eben nur in ihrer Gesammtheit ein Ganzes bilden. Sprüche dagegen sind einzelne Strophen, deren jede für sich immer ein Ganzes bildet, wenn auch zuweilen mehrere durch den Inhalt mehr oder minder eng mit einander verbunden werden. Leiche endlich sind lyrische Gedichte, die aus ungleichgebauten Strophen bestehn. Die ältesten sind religiösen Inhaltes, später gab es sogar Tanzleiche. Sie sind eigentlich Nachbildungen der von Nôtkêr in St. Gallen im zehnten Jahrhundert erfundenen Sequenzen, eine besondere Art des kirchlichen Kunstgesanges.

Die Strophen der Lieder und Sprüche sind dreitheilig, während die der Leiche nur zweitheilig sind. Jene zerfallen in die beiden gleichgebauten Stollen und den anders gebauten, die Strophe schließenden Abgesang. Darum werden auch wohl beide Stollen zusammen als Aufgesang bezeichnet. Die Sprüche freilich, aber nur diese, nehmen zuweilen auch den Abgesang zwischen die beiden Stollen in die Mitte. Die Strophen der Leiche dagegen haben nur die beiden gleichgebauten Stollen und entbehren des andersgebauten Abgesanges.

Hiemit wäre denn die gesammte deutsche Lyrik des Mittelalters nach Inhalt und Form im Allgemeinen geschildert, und ich will nun zu den einzelnen Dichtern und Gedichten mich wenden, falls die Sache Allen klar geworden ist, und Niemand eine anderweitige Bemerkung zu machen hat.

Ich, nahm Küngold, das Alt-Hoffräulein, das Wort, finde die Darstellung nicht eben klar. Ich kenne zwar Christstollen, Osterstollen und Pfingststollen; aber von Stollen in Strophen habe ich in meinem ganzen Leben nichts gehört. Ohne Zweifel hat die Vortragende in Folge einer Uebereilung, oder auch jugendlicher Flüchtigkeit, die Sache mißverstanden.

Die Uebereilung und das Mißverständniß, erwiderte ihr Graf Huno, dürfte dies Mal wohl auf Ihrer Seite sein, meine Genädigste. „Es giebt mehr Dinge auf der Erde, als sich der Weise träumen läßt," lautet ein Sprichwort. Wenn Ihre Weisheit daher nur mit den genannten drei Gattungen der Stollen bis jetzt nähere Bekanntschaft machte, so ist das gar nicht eben wundersam. Der Stolle, alt stollo, ist aus stodalo entstanden; stodalo aber bedeutet Stütze, Balken. Die Stollen der Strophe sind also die Stützen derselben, das worauf sie beruht. Jetzt, hoffe ich, wird Ihnen wohl klar sein, daß die gebackenen Stollen ihren Namen von der Form haben. Oder nicht?

Das Hoffräulein schwieg auf diese Frage. Sie hatte sich während dieser Auseinandersetzung mit ihrem Verlobten eifrig flüsternd unterhalten, und jetzt lachte sie halblaut und so selbstvergnüglich, daß alle daraus abnehmen konnten, sie wolle nichts weiter von der Sache hören, und ihr Zweck sei nur gewesen, Berta zu kränken. So bat denn der alte Graf diese fortzufahren.

Nur eine kurze Frage noch, sagte da Irmgard. Wir haben bereits eine Anzahl strophischer Heldengedichte kennen gelernt; gilt bei den Strophen derselben auch das Gesetz der Dreitheiligkeit?

Allerdings, antwortete ihr Haspinger. Bei den sechszeiligen bilden die vier ersten Zeilen die beiden Stollen, die zwei letzten den Abgesang. Darum hat auch die letzte Zeile eine Hebung mehr als alle anderen. Die vierzeiligen Strophen dagegen dürften, gleich denen der Leiche, nur zweitheilig sein.

Ich beginne, hub nun Berta an, mit den Gedichten, die ohne Dichternamen auf uns gekommen sind, oder die nur mit Unrecht den Namen eines Dichters an der Stirne tragen. Uebrigens versteht es sich, daß ich diesen, wo er sich findet, jedes Mal nennen werde. Also hören Sie denn:

Du bist mein, ich bin dein,
  des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
in meinem Herzen:
Verloren ist das Schlüsselein:
  Du mußt immer drinne sein.

Dieser Spruch steht zu Ende eines zierlichen lateinischen Liebesbriefes eines Mädchens an einen gewissen H. Der Brief ist theils in gereimten Hexametern, theils in Prosa abgefaßt und findet sich unter den Briefen des Benedictiners Wernhers von Tegernsee, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte, und auch als Verfasser eines Lebens der heiligen Jungfrau in deutschen Versen bekannt ist. Man hat auch den lateinischen Liebesbrief sammt dem deutschen Spruche ihm zugeschrieben, weil er, wie gesagt, unter seinen Briefen sich findet.

Ei, ei! rief, mit dem Finger drohend, Irmgard, ein frommer Benedictiner, und schreibt oder empfängt Liebesbriefe? Was muß man da hören!

Nur Uebungen im lateinischen Styl, sagte etwas verlegen Leodegar; nur metrische Uebungen, oder —

Oder ein Verhältniß wie zwischen dem Benedictiner Abälard und der Aebtissin Heloise, setzte Haspinger die abgebrochene Rede fort. Nichts für ungut, Freund; aber auch die Mönche haben oder hatten wenigstens früher derartige Gefühle. Erinnern Sie sich gefälligst nur an Eckehard von St. Gallen und an seine Schülerin im Vergilius, die Herzogin Haduwig von Schwaben, die Witwe Burkhards I., oder an den Abt der Reichenau, Walafrid Strabo, der so zärtliche Elegien an die ferne Freundin dichtete.

Nun ja, entgegnete Leodegar; es mag schon vorgekommen sein. Aber vergessen Sie auch nicht, daß Abälard noch Student war, als beim Unterricht die gegenseitige Liebe entstund, und daß er später als Abt die Aebtissin stets zur Strenge der Askese anhielt, um die Vergangenheit zu sühnen.

Allerdings hat er dann die arme Heloise genug gequält, sagte der alte Graf. Wir kennen das, und damit basta!

Berta fuhr fort:

> Stille Minne die ist gut,
> sie kann geben hohen Muth:
> Der soll man sich fleißen.
> Wer mit Treuen der nicht pflegt,
> dem soll man das verweisen.

Wär' die Welt alle mein
von dem Meer bis an den Rhein,
des wollt' ich mich darben,
ob die Königin von Engelland
 läg' in meinen Armen.

Wer war denn diese Königin von Engelland, nach der der Dichter so verlangt, fragte Irmgard. Ohne Zweifel, antwortete ihr der alte Graf, die schöne aber leichtfertige Alienor von Poitou, die, 1124 geboren, als Gemahlin des Königs Ludwigs VI. von Frankreich auf dem Kreuzzuge von 1147 mit Heinrich Plantagenet bekannt und — vertraut ward, weshalb ihr Gemahl von ihr sich scheiden ließ und die von ihr ihm zugebrachten Länder herausgab. Da sie folglich eben so reich als schön war, heirathete sie Heinrich und so lebte sie von 1154 bis 1204 als Königin von Engelland. Sie mochte auf dem Kreuzzuge manchem Deutschen bekannt geworden sein, und sonach wird der Spruch nicht viel später als 1154 fallen.

Berta las weiter:

Die Linde ist an dem Ende
 nun jahrlang öd' und bloß.
Mich haßet mein Geselle:
 nun entgelt' ich des ich nie genoß.
Viel sind unstäter Weiber:
 die benehmen ihm den Sinn;
 nun weiß Gott wohl die Wahrheit,
 daß ich ihm die holdeste bin.
Sie können nichts als trügen
 gar manchen kindlichen Mann:
 O weh mir seiner Jugend!
 Die thut mich in der Sorgen Bann.

Ein zartes Lied weiblicher Sehnsucht nach dem Geliebten, sagte Baron Wilmar; aber deshalb darf man nicht auch schon eine Dichterin annehmen. Die Dichter des Mittelalters liebten es nicht selten, ihr Lied einer Frau in den Mund zu legen. Besonders

gefällt mir der Eingang, wo die Klagende sagt, daß die Linde nun für sie das ganze Jahr hindurch leer und laublos sei, d. h. daß es für sie keinen Sommer und keine Sommerfreuden gebe.

Eingänge, die auf Sommer oder Winter hinweisen, werden später ständig und so verlieren sie ihren Reiz, meinte Haspinger.

Berta ging weiter:

„Reitest du nun hinnen,
aller mir der liebste Mann?
Du bist in meinen Sinnen
für alle, die ich je gewann.
Kommst du nicht mir schleunig,
so verlier' ich meinen Leib:
den möcht' in all der Welte
Gott nimmer mir vergelten,"
sprach das minnigliche Weib.
„Wohl dir Geselle guter,
daß ich jemals bei dir lag.
Du wohnst mir in dem Muthe
stets, sei Nacht es oder Tag.
Du zierest meine Sinne,
ja, du bist mir dazu hold
(nun merk' wie das ich meine),
als edeles Gesteine,
wo man das legt in das Gold."

Fi donc! rief das Alt-Hoffräulein; wie kann ein ehrbares Mädchen, und zumal eine Dame von Stande, solch ein unzüchtiges Gedicht vortragen! Ich schäme mich, es hier gehört zu haben. Man sollte doch, wenn man an dergleichen Unsittlichkeiten leider Wohlgefallen findet, keuschere Ohren damit verschonen. Käme derartiges nochmals vor, so sähe ich mich genöthigt, den Saal zu verlassen, so leid es mir auch thun sollte.

Um des Himmel willen! Woran, meine Genädige, nehmen Sie bei diesem unschuldigen Liedchen denn eigentlich Anstoß? fragte erstaunt Graf Huno.

Unschuldig nennen Sie es, wenn ein Mädchen sich rühmt,

mit einem Manne ihr Lager getheilt zu haben? fragte Küngold höchst indignirt dagegen.

Das also war es! entgegnete Huno. Nun da beruhigen Sie nur Ihr empörtes sittliches Gefühl. Die Sache ist nicht so schlimm, wie Sie sie aufzufassen belieben. Zusammenkünfte der Liebenden gab es so lange die Welt steht. Im Mittelalter aber war es Sitte, wie wir aus Ulrich von Liechtensteins Frauendienst ersehen, daß bei solchen Zusammenkünften die Liebenden nicht allein waren, daß vielmehr auch andere Frauen und oft in größerer Anzahl Theil daran nahmen. Die Liebenden nahmen dabei auf einem Ruhebette, einem Sopha, eine halb liegende Stellung ein, das ist Alles. Der Ausdruck: sie habe bei ihm gelegen, hatte damals so wenig verfängliches, als wenn wir heut sagen, sie habe neben ihm gesessen. Ich wünsche also, daß Sie Fräulein Berta wegen Ihrer Beleidigung um Verzeihung bitten.

Küngold sagte darauf, sie habe das nicht gewußt; ihr Gefühl sei zart, und wenn die Sache sich so verhalte, so bedaure sie ihre Aeußerung; aber ihr Gefühl sei einmal zart, o zart!

Alle sahen mit unwilligen Blicken das Hoffräulein an; selbst der Hauptmann schüttelte mißbilligend sein Haupt; aber der alte Graf winkte freundlich der bitter gekränkten Berta und bat sie fortzufahren; sie gehorchte.

Ich grüße mit Gesange die Süße,
die ich vermeiden nicht will und nicht mag.
Daß recht ich von Munde sie mochte grüßen,
ach Leides; des ist nun schon mancher Tag.
Wer diese Strophen nun singe vor ihr,
der ich mit Schmerzen entbehre hier,
sei's Weib oder Mann, der grüße sie doch von mir.

Die Lande mir dienen, mir dienen die Reiche,
wenn bei der Minniglichen ich bin;
doch wenn ich von ihrem Anblick weiche,
ist all meine Macht und mein Reichthum dahin.
Kummer der Sehnsucht nur ist mir dann Habe;
so kann ich an Freuden aufsteigen und abe:
ihre Liebe, so hoff' ich, den Wechsel einst bringe zu Grabe.

Seit daß ich sie gar so herzlich minne
und wanklos zu allen Zeiten sie trage
Beides in Herzen und auch im Sinne,
zuweilen fürwahr mit mancher Klage,
was giebt mir darum die Liebe zu Lohne?
Da bietet sie mir es so rechte schone:
eh ich sie ließ', ich ließ' eher die Krone.

Es sündiget wahrlich, wer das nicht glaubt,
ich möchte wohl leben manchen lieben Tag,
ob nimmer Krone mir käm' auf's Haupt;
nicht mich vermessen ohn' sie des ich mag.
Verlöre ich sie, was hätt' ich alsdann?
Da taugt' ich zu Freuden noch Weibe noch Mann,
und wäre mein bester Trost beides in Acht und in Bann.

Dieses Lied, äußerte Berta sich nun, ward bereits zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts dem Kaiser Heinrich VI., dem Sohne Friedrichs I., zugeschrieben, und dieser galt denn auch bis auf die neueste Zeit unbestritten als Verfasser. Zuerst hat Professor Lachmann die Verfasserschaft Heinrichs leise angezweifelt und später hat Professor Haupt, auf gewichtige Gründe gestützt, es geradezu bestritten. Ein Dichter, der wirklich König sei, sagt er, könne der Geliebten gegenüber sich nicht so aussprechen, wie es in diesem Liede der Fall sei. Bildlich aber könne jeder Dichter so sich äußern, und viele hätten es auch wirklich gethan. Auf das Widerspiel der Zartheit des Gedichtes und der Rauheit der Gesinnung Heinrichs legt er nicht einmal ein Gewicht; denn auch ein rauher, gewaltthätiger Mann könne eine Zeit gehabt haben, da er zarte Lieder sang. Auch will er gar nicht bestreiten, daß Heinrich gedichtet habe, nur dieses Lied sei nicht von ihm. Sie mögen damit nun es halten, wie sie selbst es wollen. Sicher ist, daß die Sammler der Lieder schon im dreizehnten Jahrhunderte darauf ausgiengen, ihre Sammlungen mit vornehmen Namen zu schmücken, und so konnten die Ausdrücke des Liedes bei oberflächlicher Auffassung sie wohl bestimmen, dasselbe dem Kaiser Heinrich zuzuschreiben, zumal wenn er als Dichter schon anderweitig bekannt war.

Nun da höre mich doch Einer! sprach jetzt lächelnd Haspinger. Die Frauen haben sonst, wie man behaupten will, mehr Neigung zum Dogma als zur Kritik; Sie jedoch stellen sich in die vorderste Reihe der Kritiker, denn man hört es Ihrer Rede nur zu deutlich an, daß Sie den Kaiser fallen lassen.

Allerdings haben mich die Gründe des Kritikers stutzig gemacht, erwiderte ihm Berta.

Mich ganz und gar nicht, rief da mit Stolz das Hoffräulein. Es ist doch ganz was anderes, wenn ein wirklicher König sagt: Mir dienen die Lande und die Reiche, wenn ich bei der Geliebten bin; bin ich ihr aber fern, so ist es aus mit meiner Macht. Fühlen Sie nicht auch so, lieber Künrich?

Nein, antwortete Künrich; denn wenn ein wirklicher König das sagt, so lügt er. Ein Dichter, der nicht wirklich König ist, darf wohl so sprechen, denn er spricht bildlich, lügt also nicht.

Das bräutliche Fräulein warf ihm einen zornigen Blick zu und setzte zugleich ihren Fächer in Bewegung; Berta aber, da Niemand das Gespräch aufnahm, fuhr fort.

Von nun an haben wir es mit Gedichten genannter Dichter zu thun. Der erste Dichter, der uns entgegen tritt, ist: der von Kürnberg. Die Kürnberger waren Dienstmänner theils der Bernhardinerabtei Wilhering an der Donau, westlich von Linz gelegen, theils der Grafen von Burghausen und Peilstein. Bekannt sind ihrer sechse, nämlich Burkhard um 1139, Markwart um 1140, Kuonrad um 1147, Heinrich um 1150, Gerold um 1155, und Walther um 1161. Ob von diesen einer, und welcher der Dichter war, das wissen wir nicht, da des Dichters Vorname unangegeben ist. Seine Lieder sind meist in der Strophe der Nibelungen gedichtet. Sie sind sämtlich einem Mädchen in den Mund gelegt.

Es hat mir in dem Herzen gar oft schon wehgethan,
daß ich des begehrte, das ich nicht mocht' empfahn
noch jemals mag gewinnen. Das ist schädlich traun:
nicht mein' ich Gold und Silber, nein, unter'n Leuten kann man's schaun.

Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr.
  Als ich so zahm ihn hatte, daß er mir folgsam war,
  und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl bewand:
  da schwang er sich zur Höhe und flog hin in ein ander Land.
Seit sah ich den Falken schöne fliegen.
  Er trug an seinem Fuße seidene Riemen;
  es strahlt' ihm sein Gefieder in goldrothem Schein:
  Gott sende sie zusammen, die gern Geliebten wollen sein!

Das Lied bedarf keiner Erläuterung weiter, sagte Berta; denn daß unter dem Falken und dem, das den Leuten gleichet, der ihr entwichene Geliebte gemeint sei, leuchtet sogleich ein. Somit kann ich ein zweites Lied vortragen.

Ich stund mir spät noch gestern an einer Zinne,
  da hört' ich einen Ritter gar schöne singen
  in Kürnberges Weise wohl aus der Leute Schaar:
  er muß das Land mir räumen oder dienen mir fürwahr!
„Nun bring' doch her mir schleunigst mein Roß, mein Streitgewand,
  denn ich muß einer Frauen räumen das Land.
  Sie will mich dazu zwingen, daß ich ihr hold sei:
  sie muß der meinen Liebe, traun, wohl immer gehen frei!"
Weib so wie Federspiel die werden leichte zahm;
  wenn man sie recht nur locket, so suchen sie den Mann.
  So warb ein kluger Ritter um eine Jungfrau gut:
  wenn daran ich gedenke, so steht wohl hoch mir der Muth.

Lieder wie dieses nannte man später Wechsel, weil zwei Wechselrede führen, gab Berta zur Erläuterung, und wir können dieses Wort wohl unbedenklich zur Bezeichnung auch früherer Gedichte dieser Art annehmen, denke ich. Wir ersehen aus diesem Liede übrigens, daß die in dem ersten beklagte Abwendung des Ritters von der Jungfrau keine ernstlich gemeinte war; er wollte durch seine scheinbare Abwendung nur ihre Liebe wecken. Das dritte Lied, gleichfalls ein Wechsel, lautet:

Leid machet Sorge, viel Liebe Wonne.
  Eines höfschen Ritters gewann ich Kunde:

daß mir den benahmen die Merker und ihr Neid,
des mochte mir mein Herze nie froh werden seit.
„Dort das Siebengestirne, sieh, das birget sich.
So thu, schöne Jungfrau! Wenn du siehest mich,
so laß du deine Blicke gehn an einen andern Mann,
so mag es Niemand merken, wie's unter uns ist gethan."

Hier begegnen wir zum ersten Male den Merkern, d. h. den Aufpassern bei Liebesverhältnissen, einer von den Minnesängern begreiflicher Weise vielbescholtenen Menschenklasse. Sie hinderten oder erschwerten zum wenigsten die Zusammenkünfte der Gelieben, oder wie es hier heißt, sie benahmen ihr den Geliebten, und so wird ihnen Haß und Neid zugeschrieben, der freilich, von anderer Seite betrachtet, nur Eifer war, sagte Berta erläuternd, bevor sie fortfuhr:

Sie werden es billigen, wenn ich dem Kürnbèrg zunächst einen Landsmann, den Dietmar von Aist oder Agist, folgen lasse. Agist heißt ein Fluß in Oberösterreich ob der Ems und die Stammburg der Aister lag zwischen Ried und Wartberg. Der Dichter Dietmar erscheint urkundlich zwischen 1143 bis 1171. Er war ein Sohn Godefrids von Aist, der im Stiftungsbriefe des Klosters Gleink 1126 als Zeuge vorkommt. Das ist Alles, was wir von dem Dichter wissen.

Ein Mägdlein stund alleine,
sie blickte über die Heide,
sie harrte ihres Lieben:
da sah sie Falken fliegen.
„So wohl dir, Falke, daß du bist!
Du fleugst, wohin dir lieb ist,
du erkiesest dir im Walde
einen Baum, der dir gefalle.
Also hab' auch ich gethan,
ich erkor mir einen Mann,
den wählten meine Augen:
Das neiden schöne Frauen: —
Ach! ließen sie mir doch mein Lieb:
keine ich noch von dem Geliebten schied!"

Schön und naiv, sagte der alte Graf; hier ist noch keine Spur von dem oft gespreizten Wesen des späteren Minnegesanges. Aber das Liedchen hat mir auch in seiner Einfalt und Wärme immer gefallen.

Nicht minder schön ist das folgende, antwortete Berta. Hören Sie nur:

So weh dir, Sommerwonne,
daß Vogelsang ist zerronnen!
So ist auch hin der Linde Laub.
Jahrlang schon mir trüben auch
sich die hellen Augen.
Lieb, du sollst nicht schauen
hin nach andern Weibern:
ja, Held, die sollst du meiden!
Da du zum ersten sahest mich,
da dünkt' ich doch in Wahrheit dich
so recht liebenswerth: daran
mahn ich dich, du lieber Mann.

Ich weiß nicht, wie Sie das unbedeutende Liedchen loben mögen, ließ sich in wegwerfendem Tone das Alt-Hoffräulein vernehmen. Ich finde darin nichts Standesgemäßes, nichts Hohes, nichts Sublimes; keine Spur von dem Dufte eines adelichen Gefühles. Es ist ganz gemein, bürgerlich und sicherlich mit Unrecht dem Ritter von Aist zugeschrieben.

Ihr Urtheil, meine Genädigste, sagte Haspinger, wollen wir gerne gelten lassen, aber mit der billigen Einschränkung auf Sie selbst.

Wir sind mit Ihrem Urtheile völlig einverstanden, werther Herr, sprach da Irmgard. Leider, fügte sie spöttisch lächelnd hinzu, sind wir so unglücklich geartet, daß wir nicht so vollkommen adeliche Gefühle zu hegen vermögen, wie die gute Küngold; aber was können wir Armen dafür?

Das Hoffräulein stieß ihren Verlobten mit dem Ellenbogen in die linke Seite, daß er ihr doch beispringe; der Hauptmann

aber ließ nur dumpfe, unverständliche Töne vernehmen. Er hatte offenbar keine Lust, in diesem Streite einen Speer zu brechen, und auch die grimmigsten Blicke und immer heftiger werdenden Rippenstöße seiner Braut vermochten ihn nicht aus seiner Ruhe zu bringen; sie bewirkten bloß, daß er seinen Stuhl weiter von ihr abrückte. — Berta fuhr fort:

Schläfest du, mein Friedel?
man wecket leider ach uns schiere (schnell);
ein Vögelein so wohlgethan
dort in der Linde hub zu singen an.
„Ich war gar sanft entschlafen:
nun rufest du, Kind: Wafen, Wafen!
Lieb ohne Leid mag nimmer sein.
Was du gebeutst, das leist' ich, Freundin mein."
Die Maid begann zu weinen.
Du reitest hin und läßst mich eine.
Wenn doch willst du wieder her?
O weh! du führest meine Freude dar (dahin).

Berta schwieg; Küngold aber ward unruhig in ihrem Stuhle. Man sah es ihr an, gern hätte sie ihren horreur wiederum ausgesprochen; aber sie gedachte noch an ihre Niederlage, und da der Hauptmann niemals ihr den Rücken, nicht einmal den Rückzug deckte, so beschloß sie nur zu seufzen. Aber, das nahm sie sich fest vor, büßen sollte er ihr für solche Nichtachtung und Widersetzlichkeit.

Es giebt doch sonderbare Wörter in der alten Sprache, sagte endlich Irmgard. Frieder oder Friedel ist jetzt Eigenname, eine Verkürzung von Friedrich. Hier aber kann es nicht Eigenname sein: was bedeutet das Wort eigentlich?

Nicht mehr und nicht minder als Liebender, antwortete ihr Haspinger. Sie kennen doch das Wort Freien, auf die Freit gehn? Um eine freien heißt jetzt: um eine werben; aber die eigentliche Bedeutung von frijôn, freien, ist: lieben. Von diesem frijôn stammt nun das Wort frî, Weib, — ist doch des Weibes Grund-

zug die Liebe, — ferner Freund, d. i. frijond, der liebende, und der Name der Götterkönigin Frigga, wie das Wort Friede.

Ich bin Ihnen dankbar für die Mittheilung dieser schönen Verwandtschaft, sagte Irmgard freundlich; aber wir wollen Berta nicht zu lange aufhalten.

Es giebt zwar noch eine Anzahl Gedichte, die den Namen Dietmars tragen, aber sie sind jünger in den Wortformen und reiner im Reime, dürften daher wohl einer etwas späteren Zeit und einem andern, vielleicht gleichnamigen Dichter zugehören. Ich übergehe sie und wende mich zu den Sprüchen und Liedern eines Fahrenden, Spervogels. Von seinem Leben und Schicksalen ist uns, da er ein Fahrender, ein Mann aus dem Volke war, begreiflich keine Kunde überliefert worden. Wissen wir doch auch von den meisten Dichtern edler Abkunft, wenn sie nicht zufällig als Zeugen in Urkunden auftreten, nichts als den Namen, der oft nicht einmal hinreicht, ihre Heimat sicher zu bestimmen, da der gleiche Name nicht selten gleichzeitig in Oesterreich und am Rheine, in Baiern und in der Schweiz, in Thüringen und in Schwaben vorkommt. Da müssen denn mundartliche Eigenthümlichkeiten und andere Hindeutungen in ihren Gedichten die Heimat bestimmen helfen; wo jedoch diese mangeln, bleibt sie unbestimmbar. Man ersieht daraus, daß auch in der Dichtkunst Blüthezeit die Dichter als Dichter nur wenig galten; selten nennt sogar ein Dichter einen andern. Wie anders war das in Griechenland und Rom; aber in Deutschland stund bei aller Höhe der Dichtkunst des Volkes Bildung auf tiefster Stufe. — So wissen wir denn auch von unserm Spervogel nichts mit Sicherheit als eben, daß er ein Fahrender war, wie das schon die Art seiner Gedichte bekundet. Von Minne und Frauendienst ist bei ihm keine Spur; aber an Mannigfaltigkeit der besungenen Gegenstände und an Reichthum der Gedanken überragt er alle ritterlichen Dichter seiner Zeit und, was seinen Werth noch höher hebt, er ist, wie aus dem Volke hervorgegangen, auch durch und durch volksthümlich. Ich gebe zuerst seine Lieder, dann die schönsten und kernigsten seiner Sprüche.

Er ist gewaltig und auch stark,
der zur Weihnacht geboren ward:
das ist der heilige Christ.
Ihn lobet Alles was da ist,
der Teufel nur verneinet:
um seinen großen Uebermuth
ward ihm auch der Höllenpfuhl zu Theile.

In der Hölle ist böse Statt:
wer da Heimath inne hat,
die Sonne scheint ihm nimmer licht,
der Mond auch leuchtet dort ihm nicht,
noch die lichten Sterne:
ihn ärgert Alles was er sieht:
ja wahrlich! in dem Himmel wär' er gerne.

Im Himmelreich ein Haus steht,
ein güldner Weg hinein geht;
die Säulen sind von Marmor blank,
die zieret unsers Herren Hand
mit edelem Gesteine:
Niemand da hineinkommt,
er sei denn ganz von allen Sünden reine.

Wer gerne zu der Kirchen geht
und ohne Haß darinne steht,
der mag wohl fröhlich leben;
dem wird zuletzt gegeben
der Engel Gemeine.
Wohl ihm, daß er jemals ward!
im Himmel ist das Leben also reine.

Ich hab' gedienet lange
leider einem Manne,
der in der Hölle Wohnung hat;
der prüfet meine Missethat;
sein Lohn der ist böse:
Hilf mir, heiliger Geist,
daß ich mich noch von seinen Banden löse!

In der That, sagte Irmgard, das ist volksthümlich, und das Haus im Himmel mit den blanken Marmorsäulen und dem

goldenen Wege, der dazu führt, klingt fast wie eine letzte Erinnerung an Walhalla oder ein anderes der Götterhäuser, von denen wir bereits Kunde erhalten haben. Bitte, liebe Berta, fahre fort!

Berta las weiter:

Christ sich hin der Marter gab,
er ließ sich legen in ein Grab,
das that er durch die Gottheit:
damit löst' er die Christenheit
von der heißen Hölle.
Er thut es aber nimmermehr,
daran gedenke fleißig wer da wolle.
An dem österlichen Tage
da hub sich Christ aus dem Grabe;
der König aller Kaiser,
der Vater aller Waisen
sein Geschöpf erlöste:
in die Hölle strahlte ein Licht:
er wollte seine Kinder alle trösten.
Kräuter des Waldes
und Erze des Goldes
und der tiefe Abgrund,
die sind, Herr, dir alle kund,
sie stehn in deinen Händen:
alles himmlische Heer
dich möchte nicht volloben bis zum Ende.

Also auf ein Weihnachtslied ein Osterlied, sagte Leodegar, doch etwas spruchartig gehalten, wie es einmal die Weise dieses Dichters ist.

Sage mir doch einer der Herren, woher die Benennung Ostern stammt, unterbrach ihn Irmgard; Pfingsten, weiß ich, kommt aus dem Griechischen und Weihnacht versteht sich von selbst.

Vielleicht, entgegnete ihr Haspinger, und vielleicht auch nicht, wie man es nimmt. Die Nacht, in welcher Christus geboren ward, kann allerdings die „heilige Nacht“ genannt werden; aber da Ostern Ôstarûn, der Genitivus von Ôstarâ ist, wozu tag zu verstehn sein wird, der Tag der Ôstarâ jedoch der Festtag einer deutschen Göttin

war, so könnte vielleicht auch Weihnacht ursprünglich etwas ganz anderes als die Geburt Christi bezeichnet haben. Noch bei den Angelsachsen hieß die Weihnacht mêdra niht, d. h. die Nacht der Mütter.

Die sind doch nicht die „Mütter" im zweiten Theile des Goethe'schen Faustes, zu welchen er hinabsteigt, um den Dreifuß zu holen? fragte Irmgard.

Nein, diese sind nicht gemeint, erwiderte Haspinger. Von diesen Müttern Goethe's haben die Angelsachsen ebenso wenig gewußt, als Goethe von den angelsächsischen Müttern.

Aber Sie spannen meine Wißbegier auch ungebührlich lange, sagte da Irmgard; machen Sie endlich einmal und kommen Sie zur Sache!

Jeder Glaube hat seine Wunder, fuhr Haspinger unerbittlich fort; und je steifer er an den seinen hält, desto minder ist er geneigt, die Wunder eines andern Glaubens gelten zu lassen. Oder lassen Sie es als ein Wunder gelten, was die Hellenen behaupteten, daß Athene mit Helm und Speer aus dem Haupte des Zeus hervorgesprungen, und daß Dionysos aus seinem Schenkel hervorgegangen sei? Sie nennen das eine Fabel, oder nicht? Aber mit gleichem Rechte, wie sie behaupten, erklären die Juden und Mahomedaner die Gottheit Christi und die Jungfräulichkeit der Maria für eine Fabel. Streiten Sie, wie Sie wollen; Jehovah ist der eine und einzige Gott, sagen die Juden, und: Nur Allah ist Gott und Mahomed ist sein Prophet, rufen die Araber. Und was wollen Sie gegen die alten Skandinavier einwenden, die da behaupteten, ihr Gott Heimdall sei der Sohn neun jungfräulicher Mütter, und er sei von ihnen in jener Nacht geboren worden, die deshalb „der Mütter Nacht" heiße, und die man im ganzen Norden als die geweihte Nacht feierlichst begieng?

Jetzt verstehe ich Sie, sagte lächelnd Irmgard; Sie wollen nur sagen, man habe das Fest der Geburt Christi auf den Tag eines heidnischen Festes verlegt. Nun das mag sein; aber wie steht es nun mit Ostern?

Die Ôstarâ, bei den Angelsachsen Eástre, war eine Frühlingsgöttin der alten Deutschen, antwortete Haspinger, deren Fest

bis heute noch in dem Namen wenigstens sich erhalten hat. Erst im Jahr 1859 hat Zappert in Wien ein altes Lied entdeckt und herausgegeben, in welchem steht:

Ôstarâ stellit chinde honac, egir suoziu.

was heißt: Ostarâ stellt dem Kinde Honig und süße Eier auf. Schon der Stabreim Ôstarâ: egir, beweist das Alterthum des Liedes. Ich will aber abbrechen, sonst könnte ich Ihnen noch sagen, daß die Skandinavier keine mütterliche Göttin Ostarâ, wohl aber einen Zwerg Austri kannten, der im Osten das Himmelsgewölbe stützt; und von Austri könnte ich auf den römischen Auster, den Südwind, der ja den Frühling bringt, gelangen, und auf die alten Ausones, d. h. die Süditaler, ja sogar auf die Aurora, welches für Ausora stehn könnte, wie Papirius für Papisius. Aurora würde zu Ostarâ genau sich verhalten, wie das lateinische soror (für sosor, svasor) zum deutschen swester. Aber genug; ich bitte Fräulein Berta fortzufahren.

Das war wieder einmal eine gelehrte Abhandlung, sagte schalkhaft Berta; wie hausbacken werden daneben die Sprüche des ehrlichen Spervogels sich ausnehmen. Doch hören Sie nur:

Wer in fremden Landen reiche Tugend hat,
der sollte nimmer kommen heim, das wär' mein Rath,
er habe denn da denselben Muth.
Es ward nie Mannes Lob so gut,
so das von seinem Hause fährt,
da man ihn wohl erkennet;
was hilft es, daß man trägen Esel
mit schnellem Rosse rennet?

Es ziemt dem Helden, daß er froh nach Leide sei.
Kein Unglück jemals ward so groß, es ist dabei
ein Glück: des mag man sich versehn:
nach Schaden kann dir Heil geschehn.
Verlort ihr ein vergänglich Gut,
ihr Helden, laßt es fahren;
deswegen doch verzaget nicht:
nein, Kraft wollt offenbaren.

Was hilft's dem Rosse, daß es bei dem Futter steht,
und auch dem Wolfe, daß er bei den Schaafen geht,
wenn zuzulangen man verwehrt?
Nicht beßer wahrlich jener fährt,
Der käuflich findet was er will,
doch nicht es mag vergelten:
ein Licht in fremdes Mannes Hand
erfreut den Blinden selten.

Wer einen Freund will suchen, wo ihm keiner steht,
nach Wild im Walde spüren, wenn der Schnee zergeht,
und unbeschauet kaufet viel,
und wettet auf verlornes Spiel,
und dienet einem kargen Mann,
daß ohne Lohn er bleibet:
dem wird am Ende Reue kund,
ob er's die Länge treibet.

Wer lange dient, da man sich nicht auf Dienst versteht,
zu wessen Schloß ein Nebenschlüßel treulos geht,
wer falschen Nachbar auch gewann:
mit Bittre nährt sich solcher Mann.
Ob er sich so betragen will,
daß arm er nicht verdirbet,
von Gottes Hülf' es kommen muß;
Mit Schmerzen nur er wirbet.

Es überdringt das Glück die Kunst. Es geht der Muth
oft nach des Reichen Zagheit schlecht bekleidet. Gut
der Thor nur vor der Ehre spart.
Die Zucht erheischet grauen Bart.
Die Treue macht beliebt den Mann
und weise schöne Frage.
Gefallen meistert wohl den Kauf:
der Schade trennt die Mage.

Traun! man soll einen Biedermann wohl dreißig Jahr
darauf behalten (was ich sage, das ist wahr),

ob man dem Herren widersag',
daß er ihm holdes Herze trag';
denn wem das Gut zu Herzen geht,
der gewinnet nimmer Ehre.
Durch meinen Nutzen red' ich's nicht,
nur daß ich's alle lehre.

So weh dir, Armuth! Du benimmst sogar dem Mann
Verstand und Sinn und rechten Muth, daß nichts er kann.
Die Freunde sein entrathen leicht,
wenn seiner Hand das Gut entweicht:
Sie kehren ihm den Rücken zu,
umsonst ist seine Frage:
so lang' er in der Fülle lebt,
so hat er holde Mage.

So wohl dir, Wirth, wie wohl du doch dem Hause ziemst!
an deines Wortes Geltung nimmer ab du nimmst.
Wie sorglos auch einher man geht,
der Wirth dem Hause wohl doch steht.
Der Wirth, der kann des Hauses Recht
wohl meßen nach der Schnüre:
was sollt' ein weiseloses Heer,
das ohne Meister führe?

Man soll den Mantel kehren wie das Wetter geht.
Ein wackrer Mann, der nimmt sein Ding wie's immer steht:
er ist im Leide nicht verzagt,
die Lust ihm nicht zu sehr behagt.
's ist heute mein und morgen dein:
so theilet man die Hube.
Gar oft er selber fällt hinein,
Der andern gräbt die Grube.

Nur eine Frage, sagte schüchtern Frau von Teufenstein; was soll heißen: Der Wirth kann des Hauses Recht nach der Schnüre messen?

Er kann bestimmen, antwortete ihr der alte Graf, wie er es in seinem Hause gehalten haben will.

Berta las weiter:

Daß stets ich Unglück habe, seht, das thut mir weh.
So mußt' ich ungetrunken gehn von einem See,
daraus ein kühler Brunnen floß;
gewaltig er sich hin ergoß.
Da büßte mancher seinen Durst
und ward da wohl ergetzet:
wie oft ich meinen Napf hin bot,
er ward mir nie genetzet.

Und trägt nicht gute Kleider an ein reines Weib,
so kleidet ihre Tugend doch den keuschen Leib,
daß sie mit reichstem Schmucke geht,
so wie die lichte Sonne steht
in vollem Glanz am hellen Tag
lauter und auch reine:
wie viel die Falsche Kleider trägt,
ihr' Ehr' ist immer kleine.

Wer seinen guten Freund sich wohl erhalten will,
den soll er vor den Leuten strafen nicht zu viel,
bei Seite führ' er ihn hindann,
dort seine Rüge heb' er an,
so höret es der Fremde nicht,
da zürn' er ihm viel sehre;
er halt' ihn vor den Leuten wohl,
des hat er immer Ehre.

Wer gute Witze hat, der ist gar wohl gebor'n.
Was man dem Bösen vorspricht, das ist ganz verlor'n;
und giebt man ihm den besten Rath,
wie selten er's für gut empfaht.
Er woll' denn allen seinen Sinn
an ganze Tugend kehren,
so mag man einen wilden Bär'n
noch leichter harfen lehren.

Man sagt zu Hofe Mähre,
wie getrennt nun wäre

Kerling und Gebehart.
Sie lügen, so mir mein Bart!
Zween Brüder, — wohl! — sie zürnen
und unterzäunen wohl den Hof,
die Stiegel aber nimmer sie verdürnen.

Ich will gleich, um Fragen zuvor zu kommen, das zum Verständniß dieses Spruches Nöthige mittheilen. Kerling ist eigentlich der Sohn des Kerl, des freien Bauers. Hier aber in Verbindung mit Gebehart, hier der „Hart gebende,“ der Geizige, steht es für Gereling, den Habgierigen. Unterzäunen, durch einen Zaun den Hof in zwei Hälften scheiden. Stiegel, die Treppe, um den Zaun zu übersteigen, wie in den Wildhägen. Verdürnen, durch Dornen ungangbar machen. Nun weiter:

Ich sag' Euch, lieben Söhne mein,
Euch wächst weder Korn noch Wein;
ich kann Euch nirgends zeigen
das Lehen noch das Eigen.
Nun gnad' Euch Gott der Gute,
und geb' Euch Glück und alles Heil:
noch immer lebt von Dänemarke Frute.

Aus diesem Spruche lernen wir, daß Spervogel Söhne hatte, denen er jedoch, weil er arm war, weder Lehen noch Eigengut hinterlassen konnte. Er tröstet sie daher mit der Milde der Größen, als deren Vorbild in dieser Hinsicht der Dänenkönig Frute galt.

Der König Frôdi hat eine reiche und schöne Sage, nahm der Graf Huno das Wort. Ich finde wohl später Gelegenheit, Sie damit bekannt zu machen. Heute, da der Abend schon vorgerückt ist, enthalte ich mich dessen.

Berta also fuhr fort:

Mich plagt das Alter sehre,
das auch Herigere
alle seine Kraft benahm.
Es soll der jugendliche Mann

bedenken sich in Zeiten,
wenn er zu Hofe werde leid,
daß er zu seinem Hause könne reiten.

Der hier genannte Heriger ist ohne Zweifel ein Held, der einst seine eigene Sage hatte, die jedoch verklungen ist. Wenn Professor Simrock in Heriger den Vornamen Spervogels sehen will, so übersieht er dabei nur Grammatik und Logik. Im Beowulf kommt ein Heorogâr als Bruder Hrôdhgârs vor, aber wir erfahren von ihm nichts. Daß unser Dichter als Fahrender mit der Heldensage vertraut war, würde sich von selbst verstehn, auch wenn er nicht Beweise davon gegeben hätte. Doch weiter:

Wie der Reiche sich pflegt,
wenn dem Armen sich bewegt
durch das Land der Stegereif!
Daß ich ohne Unterschweif,
als den Bart entspringen
ich fühlte, nicht zum Pfluge griff,
des muß ich nun mit Mühsalen ringen.

Weist du, wie der Igel sprach?
„Gut ist eigenes Gemach."
Haus dir baue, Kerling,
darin schaffe wohl dein Ding!
Die Herren sind erkarget:
wer daheime nichts besitzt,
wie mancher guten Dinge der darbet!

Wie der Regen sprühe,
der Gast hinaus muß frühe;
der Wirth hat trocken seinen Fuß
oft, wenn der Gast muß
die Herberge räumen.
Wer im Alter Wirth will sein,
der soll sich in der Jugendzeit nicht säumen.

„So viel vertragen mag ein Mann
(Kerling sagen es begann),

daß die Leute spotten sein."
Wohlbehalten wird er sein,
ist er widersäße.
Zween Hunde stritten um ein Bein,
da trug zuletzt von dannen es der Räße (Bissige).

Zween Hunde stritten um ein Bein.
Der Zage stund und knurrt', allein
was half ihm all sein Knurren?
Vergebens war sein Murren,
der andre Hund, der trug es
von dem Tische hin zur Thür:
er stund vor seinen Augen dort und nug es. [1]

Einen Wolf die Sünde trieb
in ein Kloster, wo er blieb,
daß er geistlich möchte leben;
man hieß der Schaaf' ihn pflegen.
Seit ward er unstäte:
er biß todt so Schaaf wie Schwein
und sagte, daß des Pfaffen Hund es thäte.

Ein Wolf und ein kluger Mann
huben Schach zu spielen an;
sie spielten Beid' um großes Gut.
Der Wolf begann doch seinen Muth
nach seinem Vater wenden;
denn als ein Widder kam daher,
da gab er beide Thürm' um einen Fenden. [2]

Mich dauert Frut von über-Meer [3]
und von Hausen Walther,
Heinrich von Gibichenstein,
von Staufen minder auch nicht ein.
Gott gnade Werinharte,
der auf Steinberg einst saß
und nimmer, wo Frau Ehr' es wollte, sparte.

[1] Benagte es. [2] Fende, Fußsöldner, Bauer im Schachspiel. [3] Der obgenannte Frut von Dänemark.

Wer soll nun auf Steinberg
würken Werinhartes Werk?
Hei, wie er lieh und auch gab!
Daß er den Biedermann wies ab,
des wollt' er nie beginnen.
So war sein Wille. Kam's dazu,
sie schieden von einander wohl in Minne.

Als der gute Werinhart
auf die Welt geboren ward,
da begann er theilen all sein Gut,
da gewann er Rüdigeres Muth:
der saß zu Bechelare
und schirmte manchen Tag die Mark:
der Milde heißt er schon seit manchem Jahre.

Von Steinberg man die Tugend nennt,
daß es als Erben anerkennt
nur den, des Ehre nie erliegt.
In diesem Kampf es hat gesiegt.
Nun hat es einen Erben:
von Oetingen den werthen Stamm:
der wird ihm seinen Namen nicht verderben.

Ich muß schon gestehn, daß ich die geschlechtskundlichen Kenntnisse, welche zur Erklärung dieser Spruchreihe auf Steinberg nöthig sind, nicht besitze, sagte Berta; vielleicht aber, da wir es mit lauter entschieden guten Geschlechtern hier zu thun haben, wird Fräulein von Herblingen die Güte haben, den reichen Schatz ihrer genealogischen Kenntnisse zu erschließen und meiner, Gott seis geklagt, großen Unkenntniß in dieser Sache beizuspringen.

Alle schwiegen und harrten, aber das Alt-Hoffräulein erklärte, daß sie ihre reichen Aufzeichnungen leider nicht zur Hand habe; ohne dieselben jedoch wage sie in so wichtiger Angelegenheit ihre Meinung nicht zu äußern. Da sagte der alte Graf von Hünenberg:

Ich bin zwar kein großer Genealoge; einiges aber hoffe ich doch zur Erläuterung angeben zu können. Gehn wir Zeile für Zeile

das Lobgedicht, das dem Herrendienste angehört, durch, und dazu bitte ich um Ihr Buch. Er hatte bereits in Voraussicht dessen, was da kommen würde, sich mit den Gegenständen bekannt gemacht, und als er das Buch von Berta jetzt erhielt, begann er: Der erste, der genannt wird, ist Walther von Hausen. Ich denke, Rhein-Hausen in der Gegend von Mannheim wird gemeint sein. Da giebt es nun einen Walther, den Vater Friedrichs, des Dichters, der noch 1173 eine Urkunde Kaiser Friedrichs I. bezeugte. Wir erhalten somit auch eine Jahrzahl zur Bestimmung des Alters des Lobspruches. Was den zweiten betrifft, Heinrich von Gibichenstein, so muß ich bekennen, daß ich über ihn nichts zu sagen weiß. Unter den alten Magdeburgischen Burggrafen von Gibichenstein kommt, so viel ich weiß, kein Heinrich vor. Aber liegt die Reichsburg Gibichenstein bei Halle an der Saale nicht in zu großer Entfernung für unsern Dichter, der ohne Zweifel dem Süden, vielleicht der Schweiz angehört? Sollte es nicht auch in Süddeutschland ein Gibichenstein gegeben haben? Der dritte, Einer, nämlich ein Heinrich von Staufen, ist nachweisbar. Es wird Heinrich Graf von Steveningen oder Rietenburg gemeint sein, der sich auch von Staufen bei Landsberg nannte und von 1130 bis 1172 als Vogt des Klosters Wessobrunn urkundlich vorkommt. Der vierte, dem das Lob eigentlich gilt, ist Werinhart von Steinberg oder Steinsberg, gewöhnlich Gräfen-Steinberg genannt, bei Gunzenhausen. Er bezeugt eine Urkunde Kaiser Lothars vom Jahr 1128. Der fünfte, Rüdiger von Bechlare, ist aus den Nibelungen bekannt. Zuletzt wird der Oetinge Stamm gelobt. Die Oettinger besaßen wirklich seit Werinharts Tode, etwa seit 1175 bis 1766, die Steinbergischen Güter. Das ist es, was ich allenfalls mittheilen kann.

Danke, verehrtester Herr Graf, danke zum Schönsten, sagte Berta, sich freundlich verneigend. Ich wußte ja, daß man bei Ihnen nie vergebens anklopft. Aber ich bin nun mit meiner heutigen Aufgabe zu Ende; denn die folgenden Sänger, obwohl sie in ihren Formen noch einfach sind, haben wenig Volksthümliches und gehören mithin dem Kunstgesange an. So lade ich Sie denn

sämmtlich ein, mir gefälligst an den Theetisch dort zu folgen, nachdem Sie mich werden, wie sich das von selbst versteht, für meine Geschäftsführung gebührend belobt haben.

Das geforderte Lob ward ihr dargebracht, Graf Huno aber geleitete sie zum Theetische, die Andern folgten.

Den Gegenstand des Gespräches bildete ein kurzer Rückblick auf sämmtliche Dichtungen des ersten Zeitraumes, mit welchem man an diesem Abende fertig geworden war. Man kam zu dem Endurtheile, daß, wenn das Christenthum das Volk nicht genöthigt hätte, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen und eine ganz neue Bahn einzuschlagen, die Dichtung ohne Zweifel sich volksgemäßer und schöner würde entfaltet haben, als es unter dem neuen Verhältnisse möglich war.

Man war im eifrigsten Gespräche und sprach auch den Tassen fleißig zu, als ein Diener dem Hauptmanne Künrich von Stoffeln einen großen Brief mit großem fürstlichem Siegel brachte. Er war vor kurzer Zeit angekommen, da der alte Herr Graf die Gewohnheit hatte, die für Forsteck bestimmten Briefe jeden Abend auf der nächsten Postablage abholen zu lassen. Der Hauptmann erbrach ihn sogleich, nachdem er um Erlaubniß gebeten, und las lange still für sich, bald zustimmend mit dem Haupte nickend, bald ein dumpfes Hum, hum! so, so! vernehmen lassend. Als er mit dem Lesen fertig war, sah er sich rings im Kreise um, gleich als bedürfe er gutes Rathes und wage doch nicht, Jemand darum anzugehn. Als der alte Graf dieß merkte, sagte er freundlich zu dem Unschlüssigen: Nun, lieber Herr Hauptmann, haben Sie da eine erfreuliche Botschaft erhalten? Sind Sie etwa gar zum Major befördert worden? Ich sehe, es ist ein herzogliches Cabinetschreiben, was Sie da halten.

Von Seiner Durchlaucht allerhöchst eigenhändig geschrieben, antwortete der Hauptmann; aber ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

Ist es nichts Geheimes, so geben Sie das Schreiben einmal mir her; vielleicht daß wir einen guten Rath für Sie finden, wenn wir nur erst wissen, warum sich's handelt, da Sie eines solchen zu bedürfen scheinen. So sagte der alte Graf und streckte seine Hand nach dem Schreiben aus.

Etwas Geheimes ist es nicht, antwortete Künrich; vielmehr ist sein Inhalt, zum Theil wenigstens, bereits heute dem Officiercorps ohne Zweifel bei der Wachtparade mitgetheilt worden, und der andere Theil kann auch kein Geheimniß bleiben, so oder so.

Nun so werden wir des Schreibens Inhalt wohl auch erfahren dürfen, sagte Baron Wilmar; geben Sie denn das herzogliche Handschreiben in Gottes Namen her.

Der Hauptmann reichte dasselbe dem alten Grafen, und dieser las nun laut, wie folgt:

Wir Eitelfritz VII., Herzog von Kratzingen, gefürsteter Graf von Dünkelsberg-Hablützel-Handimsack; Dynast von Rauchstetten und Dampfheim u. s. w., an den gewesenen Hauptmann unserer Garde, Künrich von Stoffeln.

Mein lieber gewesener Hauptmann von Stoffeln!

Zu Meinem größten Bedauern habe Ich dieser Tage von Ihrer Liebden, Meiner Tante, Durchlaucht, vernehmen müssen, daß Sie sich aus dem Stande ritterlicher Freiheit in den Stand ehemännischer Dienstbarkeit, d. h. der sogenannten heiligen Ehe, zu begeben gedenken. Plagt Sie denn der Teufel, he? Sie haben doch einige vierzig Jahre auf dem Rücken, und sollten Verstand haben! Nun, meinetwegen, das schreiende Kind mag seinen Zulp oder Nutscher haben. Da es Mir nun aber durchaus nicht conveniret, in Meinem Kriegsheere, das immer schlagfertig sein soll, Officiere zu haben, die von einer Schürze abhängig sind, da auch Ich, der Kriegsherr, ledig bin und, so Gott will, bleibe: so entlasse Ich Sie hiemit in Gnaden aus Meinen Kriegsdiensten, denn Ich will die zu erwartende junge Brut möglicher Weise nicht des Vaters berauben, und zwar mit um so größerem Rechte, als Sie es unterlassen haben, um Meine Bewilligung zu der von Ihnen intendirten Ehe, die Sie freilich nun und nimmer erhalten hätten, einzukommen. Ich kann einmal die verheiratheten Officiere nicht leiden, damit basta.

Da Sie aber, wie Ich wohl weiß, eine gute ehrliche Haut sind, wenn Sie auch nicht das Pulver erfinden würden, wenn es zum Glück nicht schon erfunden wäre, und sich deshalb auch Meiner ganz besonderen Gunst und Gewogenheit immer erfreuten

— denn die schnippischen Alles=besser=wissen=woller kann ich einmal nicht leiden, basta: so will Ich Ihnen denn auch diese Meine Gunst und Gewogenheit keineswegs entziehen, sondern vielmehr Sie mit einem anderen Dienste um Meine unmittelbare allerhöchste Person in Gnaden betrauen, im Fall nämlich, wie Ich erwarte, Sie Ihre pflichtschuldigste Geneigtheit, diesen Dienst anzunehmen, bis Morgen Abend geziemend Mir zu erkennen geben. Seine Majestät, der Großtürk und Padischah, hat, wie mir Mein Oberhofprediger und Gewissensrath sagte, einen Wischi=Waschi oder Bambutschi=Baschi, oder wie der Kerl sonst heißt, d. i. einen geheimen Oberpfeifenstopfer und Tabakanzünder. „Nun, was der Großtürke haben kann, das kann Ich, ein christkatholischer Fürst und allemal von besserem Adel als Er, auch haben," sagte Ich zu Meinem Oberhofprediger Zwiebelschelf. So habe Ich denn in Gnaden beschlossen, besagte neue Hofcharge und neuen Leibdienst bei Meiner allerhöchsten Person zu creiren, und da Ich Sie zu dieser Stelle für ganz besonders geeignet halte, habe Ich Sie zu Meinem geheimen Leibpfeifenstopfer u. s. w. in Gnaden ernannt. Punktum.

Da Ich aber auch weiß, daß Sie sich aus besonderer löblicher Inclination nicht ganz unbedeutende Meriten um das Uniform= und Kleidungswesen (worauf Ich aber nicht eben viel halte) erworben haben: so geruhe Ich, Sie zugleich zu Meinem Leibzopfbewahrer zu ernennen, und das um so füglicher, als das Pfeifenstopfen und Tabakanzünden Ihnen hinlänglich Zeit übrig lassen dürfte, auch besagtes zweites Amt zu Meiner Zufriedenheit pflichtschuldigst getreu zu verwalten. Müßiggänger kann Ich nicht leiden, und Ich vereinige beide Hofämter um so füglicher, als Mir Meine verdammten Landstände immer mit ihrem unehrerbietigen „Sparsamkeit! Sparsamkeit!" (Ich bin kein Verschwender) in den Ohren liegen. Sie erhalten freie Wohnung im Schloß nebst Nahrung und Kleidung wie alle Meine Leibdiener. Ihre zukünftige Frau mögen Sie, wo Sie wollen, einquartiren; im Schlosse leide Ich einen solchen alten Drachen nicht. Dabei bleibt es, basta. Sie können sie immer ernstlich anhalten, Meine Pfeifen gehörig

zu reinigen (besondere Rücksicht erfordern die Meerschaumköpfe) und Meine Zöpfe in Ordnung zu halten. Das erwarte Ich. Punktum. An baarem Gehalte setze Ich Ihnen dreihundert Gulden aus; das ist, denke Ich, raisonabel und fürstlich bezahlt.

Somit verbleibe Ich

Ihr wohlgeneigter

Eitelfritz VII.,

Herzog von Kratzingen u. s. w. eigenhändig.

Kaum hatte der Graf von Hünenberg, der den alten, sonderbaren Herren genau kannte, und demzufolge über diesen seinen Brief sich nicht eben sehr wunderte, das fürstliche Handschreiben zu Ende gelesen, als das Alt-Hoffräulein, grün vor Grimm im Gesichte, aufsprang, dem alten Herrn den Brief aus den Händen riß, ihn zu Boden warf und mit beiden Füßen darauf herumtrat. Aber eben so rasch war der Alt-Hauptmann und neue geheime Pfeifenstopfer Seiner Durchlaucht aufgesprungen. Er ergriff die Tobende am Arme, befahl ihr das Schreiben sofort aufzuheben und verlangte, daß sie den Herrn Grafen um Verzeihung bitte. Aber da kam er schön an. „Sie!" rief sie, sich hoch aufrichtend, „Sie wähnen mir etwas befehlen zu können? Das Band, das uns bis heute vereinte, zerreiße ich. Unser Verhältniß ist gelöst. Gehn Sie und stopfen Sie dem alten Bären seine abgeschmackten Pfeifen und sagen Sie ihm, daß der alte Drache ihn verachte. Ja, Sie thun wohl daran, dem alten herzoglichen Rauchfange den Tabak anzuzünden, das ist für Sie eine ganz würdige Beschäftigung; mein Platz aber ist fortan im Kloster der heiligen Ursula: dort will ich der falschen Welt und ihres schnöden Treibens vergessen; dort will ich ein frommes, nur Gott und meinem Heilande geweihtes Leben führen. Dahin ziehe ich mich zurück für immer und diese Nacht noch reise ich ab."

Damit verließ sie ohne Gruß und Abschied den Saal; Niemand aber gieng dießmal ihr nach, sie aufzuhalten.

Ende des ersten Bandes.

